Der Hof Ludwigs XIV.

in Augenzeugenberichten

Herausgegeben von

Gilette Ziegler

Mit einem Vorwort von

Gilbert Ziebura

Karl Rauch Verlag

Titel der Originalausgabe »Les Coulisses de Versailles«

Aus dem Französischen von Elisabeth Hort
Redaktion und Bildteil Karl Rauch Verlag

2. Auflage

Umschlag und Einband von Hannes Jähn
Herstellung Butzon & Bercker Kevelaer
Printed in Germany 1964

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Der Hof Ludwigs XIV., dieses großartig kunstvolle und künstliche Gebilde, so oft bewundert und imitiert, aber nie erreicht, war kein Zufallsprodukt, sondern ein notwendiger, integraler Bestandteil des absolutistischen Herrschaftssystems im Augenblick seiner höchsten Blüte. Nicht von ungefähr zeigte dieser Hof erste Anzeichen der Degenerierung, als das Prestige seines Schöpfers während des spanischen Erbfolgekrieges zu schwinden begann. Es konnte nicht ausbleiben, daß er nach dem Tode des Sonnenkönigs, unter der Regentschaft Philipps von Orléans, noch um einige Stufen tiefer sank. Nicht nur der liberale und libertine Charakter des Regenten, auch die gewandelten Ideale einer erschöpften Gesellschaft waren unvereinbar mit dem strengen Ritual der Etikette und des Protokolls, das Ludwig XIV. eingeführt und persönlich ausgestaltet hatte und das doch nur darauf abzielte, den Adel durch die Einfügung in eine strikte, offizielle Hierarchie zu disziplinieren. Als es so weit kam, daß man sogar um Geld spielte, und es sich einbürgerte, daß die Kammerfrauen dabei mitten unter den Höflingen saßen, schrieb die im höchsten Maße skandalisierte Herzogin von Orléans, eine deutsche Prinzessin, die der alten Zeit nachtrauerte: »Das hat schon nicht einmal mehr Ähnlichkeit mit einem Hof!« Das Gesetz aber, nach dem der Hof Ludwigs XIV. in seinen besten Tagen lebte, waren Allmacht und Anspruch seines Herrn, womit er bis in die letzten Winkel durchdrungen war. Und jede Geste konnte der Verherrlichung des Königs dienen, weil er als Gegenleistung die Beteiligung an seiner Größe und seinem Glanz bot.

Die Voraussetzungen dafür wurden geschaffen, als Ludwig XIV. nach dem Tode Mazarins (1661) systematisch die Alleinherrschaft an sich riß. Das psychologische Klima war ihm außerordentlich günstig. Nach den Wirren der Adelsfronde, die das Land jahrelang erschüttert hatten, hoffte alle Welt, in der Autorität der wiederhergestellten Monarchie die sicherste Garantie für die ersehnte Ordnung zu finden. Hinzu kam, daß die strahlende Schönheit des jungen Königs, seine kräftige Erscheinung voll natürlicher Majestät, Anmut und Liebenswürdigkeit, das Volk in bewundernde Begeisterung versetzte und ihm ein reiches Kapital an Popularität einbrachte. Für jene brillante, ganz auf den Gewinn von Ruhm und Größe abgestellte Regierung, wie Ludwig sie in Angriff zu nehmen beabsichtigte, konnten aber auch in innenpolitischer Hinsicht die Ausgangspositionen kaum günstiger sein. Er stand an der Spitze des damals meistbevölkerten und mächtigsten Staates in Europa, der dank der energischen Maßnahmen Colberts auch bald zu den reichsten zählen sollte. Die Macht der zentrifugalen Kräfte in Gestalt des Adels und der auf die Ausweitung ihrer Befugnisse erpichten Parlamente war endgültig gebrochen. Die fähigsten Minister seiner Zeit, sämtlich aus der ausgezeichneten Schule Richelieus und Mazarins hervorgegangen, umgaben den König mit ihrem Rat, den er, seiner eigenen Mittelmäßigkeit bewußt, aber mit einer guten Portion gesunden Menschenverstands ausgestattet, wenigstens in den ersten beiden Jahrzehnten seiner Regierung zu hören bereit war. Was letztlich ihre Leistung war, fiel auf den König zurück und diente seinem Ruhm.

Und wie diese Minister das Handwerk der Verwaltung verstanden! Mit welchem Arbeitseifer und Elan sie der Sache des absolutistischen Staates dienten! Als Ludwig zu regieren begann, konnte er sich auf ihr in den Grundzügen bereits fertiges Werk stützen. Colbert, der die Sanierung der Staatsfinanzen, dieses ewige Problem des ancien régime, und die Steigerung der Staatsmacht überhaupt in erster Linie von der ökonomischen Prosperität des Landes erwartete, stimulierte entschlossen die industrielle Aktivität mittels einer streng eta-

tistischen Wirtschaftspolitik, indem er den Import drosselte und staatlich subventionierte, steuerlich begünstigte Manufakturen schuf. Um den Handel zu fördern, baute er Häfen aus, entwickelte die Handelsmarine und betrieb eine weltweite Kolonialpolitik. Aus dem Ausland holte er die besten Arbeiter und Ingenieure nach Frankreich. Im Bereich der Finanzpolitik allerdings, in dem er viel orthodoxer vorging, kam er über Anfangserfolge nicht hinaus. Louvois seinerseits, der von seinem Vater Le Tellier 1662 das Staatssekretariat für den Krieg übernahm, setzte das Werk der Modernisierung und qualitativen Verbesserung der Armee, ihrer Disziplin, Taktik und Bewaffnung fort, so daß sie schließlich, streng hierarchisch gegliedert und bürokratisch verwaltet, zum gefügigen Instrument der absoluten Monarchie wurde und dem König auch nach innen einen enormen Machtzuwachs brachte. Die Erfolge lassen sich daran abmessen, daß das Heer zahlenmäßig rasch anwuchs: 1672 umfaßte es rund 120 000, 1690 bereits 300 000 Mann.

Im übrigen sorgte ein straff zentralisierter bürokratischer Apparat für die Durchsetzung des Absolutheitsanspruchs seitens des Monarchen nach unten, indem er sich auf ein Netz ergebener und energischer Intendanten stützte, die ihrerseits die sich als Notabeln fühlenden, aber fachlich unqualifizierten Träger gekaufter Ämter zurückdrängten zugunsten eines strengen Systems administrativer Bevormundung von oben. Je länger die Herrschaft Ludwigs andauerte, um so unpersönlicher, aber auch willkürlicher und erpresserischer wurde es gehandhabt. Gegengewichte gegen den königlichen Absolutismus existierten nicht. Die Presse unterlag schärfster Zensur; Mißliebige wurden ohne Richterspruch beliebig lange im Gefängnis festgehalten. Durch Gegensätze zwischen hohem und niederem Klerus sowie durch den Kampf zwischen ultramontanen Jesuiten und Jansenisten war die Geistlichkeit gespalten und daher ohnmächtig. Niemals war der Einfluß der Kardinäle und ihr Rang am Hof so gering wie unter Ludwig XIV. Gleich zu Beginn seiner Regierungszeit demonstrierte er, wo die Macht im Staate saß, indem er 1661 seinen letzten, zu-

mindest potentiell gefährlichen Gegner eliminierte: Nicolas Fouquet, Vicomte von Melun und von Maux, Oberintendant der Finanzen, der (wie Mazarin) auf Kosten der Staatsfinanzen einen enormen Reichtum angesammelt hatte, über viele Freunde und Anhänger und sogar einen befestigten Platz verfügte. Das Volk jubelte seinem Sturz zu, was gleichbedeutend war mit einer Zustimmung zur persönlichen Herrschaft Ludwigs. Alle Stände strebten nach der Gunst des Königs; die Nation erkannte sich in ihrem stolzen Monarchen wieder. Die Ambition, zugleich aber der Wille zur Disziplin und Regelhaftigkeit, zur Klarheit und Reinheit der Formen feierten in Kunst und Literatur Triumphe, um schließlich in Versailles eine angemessene Verkörperung zu finden und dem Schauspiel der Machtentfaltung eine würdige Kulisse zu geben.

Es ist keine Frage, daß die Verlegung der königlichen Residenz und des Regierungssitzes von Paris, dessen Bevölkerung Ludwig XIV. in Erinnerung an die Fronde mißtraute, nach Versailles 1682 den absolutistischen Charakter des Regimes noch verstärkte. Nicht nur die Bürokratie, sondern der glänzende, unmäßig aufgebauschte Hof mit seinen mehr als 15 000 Bewohnern (Adel, Dienstpersonal, Bewachungstruppen) schoben sich nun zwischen König und Nation, um beide immer weiter voneinander zu entfernen. Selbst der dort herrschende Luxus besaß eine genau kalkulierte Funktion: indem er den Adel noch mehr ruinierte, machte er ihn nur um so abhängiger von den Pensionen des Königs, die im übrigen ganz nach Laune oder politischem Bedürfnis verteilt oder entzogen wurden. Das von Spanien übernommene und von Ludwig persönlich festgelegte und auf eine immer subtilere Weise ausgestaltete Zeremoniell verwandelte jede Handlung des täglichen Lebens in eine Feierlichkeit, mit der demonstriert werden sollte, daß alles auf die Person des Monarchen ausgerichtet war, in ihn mündete und von ihm ausging wie von der alles belebenden Sonne (daher »Sonnenkönig«). Diese ganz auf sich selbst bezogene, an ihrer Spitze streng hierarchisch gegliederte Gesellschaft des Hofes bot dem Adel nun ein neues, politisch weitgehend entschärftes Betätigungsfeld. Während der König sei-

ne engsten Mitarbeiter mit Vorliebe aus der Bourgeoisie entnahm und damit ihren Machtanteil automatisch reduzierte, kreisten alle Leidenschaften des Adels um Probleme des Rangs und der damit verbundenen Privilegien. Diese Rangfragen waren viel weniger nichtig, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Ihre Bedeutung lag darin, daß sie die schrecklichen Interessenkämpfe der alten, traditionsreichen Adelsgeschlechter absorbierten und zugleich kanalisierten. Man setzte seine Ansprüche nicht mehr wie früher mit den Waffen durch, sondern konzentrierte alle Energie und Intelligenz auf den Streit um den »ordre de préséance«, also jene Ehrerbietung, die einem der andere schuldete. Die Sucht nach dem Rang beherrschte alles Denken und Handeln, zerbrach Freundschaften, knüpfte die widernatürlichsten Bündnisse und befähigte die Menschen zu den größten Gemeinheiten. Die Memoiren Saint-Simons, denen der Leser in diesem Buch häufig begegnen wird, und deren Autor selbst, stolz auf den Herzogtitel, mit Argusaugen darüber wachte, daß sich niemand einer »Usurpation« von Privilegien schuldig machte, sind voll der unglaublichsten Intrigen und Machinationen in diesem nie endenden Kampf, in dem sich besonders die Frauen auszeichneten und der die hauptsächlichste »raison d'être« des Hofes darstellte. Er erwies sich so als ein in der Tat perfektes Instrument zur Domestizierung einer ganzen Klasse. Er war damit, möchte man zynisch meinen, das teure Geld wert, das er die Monarchie kostete.

Dieser blühende und kraftvolle Staat war, ebenfalls eine Frucht der Staatskunst Richelieus und Mazarins, solide nach außen abgesichert. Ein Netz von Bündnissen machte Frankreich zur europäischen Hegemonialmacht. Unmittelbare Gefahren drohten um so weniger, als die Kraft der traditionellen Gegner, Spanien und Österreich, gebrochen war. Durch seine Heirat mit Marie Therese, der ältesten Tochter Philipps IV., erwarb Ludwig XIV. die Möglichkeit, in der Frage der spanischen Thronfolge sein Wort mitzureden. Durch die Stützung der Stuarts konnte er der englischen Neutralität sicher sein. So schienen alle Elemente für eine lange Periode des Friedens

vereinigt zu sein. Wäre es nach dem Rat des vorsichtigen, kriegerischen Abenteuern durchaus abgeneigten Festungsbaumeisters Vauban gegangen, hätte sich Frankreich damit zufrieden gegeben, sein Territorium, besonders im Norden und Westen, durch die Einverleibung strategisch wichtiger Plätze abzurunden, um auf diese Weise den geplanten Festungsgürtel als Schutz gegen künftige Invasionen zu vervollständigen. Mit derart bescheidenen Zielen konnte sich ein Ludwig XIV. nicht abfinden, ganz abgesehen davon, daß eine Hegemonialstellung immer auch eine Hegemonialpolitik verlangt. So nutzte er seine aus der günstigen europäischen Konstellation sich ergebende Macht von Anfang an zu einer Prestigepolitik aus, die im Verlauf seiner 54jährigen Regierungszeit schließlich dazu führte, daß er das Erbe der großen Kardinäle fortschreitend aushöhlte und zuletzt in seinen Grundlagen erschütterte.

Da ihm aber zunächst daran lag, seine hervorragende, von den erfahrensten und tüchtigsten Offizieren (Turenne, Condé) geführte Armee zu schonen und sie sich damit zu erhalten, engagierte er sich nur in militärisch sichere Aktionen wie den Devolutionskrieg gegen Spanien (1667/68), einen reinen Eroberungskrieg, der ihm aber bereits hätte zeigen müssen, daß ihm nicht alles erlaubt war und daß jede Hegemonialpolitik unweigerlich auf ein System von Gegenkoalitionen stößt. In diesem Fall schlossen sich England, Holland und Schweden zur Tripelallianz zusammen, deren Kraft immerhin ausreichte, daß Ludwig im Frieden von Aachen (1668) die von Condé eroberte Franche-Comté wieder herausgeben mußte und nur im Norden einige Grenzstädte wie Lille behielt, Ausgangspunkte künftiger Aggressionen gegen Holland, den gehaßten Initiator der antifranzösischen Koalition. Um Holland in die Knie zu zwingen, isolierte er den Gegner zunächst diplomatisch, griff dann 1672 an und eroberte große Teile des Landes, das sich nur durch das Öffnen der Schleusen vor der Niederlage rettete. Aber in Wilhelm III. von Oranien fand Ludwig einen ihm gewachsenen Gegner, der nun zur Seele einer neuen Koalition wurde. Die Friedensverträge von Nymwegen und Saint-Germain-en-Laye (1678/79) brachten Frankreich be-

trächtliche territoriale Gewinne (ein Teil der spanischen Niederlande, die Franche-Comté) und diplomatische Vorteile ein wie die Neutralität Hollands, das als Gegenleistung sein verlorenes Gebiet zurückerhielt, und im Norden die Dankbarkeit Schwedens, dem der Große Kurfürst alle Eroberungen herausgeben mußte, um nun seinerseits aus Wut gegen den Kaiser ein Bündnis mit Frankreich abzuschließen.

Damit hatte Ludwig XIV. den Höhepunkt seiner Macht erreicht: er war zum Schiedsrichter Europas geworden. Es war kein Zufall, wenn sich zur gleichen Zeit das Blatt wendete und der Abstieg begann. Unter dem wachsenden Einfluß des ehrgeizigen und skrupellosen Louvois trieb er eine Großmachtpolitik, die die Kräfte der Nation überforderte. Mitten im Frieden begann er unter Berufung auf fiktive oder an den Haaren herbeigezogene Rechtstitel die Annektierung von Städten wie Metz, Breisach, Besançon usw., schließlich von Straßburg (1681), was im deutschen Reich eine Welle patriotischer Entrüstung hervorrief. Im Innern unterbrach er die lange Zeit des Friedens durch eine widersprüchliche und unnütz brutale Religionspolitik gegen die Jansenisten auf der einen und die Protestanten auf der anderen Seite. Durch ein System schikanöser Maßnahmen sollte eine Massenbekehrung bewirkt werden, die aber nur Teilerfolge verzeichnen konnte. Nach dem Tode Colberts machte sich auch hier der schädliche Einfluß seines Rivalen Louvois, vor allem aber der devoten Madame de Maintenon stärker bemerkbar, die letzte aus der langen Reihe der Maitressen Ludwigs XIV., die er später heimlich heiratete und die insbesondere in den letzten Regierungsjahren eine beträchtliche politische Rolle hinter den Kulissen spielte. Höhepunkt dieser Politik der Unduldsamkeit war die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685, das mit dem auch nach konfessioneller Vereinheitlichung strebenden Absolutismus ohnehin nicht vereinbar war. Die daraufhin einsetzende Hugenottenemigration, an der sich über 50 000 Familien beteiligten, schwächte Frankreichs wirtschaftliche Kraft, da es sich oft um besonders tüchtige, unternehmungslustige Bürger handelte, die in ihrer neuen Heimat zu Zentren des Frank-

reichhasses wurden, während die zurückgebliebenen Protestanten den Kern einer antimonarchistischen Opposition bildeten. Die Aufhebung des Edikts war der größte, zweifellos aber auch der unvermeidbarste Fehler der Regierung Ludwigs XIV.

Gleichzeitig verschlechterte sich die außenpolitische Lage Frankreichs, als sich seit 1686 in Gestalt der Liga von Augsburg ein fast alle wichtigen europäischen Staaten umfassendes Bündnis mit dem Ziel bildete, Frankreich in die Grenzen der Friedensverträge von 1648 und 1659 (Pyrenäischer Frieden) zurückzuverweisen. Besonders verhängnisvoll wirkte sich der Beitritt Englands nach der Revolution von 1688 aus, das nun, zugleich auf Holland gestützt, die Führung im Kampf gegen den Hegemonialanspruch Ludwigs XIV. übernahm. Nichts wollte nun mehr so recht glücken. Der Feldzug, der sich zu Lande vornehmlich auf dem Gebiet des deutschen Reiches abspielte und durch die in der Pfalz angewandte Taktik der verwüsteten Erde auch für damalige Verhältnisse überaus grausam verlief, brachte keinen entscheidenden Sieg für Ludwig; dagegen wurde die französische Flotte so vernichtend geschlagen (La Hogue, 1692), daß Frankreich für lange Zeit auf seine Stellung als Seemacht verzichten mußte. Der Friede von Ryswyk (1692) bedeutete zumindest einen Stillstand in der Machtausweitung Frankreichs. Die für Ludwig demütigendste Bestimmung war die Anerkennung Wilhelms von Oranien als König von England – beredtes Zeichen einer grundsätzlich gewandelten Lage. Diese dauernden Kriege zersetzten zusehends die ökonomische Substanz und Moral des Landes. Der wachsenden Staatsschuld konnte man auch nicht durch erhöhte Steuern Herr werden, was notwendigerweise den Einfluß der Finanziers auf die Regierung stärken mußte. Breite Volksschichten verelendeten in einem Maße, daß es zu regelrechten Hungerrevolten kam (etwa 1709). Wirtschaftskrise, Rückgang der Bevölkerungszahl, wachsende Verbitterung, die noch durch das brutal gehandhabte Rekrutierungssystem gesteigert wurde, kennzeichneten die Lage und begünstigten die Entstehung einer von Hugenotten und Hocharistokraten getragenen

Opposition. Der Spanische Erbfolgekrieg, den Ludwig seit 1702 führte, um die spanische Krone für seinen Enkel Philipp V. zu gewinnen, versetzte seinem Ansehen den letzten Schlag: unpopulär, schlecht vorbereitet und schlecht geführt, konnte Frankreich gegenüber den von so ausgezeichneten Feldherrn wie dem Prinzen Eugen und Marlborough geführten Armeen der Großen Koalition nichts ausrichten; seit 1704 erlitt es fast nur Niederlagen. Der strenge Winter von 1708/09 brachte es an den Rand des Abgrunds. Auf ein Friedensangebot Ludwigs antworteten die Verbündeten mit so harten Bedingungen, daß die Verhandlungen abgebrochen werden mußten. Nur dem Zufall, daß in England die kriegsfeindliche Tory-Partei an die Macht kam (1710), verdankte Frankreich die Rettung. In den Friedensschlüssen von Utrecht (1713) und Rastatt (1714) konnte es zwar seinen Besitzstand wahren, aber seine Hegemonialstellung war gebrochen.

Die Bilanz aller dieser vom Lande abverlangten Anstrengungen blieb mager und unproportioniert: die Einverleibung der Franche-Comté, Straßburgs sowie einige Gebietsabrundungen im Norden. Im Innern hinterließ Ludwig XIV. ein wirtschaftlich und moralisch erschüttertes Land. Sein Ansehen hatte so gelitten, daß es weder ihm noch der frömmelnden Madame de Maintenon gelang, das ihnen so sehr am Herzen liegende Zeremoniell am Hofe aufrechtzuerhalten. Unnütz und ruinös, gab er dem Land auch noch das skandalöse Schauspiel eines zynischen Parasitentums und einer wachsenden Sitten- und Glaubenslosigkeit, selbst in der unmittelbarsten Umgebung des Thronfolgers. Während früher der König selbst Initiator und Mittelpunkt aller Vergnügungen war und den Hof in ein einziges permanentes Fest verwandelte, zog er sich auf seine alten Tage in das Zimmer der Madame de Maintenon zurück, um Psalmen zu lesen. Sein Tod löste beim Volk befreienden Jubel aus ...

Aber verlassen wir die große Geschichte, um uns an den kleinen Geschichten der Zeitgenossen zu erfreuen. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Das Material ist überwältigend, denn selten ist eine Gesellschaft mit solch leidenschaft-

licher Anteilnahme, mit so viel Geist und Witz und solch minuziöser Genauigkeit beobachtet und analysiert worden wie diejenige am Hofe Ludwigs XIV. Und wir begegnen der menschlichen und wie oft der allzu menschlichen Seite eines großen Jahrhunderts! Aber eben darum finden wir es in diesen Berichten der Augenzeugen um so viel lebendiger, näher, vielleicht sogar wahrer als in seinen Schlachten, Bauten und Bildern.

Gilbert Ziebura

Dekor und Personen

Was war Versailles? Bis 1661 ein einfacher Jagdpavillon, wie André Félibien, Sieur des Avaux et de Javercy, Architekt und Historiograph der Bâtiments du Roi, der Königlichen Bauten, berichtet:

Dieses Schloß, das Ludwig XIII. hatte errichten lassen, bestand dazumal nur aus einem einfachen Hauptgebäude, aus zwei Flügeln und vier Pavillons.

Als Kind hat Ludwig XIV. es einige Male besucht. Die »Gazette« vom 18. April 1651 läßt uns darüber wissen:

Als der König sich zum Jagdvergnügen in die Umgebung des Schlosses von Versailles begeben und der Marschall de Villeroy, Erzieher Seiner Majestät, der ihn begleitete, den Präsidenten de Maisons, Oberintendanten der Finanzen und Hauptmann dieses Schlosses und desjenigen von Saint-Germain, um Bewirtung gebeten hatte, wollte der König dieses Mahl mit seiner Gegenwart beehren, wobei sich zeigte, daß eine Person von Ordnung sich überall als solche erweist, denn obgleich Seine Majestät ihren Offizieren untersagt hatte hinzugehen, wurde sie mit ihrem ganzen Gefolge so großartig bewirtet, an Tischen, die gedeckt wurden, sowie man sich an ihnen einfand, daß alle außerordentlich zufrieden waren.

Zehn Jahre später beschließt der König, ein prunkvolleres Schloß in Versailles erbauen zu lassen, obgleich die Lage, nach Louis de Rouvroy, Herzog von Saint-Simon, durchaus nichts Anziehendes hat:

Versailles, der traurigste und reizloseste aller Orte, ohne Aussicht, ohne Wald, ohne Wasser, ohne Boden, weil dort alles loser Sand und Sumpf ist, ohne Luft natürlich, die dort nicht gut sein kann ...

Die Arbeiten beginnen im Herbst 1661, zunächst in bescheidenem Umfang. Man erneuert die Dächer; zwei neue Gebäude werden rechts die Küchen, links die Ställe beherbergen, mit Wohnungen im ersten Stockwerk; zwei Pavillons am Eingang sind für die Musketiere des Königs vorgesehen; gegen Süden baut man eine Orangerie. Der König kommt oft, um die Fortschritte dieser Arbeiten zu überwachen. Am 17. Februar 1663 schreibt Monsieur Petit an Colbert:

Monseigneur, sowie der König gestern in Versailles ankam, fragte er, woran gearbeitet worden sei seit dem letzten Mal, da Seine Majestät dagewesen war, und ob die Arbeiten vorwärtsgingen. Wir sagten ihm, daß der Frost daran hindere, die Gipsarbeiten im Innern des Hauptgebäudes und im Küchen- und Ställepavillon (Gebäude des vorderen Hofes) zu Ende zu führen, daß aber das Ganze gelattet sei und in einem Stande, in drei Wochen guten Wetters fertig zu werden, und daß Seine Majestät mit unserem Fleiße zufrieden sein würde; daß man weder an der Orangerie noch an den beiden kleinen Pavillons der Stirnseite der Demi-lune am Eingang in den Gegenhof arbeiten könne, bevor nicht der Frost vorüber sei; daß die Blei- und Dachdeckerarbeiten des Hauptgebäudes und der Pavillons des genannten Gegenhofes beendet seien und daß binnen kurzem Seine Majestät viele Schreinerarbeiten an Ort und Stelle sehen werde.

Unsere Erdarbeiter, 80 an der Zahl, arbeiten, wie ich Ihnen in meinem letzten Bericht mitgeteilt habe. Am Montag kommt (wie man mir versichert hat) eine weitere Brigade, der ich sofort ihre Beschäftigung zuweisen werde. 350 Erdarbeiter arbeiten kräftig an der Bewegung der Erdmassen der Orangerie und der Demi-lune am Ende des großen Gartenparterres und an dem Umbrechen des Gartens des Alten Schlosses.

1664 beginnt der königliche Wohnsitz Gestalt zu gewinnen. Sebastian Locatelli, ein Bologneser Geistlicher, der sich in Frankreich aufhält, beschreibt ihn mit folgenden Worten:

Versailles ist ein schönes Schloß, das, von Ludwig XIII. begonnen, von dem regierenden König vollendet wird. Es gibt da Wild im Überfluß. Es befindet sich da eine Voliere, ganz aus Kupferdraht, die, glaube ich, sämtliche Vögel enthält, die man sich nur vorstellen kann. Man hat mir mehr als vierzig Arten gezeigt, die ich weder jemals gesehen noch auch nur habe nennen hören. Was die Gebäude angeht, die Jagd, die Bequemlichkeit und die Vergnügungen, so übertrifft Versailles alle Schlösser des Königs und sogar Fontainebleau.

Man hat bereits drei große Straßen begonnen, die vom Cours la Reine nach Versailles führen, und wird sie mit der Zeit noch verbessern. Sie sind in gerader Linie einundzwanzig Meilen lang, mit drei Reihen von Bäumen bepflanzt und in drei Alleen eingeteilt: die Mittelallee, für die Karossen bestimmt und gepflastert, wird vier Ruten Breite haben; die beiden seitlichen Alleen, eine Rute breit, werden höher sein und eine Art Damm bilden. Alles das wird den König sehr viel Geld kosten, denn dieses Land besteht nur aus Hügeln, und man muß sie auf einer Strecke von sieben Meilen planieren; sie sind allerdings nicht sehr hoch und enthalten keine Steine. Diese Straßen werden, wenn sie vollendet sind, auf der Welt vielleicht nicht ihresgleichen haben.

Alles das kostet in der Tat sehr viel Geld, und Colbert, der die Funktionen eines Generalkontrolleurs der Finanzen und eines Oberintendanten der Bauten in sich vereinigt, schreibt am 28. September 1665 an den König:

Eure Majestät kehren von Versailles zurück. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, Ihnen zu diesem Gegenstand einige Worte der Bedenken zu sagen, die ich oft habe und die Sie, wenn es Ihnen gefällt, meinem Eifer vergeben werden. Dieses Haus ist mehr auf das Vergnügen und die Unterhaltung Eurer Ma-

jestät angelegt als auf Ihren Ruhm, und da Sie aller Welt zu erkennen geben, wie sehr Sie diesem vor jenen den Vorzug geben und wie dies sicherlich Ihren innersten Gefühlen entspricht, so daß man mit Sicherheit frei zu Eurer Majestät sprechen kann, ohne Gefahr zu laufen, Ihnen zu mißfallen, würde ich glauben, der Treue, die ich Ihnen schulde, Abbruch zu tun, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß es wohl recht und billig ist, daß nach einer so großen und starken Hingabe, die Sie den Staatsgeschäften, zur Bewunderung der ganzen Welt, widmen, Sie etwas an Ihre Vergnügungen und Unterhaltungen wenden, aber daß man darauf achten muß, daß diese Ihrem Ruhme nicht zum Nachteile gereichen.

Wenn indessen Eure Majestät in Versailles suchen wollen, wo die mehr als fünfhunderttausend Taler geblieben sind, die dort in zwei Jahren ausgegeben wurden, so werden Sie sicher Mühe haben, sie zu finden. Wenn Sie gütigst bedenken wollen, daß man in den Rechnungen der Trésoriers Ihrer Bauten immer sehen wird, daß in der Zeit, da Sie so große Summen an dieses Haus gewendet haben, Sie den Louvre vernachlässigten, welcher sicherlich das großartigste Palais der Welt und das der Größe Eurer Majestät würdigste ist ... [*Satz nicht vollendet*]. Und wolle Gott, daß die zahlreichen Anlässe, die Sie zu einem Kriegseintritt nötigen und Ihnen die Mittel zur Vollendung dieses prachtvollen Gebäudes nehmen könnten, Ihnen nicht für lange Zeit das Mißvergnügen geben werden, dazu die Zeit und die Gelegenheit versäumt zu haben.

Eure Majestät wissen, daß in Ermangelung glänzender Kriegstaten nichts so sehr die Größe und den Geist der Fürsten kennzeichnet wie Bauten, und die ganze Nachwelt mißt sie mit der Elle dieser erhabenen Gebäude, die sie zu ihren Lebzeiten errichtet haben. O welch ein Jammer, daß der größte König und der tugendhafteste, von der wahren Tugend, die die größten Fürsten macht, mit der Elle von Versailles gemessen werden sollte. Und was mich betrifft, so gestehe ich Eurer Majestät, daß ich, ohnehin in Kenntnis Ihres Widerstrebens, die Barzahlungen zu erhöhen, und wenn ich hätte voraussehen können, daß diese Ausgabe so groß sein würde, geraten hätte,

sie in Baranweisungen [*Ordonnances de comptant: königliche Zahlungsanweisungen ohne Angabe des Verwendungszweckes für den Rechnungshof*] auszuführen, um sie der Kenntnis zu entziehen.

Im Laufe der folgenden Jahre ist der König häufiger zu kurzen Aufenthalten in Versailles, selbst im Winter. Der Parlamentsrat Olivier Lefèvre d'Ormesson notiert in seinem Tagebuch im März 1667:

Während der Fastnachtstage verbrachte der König Samstag bis Mittwoch in Versailles und wollte, daß während der drei Tage alle, die kämen, maskiert seien. Er ließ große Tische herrichten, um sie zu bewirten, und gab bekannt, daß jede Maske mit aller Zuvorkommenheit empfangen würde. Der ganze Hof machte große Ausgaben für diesen Prunk, und ich habe gehört, daß man nichts Schöneres hätte sehen können, aber es herrschte eine große Einsamkeit; es waren nur drei oder vier Karossen mit Masken aus Paris gekommen. Der König war darum betrübt, weil er sah, daß sein großer Aufwand von niemandem bemerkt wurde. Es gab wenig Masken zu Paris, da wenig Leuten der Sinn nach Vergnügen stand.

Im Jahre 1668 beginnt man den Bau dreier großer neuer Gebäude, die das Schloß umgeben und das Neue Schloß bilden werden. Dies zur großen Verzweiflung Colberts, wie uns Charles Perrault, der Autor der berühmten »Contes«, erzählt, der Contrôleur des Bâtiments ist:

Kaum war dieses Schloß [*das frühere*] fertig und Monsieur Colbert sehr erfreut, ein königliches Haus vollendet zu sehen, wo es nur mehr nötig sein würde, zwei- oder dreimal im Jahre hinzugehen, um die notwendigen Reparaturen zu machen, als der König den Entschluß faßte, es um mehrere Gebäude zu erweitern, um darin bequem seinen Rat während eines Aufenthaltes von mehreren Tagen unterbringen zu können. Man fing mit einigen Gebäuden an, die, zur Hälfte erbaut, nicht gefielen

und sofort wieder niedergerissen wurden; man baute daraufhin die drei Wohngebäude, die das Kleine Schloß umgeben und deren Front den Gärten zugewandt ist. Als diese Gebäude, nach dem Entwurfe von Monsieur Le Vau, erbaut waren, und da sie schön und prächtig sind, fand man, daß das Kleine Schloß kein Verhältnis und keine Angemessenheit zu diesem neuen Gebäude habe. Man schlug dem König vor, dieses Kleine Schloß abzureißen und an der Stelle Gebäude zu errichten, die von der gleichen Art und von der gleichen Symmetrie wie die neu erbauten seien. Aber der König wollte hierin nicht einwilligen. Man stellte ihm vergebens vor, daß ein großer Teil baufällig wäre, er ließ aufbauen, was aufzubauen nötig war, und da er wohl ahnte, daß man ihm dieses Kleine Schloß baufälliger hinstellte, als es war, um ihn zu bewegen, es abreißen zu lassen, sagte er mit einiger Bewegung, daß man es ganz abreißen könnte, aber daß er es wieder aufbauen lassen würde, ganz so wie es war und ohne etwas daran zu ändern.

Félibien des Avaux fügt hinzu:

Da Seine Majestät diese Pietät für das Andenken ihres verstorbenen Vaters gehabt hat, nichts niederreißen zu lassen von dem, was er erbauen ließ, hindert nichts von dem, was man hinzugefügt hat, daß man das Alte Palais so sehe, wie es früher war, mit der Ausnahme, daß man den Hof mit Marmor gepflastert, daß man ihn mit Brunnen und Figuren bereichert, die Nischen mit Volieren geschmückt und die Balkonfassaden vergoldet und daß man überhaupt alle Teile verschönert hat, damit sie irgendwie den übrigen großen Gebäuden entsprechen, die man hinzugebaut hat. Man nennt Château Neuf oder Grand Château alle Wohngebäude, die der König dem alten Bau von Versailles anfügte. Sie haben Blick auf den Garten und auf die Höfe, die sie von dem Kleinen Schloß trennen, mit denen sie nichtsdestoweniger durch große Treppen verbunden sind, die zu den oberen Wohnungen führen.

Die Arbeiten verursachen zahlreiche Unfälle. Oft werden Arbeiter verletzt, und ihre Familien werden bestraft, wenn sie zu protestieren wagen. Wieder ist es Lefèvre d'Ormesson, der, im Juli 1668, notiert:

Es haben sich zwei ziemlich beachtliche Vorfälle ereignet: Eine Frau, die ihren Sohn verloren hatte durch einen Sturz, als er an den Maschinen von Versailles arbeitete, und die von der Chambre de Justice zu Abgaben verurteilt worden war, hatte, außer sich vor Schmerz, eine Blankobittschrift vorgelegt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und in der Tat fragte man sie lachend, was sie wolle; da stieß sie Beleidigungen gegen den König aus, nannte ihn Hurenknecht, Maschinistenkönig, Tyrann und tausend andere Sottisen und Extravaganzen, worauf der König überrascht fragte, ob sie von ihm spreche. Worauf sie mit Ja antwortete und fortfuhr. Sie wurde ergriffen und auf der Stelle verurteilt, ausgepeitscht und nach den Petites-Maisons [*frühere Pariser Irrenanstalt*] geführt zu werden. Die Peitsche wurde ihr mit außerordentlicher Härte den ganzen Faubourg Saint-Germain hindurch gegeben, und diese Frau gab keinen Laut von sich, das Übel wie ein Märtyrer und um Gottes willen erleidend. Viele haben diese strenge Strafe mißbilligt und gesagt, daß man diese Frau hätte als Irre behandeln und nach den Petites-Maisons bringen sollen, ohne sich zu dieser Strafe hinreißen zu lassen.

Einige Tage später hatte ein Mann im Alter von sechzig Jahren sich ebenfalls in solch ungebührlicher Weise ereifert. Er wurde angeklagt, gesagt zu haben, daß der König ein Tyrann sei und daß es noch Ravaillacs und Leute von Mut und Tugend gäbe [*Ravaillac war der Mörder Heinrichs IV.*]. Dieser Mann wurde von dem Grand Prévôt zusammen mit den Maîtres de Requêtes [*etwa Untersuchungsrichter im Sinne der Zeit, die vom König bestellt waren*] des Juliquartals [*3. Quartal*] und anderen, die zu Saint-Germain waren, gerichtet und verurteilt, die Zunge herausgeschnitten zu bekommen und auf die Galeeren geschickt zu werden. Einige stimmten für den Tod. Man sagt, daß es eine neue Strafe ist, die Zunge heraus-

zuschneiden, und daß man sie den Gotteslästerern nur durchsticht.

Im Jahre 1671 beschließt der König, die Erbauung einer Stadt um das Schloß herum anzuregen, um dieses Schloß, wo die Arbeiten weitergehen und wo die Aufenthalte des Hofes immer häufiger werden, obgleich die Hofleute nicht immer wissen, wo sie unterkommen sollen. Je nach der königlichen Laune wechseln sie übrigens die Wohnung – oder die Mansarde – bei jeder Reise. Saint-Simon erzählt, wie es dem Marquis de Dangeau, einem Günstling des Königs und Vertrauten seiner Liebesverhältnisse, gelang, sich ein Unterkommen zu verschaffen:

Als er eines Tages mit dem König und Madame de Montespan spielte, zu Anfang der großen Erweiterungen in Versailles, begann der König, der wegen einer Wohnung für ihn behelligt worden war und der noch eine Menge anderer Leute hatte, die ihn darum angingen, zu scherzen über die Leichtigkeit, mit der er Verse machte, die, um die Wahrheit zu sagen, allerdings nur selten gut waren, und schlug ihm plötzlich ziemlich ungewaschene Reime vor und versprach ihm eine Wohnung, wenn er sie auf der Stelle ausfülle. Dangeau nahm an, dachte nur einen Augenblick nach, füllte sämtliche Reime aus und bekam so seine Wohnung.

Mansard legt nun seinen Vergrößerungsplan für Versailles vor: zwei neue Flügel, die in der Zeit von 1678 bis 1689 gebaut werden. Die Besucher des Schlosses beklagen sich ständig über den Mangel an Bequemlichkeit und die schlechte Luft. Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné, schreibt am 12. Oktober 1678:

Der König will sich am Samstag nach Versailles begeben, aber es scheint, daß Gott es nicht will, wegen der Unmöglichkeit, die Gebäude in einen Zustand zu bringen, um ihn empfangen zu können, und wegen der übermäßigen Sterblichkeit

der Arbeiter, deren man jede Nacht, wie aus dem Hôtel-Dieu [*Hospital*], Karrenladungen voll Toter fortführt. Man hält diesen traurigen Zug geheim, um die Bauhütten nicht zu erschrecken.

Und der italienische Wahrsager Primi Visconti, der die Zukunft aus der Handschrift deutet und der zehn Jahre in Paris und am Hofe lebte, notiert über Versailles:

Die Luft dort ist schlecht. Außerdem verderben die fauligen Wasser diese Luft so sehr, daß im Monat August alle krank wurden, der Dauphin, die Dauphine, die Hofleute, alle die dort waren, außer allein dem König und mir, wie ich glaube. Indessen besteht der König darauf, dort zu bleiben.

Er verlegt 1682 sogar den Regierungssitz nach Versailles. Zu dieser Zeit haben die Arbeiten mit der Maschine von Marly begonnen, um das Seinewasser heraufzupumpen und durch ein unterirdisches Aquädukt nach Versailles zu leiten.[1] *Am Schloß sind noch immer zahlreiche Bauarbeiten, und der Marquis de Dangeau schreibt am 27. August 1684:*

Während dieser letzten Woche gab man für Versailles zweihundertfünfzigtausend Livres aus. Zweiundzwanzigtausend Mann und sechstausend Pferde arbeiteten den ganzen Tag.

1686 kommt das Wasser nach Versailles, aber nun ist ein noch weitergespanntes Projekt im Gange, um das Wasser der Eure herüberzuleiten. Der Abbé de Choisy, Hofmann und Diplomat, sagt indessen in seinen Memoiren:

Da der König gegen Anfang des Jahres 1686 erfahren hatte, daß die meisten der europäischen Fürsten, die ihm seinen Ruhm neideten und seine Macht fürchteten, sich gegen ihn verbanden, daß die Verhandlungen sich überall erhitzten und

1 Bis zu dieser Zeit kam das Wasser in kleiner Menge, durch Windmühlen heraufgepumpt, aus dem Weiher von Clagny in der Nähe der Bièvre.

der Kaiser sogar daran dachte, Frieden mit den Türken zu machen, um seine Kräfte nach dem Rheine hinzuwenden, beschloß er seinerseits, sich in den Stand zu setzen, dem Druck so vieler verschworener Nationen widerstehen zu können, und darum mit seinem Schatz hauszuhalten, indem er die überflüssigen Ausgaben beschnitt. Er hatte im vergangenen Jahre fünfzehn Millionen für Bauten verwandt, er setzte nun für das laufende Jahr nur vier an, in dem Vorsatz, nur die bereits begonnenen Aquädukte zu unterhalten, die das Wasser der Eure nach Versailles leiten sollten, und verschob dieses große Werk auf eine günstigere Zeit, wo er das Geld weniger nötig haben würde. Diese Entscheidung war gut, aber er hatte nicht die Kraft, sie durchzusetzen. Der Wunsch, einen Fluß in Versailles zu sehen, war stärker, und die Arbeiten gingen weiter.

Diese Arbeiten werden indessen zwei Jahre später, bei Ausbruch des Krieges mit der Augsburger Liga, unterbrochen. Das königliche Schloß aber kann Ende 1689 als vollendet betrachtet werden. Nach Saint-Simon ist es jedoch weit davon entfernt, ein Muster an Komfort zu sein:

Sein [*des Königs*] Appartement und das der Königin sind von äußerster Unbequemlichkeit, mit Ausblick auf die Abtritte und alles, was nach hinten liegt und äußerst dunkel, versperrt und übelriechend ist. Die Gärten, deren Pracht erstaunt, aber deren bequeme Benutzung erschwert ist, sind von ebenso schlechtem Geschmack. Um in die Kühle des Schattens zu gelangen, muß man eine weite und heiße Fläche überqueren, an deren Ende man überall entweder auf- oder absteigen muß, und mit dem Hügel, der nur klein ist, hören die Gärten auf. Das Pflaster schmerzt die Füße, aber ohne dieses Pflaster würde man hier im Sande und dort im schwärzesten Morast einsinken. Die Gewalt, die der Natur hier überall angetan worden ist, wirkt abstoßend und widert unwillkürlich an. Die Überfülle der gewaltsam von überall hergebrachten Wasser macht diese grün, dickflüssig und schlammig; sie verbreiten eine ungesunde und empfindliche Feuchtigkeit, einen Gestank,

der es erst recht ist. [. . .] Von den Gärten her genießt man den Gesamtanblick, aber man glaubt ein Palais zu sehen, das einen Brand überstanden hat und dem noch das letzte Stockwerk und die Dächer fehlen. [. . .] Man würde nicht fertig, die Fehler eines so ungeheueren und so ungeheuer teuren Palais aufzuzählen mit den Begleitumständen, die dies noch mehr sind.

Wer lebt nun in diesem so »ungeheuer teuren« Schloß? Zunächst natürlich der König; seine Gemahlin Marie Therese; die Königin-Mutter, Anna von Österreich (bis 1666); der Dauphin und Thronerbe.

Eine Stufe darunter: die »Söhne und Töchter von Frankreich«, Kinder und Enkel des Königs; sodann – gemäß der Etikette im gleichen Rang wie sie – »Monsieur«, der Herzog von Orléans, Bruder des Königs, und »Madame«, seine Gemahlin, Henriette von England, die 1670 stirbt und 1671 eine Nachfolgerin in Liselotte von der Pfalz findet; schließlich Mademoiselle de Montpensier, Enkelin Heinrichs IV. und leibliche Cousine des Königs.

Danach die Prinzen königlichen Geblüts (im Mannesstamm auf Hugues Capet zurückgehend). Es sind dies die Prinzen de Condé, aus dem Hause Bourbon, nämlich: der Große Condé; sein Sohn, den man wie ihn »Monsieur le Prince« nennt; sein Enkel Louis de Bourbon, genannt »Monsieur le Duc«; sein Bruder Armand, Fürst Conti, Vater zweier Söhne: Louis-Armand und François-Louis, welche beide den Fürstentitel tragen und von denen der letztere gleichzeitig der Liebling des Hofes und der Abscheu Ludwigs XIV. ist. Im gleichen Rang wie sie stehen nach der Etikette die Kardinäle und verschiedene Bischöfe.

Es folgen sodann die Herzöge und Pairs, die früher die größten Lehen des Königreiches innehatten (aber der König kann neue Herzöge und Pairs ernennen), und die auswärtigen Fürsten: die Herzöge von Lothringen, Savoyen, Nevers (aus dem Hause Mantua), de Longueville (Herren von Neuchâtel) und de Rohan (Abkömmlinge des Hauses von Bretagne).

Die königlichen Favoritinnen nehmen einen besonderen

Platz ein, der bald zwischen dem der Prinzen von Geblüt und jenem der Herzöge und Pairs sanktioniert wird und den auch die Bastarde Ludwigs XIV. einnehmen, bevor sie, gegen Ende seiner Regierung, zu echten Prinzen königlichen Geblüts erklärt werden.

Abermals eine Stufe tiefer finden wir die hohen Würdenträger der Armee: Marschälle, Admirale; und die des Staates: Minister, Staatssekretäre, Kanzler, Generalkontrolleure der Finanzen, alle in Versailles wohnend; dann die Inhaber der großen Chargen, die zahllos sind: Großalmosenier, Großkämmerer, Großstallmeister, Obervorsteher der Garderobe und Edelleute der königlichen Gemächer, Oberzeremonienmeister, Großvogt, Großjägermeister, Großfalkner, Groß-Wolfsjägermeister, Großfurier, Intendant der königlichen Bäckereien usw. usw.

Primi Visconti schreibt:

Der Chargen des königlichen Haushaltes sind unzählige, besonders da die Quartale [*Dienst von drei Monaten im Jahr, da für die meisten Ämter vier Titulare vorhanden waren*] die Dienerschaft vervierfachen, so daß demnach diese mehr als siebentausend Köpfe zählt, ungerechnet die Soldaten der Maison du Roi [*Maison militaire, Elitekorps unter dem direkten Oberbefehl des Königs*], nämlich: viertausend Fußsoldaten der Gardes Françaises, das Schweizer Regiment, eine Kompanie Hellebardiere, eine Kompanie Bogenschützen, eine weitere der Torwache und ungefähr drei- oder viertausend Reiter; Leibgarden, Gendarmen und Leichte Reiter, deren Offiziere sehr angesehen sind.

Rechnen wir dazu schließlich noch die ausländischen Besucher, die einfachen Hofleute[1]*, die stets auf der Lauer liegen nach einer Charge oder einer Gunst, die Schriftsteller und Ge-*

1 Alles Adelige. Aber nur die Titel der königlichen Prinzen, der Herzöge und Pairs sowie der ausländischen Fürsten sind offiziell. Die anderen Titel: Marquis, Graf, Ritter, sind an Besitzungen gebunden, gehören zu diesen und können mit diesen an irgendein Mitglied des Adels verkauft werden.

schichtsschreiber des Königs, die Architekten, Maler und Musiker, die übrigen Angehörigen der verschiedenen Häuser (Maison du Roi, de la Reine, de Monsieur et de Madame) mit ihrer eigenen Dienerschaft, so sind es im ganzen wahrscheinlich mehr als fünfzehntausend Personen, die im Schlosse leben – im Strahlenkreis der königlichen Person. Jean de La Bruyère, der Erzieher des Enkels des Großen Condé, hat uns über dieses Leben am Hofe die folgenden, berühmt gewordenen Zeilen hinterlassen:

Es gibt ein Land, wo die Freuden sichtbar sind, aber falsch; der Kummer verborgen, aber wahr. Wer möchte glauben, daß dieser Eifer für die Schauspiele, diese Beifallsausbrüche beim Theater Molières und den Harlekinaden, die Festessen, die Jagd, die Ballette und Karussells so viele Sorgen, Kümmernisse und die verschiedensten eigennützigen Interessen verbergen, so viele Befürchtungen und Hoffnungen, so heftige Leidenschaften und so ernsthafte Geschäfte?

Primi Visconti drückt es einfacher aus:

Ich wollte, daß Sie den Hof sähen. Welch ein Durcheinander von Männlein und Weiblein. Die bekannten Personen haben überall Zutritt. Da dieses Volk von ziemlich leichtfertigem Charakter ist, so ist das ein Menschengemenge, ein ständiges Kommen und Gehen, so daß der Herzog von Palestrina eines Abends zu mir sagte: Das ist hier ein wahres B[*ordell*].

Der Kardinal Maldacchini hingegen, als er zum ersten Mal nach Frankreich kam und all die Herren und Damen des Hofstaates sah, rief aus: Oh! welch ein Schlaraffenland! welch ein Schlaraffenland!

Mademoiselle de La Vallière
Der Frühling von Versailles

Im Oktober 1663 befindet sich der Hof zu seinem ersten längeren Aufenthalt in Versailles. Um seine Gäste zu unterhalten, hat der König Jean Baptiste Poquelin, genannt Molière, nach Versailles berufen. In den Eintragungen des Charles Varlet de La Grange, Schülers und bevorzugten Darstellers Molières, ist zu lesen:

Donnerstag, den 11. Oktober ist die Truppe auf Befehl des Königs nach Versailles abgereist. Wir haben gespielt: Der eifersüchtige Prinz oder Don Garcia, Sertorius, Die Schule der Ehemänner, Die Lästigen, Das Impromptu von Versailles, so benannt wegen der Neuheit und des Ortes, Der Liebesärger und nochmals Der eifersüchtige Prinz. Für das Ganze erhalten von Monsieur Bontemps, erstem Kammerdiener des Königs, aus der Schatulle: 3300 Livres.

Aber diese Vorstellungen finden auf einer kleinen, eilig erbauten Bühne im Vestibül des Schlosses statt und sind ganz ohne Aufwand. Ende Oktober erfahren wir aus der »Gazette de France«:

Am 22. Oktober kehrten Ihre Majestäten mit dem Herrn Dauphin und dem ganzen Hofe hierher [*nach Paris*] zurück, nachdem sie in Versailles die Vergnügungen der Jagd und andere, die ihnen ein so reizender Ort bieten konnte, genossen hatten.

Einige Monate später, am 7. Mai 1664, beginnt nun wirklich die gesellschaftliche Ära von Versailles mit einer Folge

von Aufführungen der »Plaisirs de l'Ile enchantée«, der Wonnen der verzauberten Insel, die sieben Tage dauern und für die Jean Baptiste Lulli eine neue Musik geschrieben hat. Der Zeitungsschreiber Carpentier de Marigny beschreibt uns den ersten Tag und die Unterhaltungsspiele, die auf dem runden Platz vor dem Schloß stattfinden:

An den vier Zugängen des Rundplatzes hatte man große Torbögen aufgestellt, die innen und außen mit dem Wappen und den Initialen Seiner Majestät geschmückt waren. Der Thronhimmel war genau am Eingang zum Rundplatz, und dahinter, in die Allee aufsteigend, hatte man Bänke in Form eines Amphitheaters aufgestellt, um Plätze für zweihundert Personen zu schaffen.

Sobald die Königinnen eingetroffen waren, hörte man lautes Dröhnen von Beckenschlag und Trompetenstößen, welches das Zeichen war, daß die Paladine bereit waren, auf dem Schauplatz zu erscheinen.

Die Edelleute begannen mit dem Ringelstechen[1]. Der Herzog von Guise und der Marquis de La Vallière machten sich eine Zeitlang den Ring streitig, bis schließlich der letztere gewann, und obgleich man keinen Preis für das Ringelstechen ausgesetzt hatte, belohnte die Königin-Mutter, die es sich nicht nehmen läßt, sich freigiebig zu erweisen, sowie sich nur die geringste Gelegenheit dazu bietet, die Geschicklichkeit des Marquis de La Vallière, indem sie ihm einen Degen und ein Wehrgehänge, die beide mit Diamanten geschmückt waren, schenkte. [...]

Als es Nacht geworden war, wurde der Platz von unzähligen Lichtern erhellt, und nachdem die Edelleute sich zurückgezogen hatten, sah man den Orpheus unserer Tage – Sie verstehen wohl, daß ich von Lulli spreche – an der Spitze einer großen Truppe Konzertierender erscheinen, welche, nachdem sie sich mit kleinen Schritten im Rhythmus ihrer Instrumente den Königinnen genähert hatten, sich in zwei Reihen rechts

[1] Das Spiel bestand darin, daß der Reiter im Galopp einen oder mehrere Ringe, die an einem Pfahl hingen, mit der Lanze erfaßte und hinwegtrug.

und links des hohen Thronhimmels teilten und die Umzäunung des Rundplatzes säumten, und zu gleicher Zeit sah man aus der Allee zur Rechten die vier Jahreszeiten hervortreten: den Frühling auf einem spanischen Roß, den Sommer auf einem Elefanten, den Herbst auf einem Kamel und den Winter auf einem Bären. Die Jahreszeiten waren begleitet von zwölf Gärtnern, zwölf Schnittern, zwölf Winzern und zwölf Greisen. Sie stellten die Verschiedenheit ihrer Jahreszeiten durch Blumen, Ähren, Früchte und Eis dar und trugen auf ihren Köpfen die Schalen mit dem Imbiß. [...]

Die Contrôleurs de la Maison du Roi, welche den Überfluß, die Freude, die Reinlichkeit und die Tafelgenüsse darstellten, ließen gegenüber dem Thronhimmel und auf der anderen Seite des Rundplatzes einen großen halbkreisförmigen Tisch aufstellen, der mit Girlanden und einer Unzahl von Blumen geschmückt war, und sobald dieser Tisch durch die Spiele, die Freuden und die Wonnen [*weitere allegorische Figuren*] gedeckt worden war, öffnete man das Mittelstück der Barriere, um Ihren Majestäten und den Damen, die an dem Mahl teilnehmen sollten, Einlaß zu geben. Dieses großartige Fest beschloß den ersten Tag.

Am nächsten Tag, dem 8. Mai, spielt man Molières »Prinzessin von Elida« auf der Bühne, die inmitten der königlichen Allee errichtet ist; am 11. Mai »Die Lästigen« und am 12. Mai drei Akte des »Tartuffe« auf der kleinen transportablen Bühne des Vestibüls. Die Zuschauer sind ziemlich zurückhaltend in bezug auf die Aufführung dieses letzten Stückes. Aber eine anonyme »Relation des Plaisirs de l'Ile enchantée«, die 1665 erschienen ist, teilt uns folgendes mit:

Am Abend ließ der König eine Komödie mit dem Titel TARTUFFE aufführen, die der Herr von Molière gegen die Heuchler verfaßt hat, aber obgleich man sie sehr unterhaltsam fand, erkannte der König darin so viele Übereinstimmung zwischen denen, die eine echte Frömmigkeit auf den Weg zum Himmel führt, und jenen, die eine eitle Zurschaustellung

von guten Werken nicht hindert, schlechte zu begehen, daß seine außerordentliche Empfindsamkeit in den Dingen der Religion diese Ähnlichkeit von Laster und Tugend nicht ertragen konnte, da hierbei eines für das andere genommen werden könnte, und obgleich man nicht an den guten Absichten des Autors zweifelte, verbot er sie dennoch für das Publikum und beraubte sich selbst dieses Vergnügens, um sie nicht anderen, die einer richtigen Unterscheidung weniger fähig wären, zur Täuschung werden zu lassen.

Zu dieser Zeit scheint die Sache des Tartuffe die Hofleute, die von der Mannigfaltigkeit der gebotenen Feste begeistert sind, nicht besonders zu erregen. Und die eigentliche Königin dieser Feste, jene, der Versailles diesen Glanz von Jugend und Liebe verdankt, ist Louise de La Baume Le Blanc de La Vallière, Hofdame der Herzogin von Orléans und seit drei Jahren Geliebte des Königs. War diese La Vallière nun wirklich diese zarte Schönheit mit dem sanften Herzen, die Alexandre Dumas in seinem »Vicomte de Bragelonne« unsterblich gemacht hat? Die Augenzeugen sind nicht alle einer Meinung über die Schönheit ihres Gesichts, aber alle zollen ihr Verehrung um ihrer Sanftheit und Uneigennützigkeit willen. Der Abbé de Choisy, Hofmann und Diplomat, der hochinteressante Memoiren hinterlassen hat, gehört zu jenen, die sie am besten kannten. Er schreibt:

Ich spreche mit Freude von ihr. Ich habe meine Kindheit mit ihr zusammen verlebt. Mein Vater war Kanzler Monsieurs [*des verstorbenen Bruders Ludwigs XIII.*], und ihre Mutter war die Gattin des ersten Maître d'hôtel von Madame [*der Herzogin von Orléans, Gattin des Bruders Ludwigs XIII.*]. Wir haben zusammen wohl mehr als hundertmal Blindekuh und Verstecken gespielt, aber sowie sie nun einmal von der Liebe des Königs gekostet hatte, wollte sie ihre alten Freunde überhaupt nicht mehr sehen noch auch nur mehr von ihnen sprechen hören, ganz ihrer Leidenschaft hingegeben, die für sie alles bedeutete.

Mademoiselle de La Vallière gehörte nicht zu jenen vollkommenen Schönheiten, die man oft bewundert, ohne sie zu lieben. Sie war äußerst liebenswert, und jener Vers La Fontaines

»Et la grâce plus belle encor que la beauté«

schien auf sie gemacht zu sein. Sie hatte einen schönen Teint, blondes Haar, ein angenehmes Lächeln, blaue Augen und einen so liebevollen und gleichzeitig so bescheidenen Blick, daß er sofort das Herz und die Achtung eroberte. Im übrigen nicht allzuviel Geist, den sie jedoch unermüdlich und tagtäglich durch fortgesetzte Lektüre zu bereichern suchte. Kein Ehrgeiz, keine eigennützigen Absichten; eher bestrebt, an den zu denken, den sie liebte, als ihm zu gefallen, ganz in sich und ihre Leidenschaft verschlossen, die die einzige ihres Lebens war, der Ehre vor allem anderen den Vorzug gebend und sich mehr als einmal lieber dem Tode aussetzend als ihre Gebrechlichkeit ahnen zu lassen, von sanfter Gemütsart, freigebig, schüchtern, nie vergessend, daß sie Unrecht tat, und immer hoffend, auf den rechten Weg zurückzufinden.

Lefèvre d'Ormesson hingegen ist überrascht von dem geringen Maß an Schönheit der königlichen Favoritin:

Ich war danach zur Messe des Königs, der die Königin, der Herr Dauphin, Monsieur und Mademoiselle de La Vallière beiwohnten, welch letztere die Königin aus Gefälligkeit gegen den König in ihre Nähe genommen hat, worin sie sehr weise handelt. Diese Dame erschien mir durchaus nicht schön; sie hat schöne Augen und einen schönen Teint, aber sie ist fleischlos, die Wangen eingefallen, Mund und Zähne häßlich, mit dicker Nasenspitze und einem ziemlich langen Gesicht. In der Tat, ich war überrascht, sie so wenig schön zu finden.

Der Lieutenant-capitaine der Musketiere des Königs Charles de Baatz, Seigneur d' Artagnan, erzählt uns in seinen Memoiren (bearbeitet von Hauptmann Gatien Sandras de Courtilz) ebenfalls von der La Vallière:

Man spottete über ihr hinkendes Bein und besonders über ihre Magerkeit. Mager war sie ausnehmend, und dieses Übel, wenn ich so sagen darf, bestand schon lange, denn bei ihrer Ankunft am Hofe war sie auch alles andere als rundlich. Seit der König sie mit seiner Gunst beehrt hat, hat sie zwei Kinder von ihm gehabt, die man mit Recht als Kinder der Liebe bezeichnen konnte, da sie eines schöner als das andere waren. Das hat nun noch ihre Magerkeit erhöht, so daß wenig fehlt, sie schmächtig zu nennen.

Aber die junge Frau hatte andere Talente, wie uns der Bologneser Geistliche Sebastian Locatelli berichtet:

Vielleicht, lieber Leser, wirst Du neugierig sein zu erfahren, warum ein so großer und großherziger König sich so weit herablassen konnte, die Hofdame der Gemahlin seines Bruders zu lieben? Sie ist doch von einer sehr alltäglichen Schönheit, von mäßigem Wuchs, etwas hinkend, mit zwar sehr schönen, aber nicht schwarzen Augen.

Der König genießt nämlich jetzt in Ruhe die Annehmlichkeiten des Friedens. Er liebt die Jagd und weiß, da er es des öfteren gesehen hat, daß selbst unter den Berufsjägern niemand besser als sie den Degen handhaben, mit Pistolen schießen und zu Pferde sitzen kann. Ich habe sie einmal in den Tuilerien, nämlich im königlichen Garten zu Paris, gesehen, wie sie ein ungesatteltes Berberpferd bestieg und während des Laufes mehrere Male aufrecht auf seinen Rücken sprang und sich wieder setzte, wobei sie anstelle eines Zügels nur eine Seidenschnur hatte, die durch das Maul des Pferdes ging. Ihre Geschicklichkeit ließ wahrhaftig fast ein teuflisches Blendwerk vermuten, denn niemand, auch nicht der geschickteste Reiter, hat je Ähnliches vermocht. Sie hatte einen Mauren zum Lehrer, einen Reitknecht des Königs, und ich habe diesen Mauren mehrmals dieses Kunststück ausführen sehen.

Es sind ihre Anmut, ihr Geist, ihre Geschicklichkeit in den Nadelarbeiten, ihr musikalisches Talent und ihr Gesang, die ihr das Herz des Königs gewonnen haben.

Die La Vallière hatte übrigens auch anderen als Ludwig XIV. gefallen. Kurz nach ihrem Erscheinen am Hofe hatte der Oberintendant Fouquet sie bemerkt und seine gewöhnliche Unterhändlerin Madame Duplessis-Bellière zu ihr geschickt, die sich aber eine Absage gefallen lassen mußte und voller Wut an ihren Auftraggeber schreibt:

Ich kann mich kaum fassen vor Empörung, wenn ich daran denke, wie diese kleine Demoiselle de La Vallière mir gegenüber die Erhabene gespielt hat. Um mich in ihre Gunst einzuschmeicheln, habe ich ihre Schönheit gerühmt, die doch wahrhaftig nicht so groß ist. Dann, nachdem ich ihr versichert hatte, daß Sie dafür sorgen würden, daß es ihr nie an etwas mangele, und daß Sie zwanzigtausend Pistolen für sie hätten, entrüstete sie sich gegen mich und entgegnete, daß selbst zwanzigtausend Livres sie nicht dazu bringen könnten, einen Fehltritt zu begehen, und sie wiederholte mir das mit so viel Überheblichkeit, obgleich ich nichts unterlassen hatte, sie zu besänftigen, ehe ich mich von ihr trennte, daß ich sehr fürchte, sie wird es dem König erzählen, also daß man dem zuvorkommen muß. Fänden Sie es nicht angebracht, um ihr zuvorzukommen, zu erzählen, sie hätte Geld von Ihnen verlangt und Sie hätten es ihr abgeschlagen? Das würde alle ihre Beschwerden verdächtig machen.

Und wie begann diese königliche Liebe? Mit einer Liebes-Komödie sozusagen. Der König war nämlich bei der Heirat seines Bruders mit Henriette-Anne, Tochter des englischen Königs Karl I., frappiert, diese junge Dame, die er als Kind gekannt hatte, als eine so verführerische junge Frau wiederzufinden, und hatte aus seiner Bewunderung kein Hehl gemacht. Madame de La Fayette, Verfasserin der »Princesse de Clèves«, die auch eine »Histoire de Madame« (über die Gemahlin des Bruders des Königs) geschrieben hat, erzählt uns, daß die Vertraulichkeit des Königs und seiner Schwägerin von 1661 an begann, Ärgernis am Hofe zu erregen, und daß die Königin-Mutter sich darüber besorgt zeigte:

Der König und Madame, ohne sich gegenseitig über ihre Gefühle auszusprechen, lebten weiter auf eine Art, die niemand darüber im Zweifel ließ, daß zwischen ihnen mehr als Freundschaft bestand. [. . .]

Das Gerede darüber nahm zu, und die Königin-Mutter und Monsieur machten dem König so strenge Vorhaltungen, daß beiden die Augen aufzugehen begannen und sie sich vielleicht Überlegungen machten, die sie bisher noch nicht gemacht hatten; sie entschieden sich also schließlich, diesem Gerede ein Ende zu bereiten, und kamen, aus welchem Grunde auch immer, überein, daß der König den Liebhaber irgendeiner Person am Hofe spielen sollte.

Unter den Damen, die man für passend hielt, als Partnerin des Königs und als Blickfang für die Augen der Königinnen zu gelten, sind drei junge Hoffräulein: Mademoiselle de Pons, Mademoiselle de Chêmerault und Mademoiselle de La Vallière.

Im Einvernehmen mit Madame begann er [*der König*] nun, sich nicht allein als Liebhaber einer der drei, die sie ausgesucht hatten, aufzuspielen, sondern aller dreier zusammen. Es dauerte jedoch nicht lange, bis er sich entschied: Sein Herz bestimmte ihn zu Gunsten von Mademoiselle de La Vallière, und wenn er auch nicht aufhörte, den anderen Schmeicheleien zu sagen, und sich sogar ziemlich angelegentlich mit Mademoiselle de Chêmerault befaßte, so galten doch alle seine Aufmerksamkeiten und Huldigungen Mademoiselle de La Vallière.

Für Bussy-Rabutin, einen Vetter der Madame de Sévigné und Verfasser einer »Histoire amoureuse des Gaules«, einer erotischen Geschichte Frankreichs, haben sich die Dinge einfacher abgespielt:

Es steht fest, daß sie [*La Vallière*] dem König schon ein Jahr, bevor er sie kannte, zugetan war und daß sie des öfteren zu einer Freundin sagte, sie wünschte, er sei nicht von so

hohem Range. Jedermann weiß, daß die Scherze, die man darüber machte, die Neugier des Königs, sie kennenzulernen, erregten, und da es einem edlen Herzen natürlich ist, die wiederzulieben, von denen es geliebt wird, liebte der König sie von nun an. Es war nicht ihre Person, die ihm gefiel, er hatte nur ein Gefühl der Dankbarkeit und sagte zu dem Grafen de Guiche, daß er sie mit einem Marquis verheiraten wolle, den er ihm nannte und der zu den Freunden des Grafen gehörte, worauf dieser [*de Guiche*] versetzte, sein Freund liebe schöne Frauen. »Nun, guter Gott«, sagte der König, »sie ist zwar nicht schön, aber ich werde sie so versorgen, daß sie begehrenswert wird.«

Drei Tage danach besuchte der König Madame, die erkrankt war, und hielt sich im Vorzimmer bei Mademoiselle de La Vallière auf, mit welcher er lange sprach. Der König war von ihrem Geist so bezaubert, daß von diesem Augenblick an seine Dankbarkeit Liebe wurde. Er hielt sich nur einen Augenblick bei Madame auf, kam am folgenden Tage wieder, und so täglich einen Monat lang, so daß alle sagten, er sei in Madame verliebt.

Die rücksichtsvolle Haltung des Königs und die Diskretion seiner Geliebten können nicht verhindern, daß die Königin Marie-Therese auf Mademoiselle de La Vallière eifersüchtig zu werden beginnt. Françoise Langlois de Motteville, Kammerfrau der Königin-Mutter, schreibt:

Bei meiner Rückkehr von einer kleinen Reise, die ich um diese Zeit [*1662*] in die Normandie gemacht hatte, fand ich die Königin im Wochenbett nach der Geburt von Madame Anne-Elisabeth von Frankreich. Eines Abends, als ich die Ehre hatte, ihr an ihrem Bett meine Aufwartung zu machen, machte sie mir mit den Augen ein Zeichen und sagte auf spanisch, auf Mademoiselle de La Vallière deutend, die zum Souper bei der Comtesse de Soissons durch das Zimmer ging: »Esta donzella con las arracadas de diamantes, es esta que el Rey quiere.«

Ich war sehr überrascht über diese Rede, denn dieses Geheimnis war dazumal die große Affäre am Hofe; ich antwortete der Königin ziemlich verwirrt etwas Zusammenhangloses, das nicht Fisch noch Fleisch war, und um ihr Kraft für die Zukunft zu geben, versuchte ich ihr einzureden, daß alle Ehemänner im allgemeinen auf diese Art ihren Frauen untreu wären, ohne daß sie darum aufhörten, sie zu lieben.

Aber jemand anderes erregt sich über die Leidenschaft des Königs für die La Vallière, nämlich die Herzogin von Orléans, Madame, die nach dem kleinen Flirt mit ihrem Schwager Ludwig XIV. nun verärgert ist, daß er sich kaum noch um sie kümmert. Charles de La Fare, der die Gendarmeriekompanie des Dauphins befehligt, erzählt uns, welchen Plan Madame ausheckte, um sich zu rächen:

Als Madame merkte, daß die häufigen Besuche des Königs nur zum geringsten Teil ihr galten und daß sie sozusagen als Vorwand für die La Vallière diente, empfand sie großen Ärger über ihn und über sie, und um sich davon zu befreien, erhörte sie den Grafen de Guiche, den ältesten Sohn des Marschalls de Grammont, einen gutgewachsenen jungen Mann, der mit viel Mut und Tapferkeit noch mehr Verwegenheit verband. Zur gleichen Zeit ergab sich die Comtesse de Soissons, die den König von den Reizen der La Vallière gefesselt sah, den Werbungen de Vardes, der zwar nicht mehr in der Blüte der Jugend stand, aber durch seinen Geist, seine gewinnenden Manieren und sogar durch sein Aussehen noch liebenswerter war als alle die jungen Leute. Man hat geglaubt, daß er sich auf Befehl des Königs mit der Comtesse liierte und daß der König sein Vertrauter war. Sicher ist, daß dieser geschickte Hofmann dieses mehr aus Ehrgeiz als aus Liebe tat und daß er ebenso verärgert wie die Comtesse und wie Madame war, als er sah, daß die La Vallière den König allein besaß.

Diese vier Personen, nämlich Madame und der Graf de Guiche (als ein junger Hitzkopf, der aus Gefälligkeit für sie handelte), die Comtesse de Soissons und Vardes, faßten den

Entschluß, die La Vallière zu stürzen, um alleinige Herren des Hofes zu bleiben. Sie glaubten, daß, wenn die junge Königin auf irgendeine Art das Verhältnis des Königs mit der La Vallière erführe, sie einen Skandal heraufbeschwören und daß auch die Königin-Mutter sich entrüsten würde, so daß der König nicht umhin könnte, sich von seiner Geliebten zu trennen. Sie schrieben daraufhin einen fingierten Brief des spanischen Königs an seine Tochter, der sie über die Liebschaft des Königs aufklärte. Dieser Brief wurde von Vardes verfaßt und vom Grafen de Guiche, der sich etwas darauf zugute tat, alle möglichen Sprachen zu kennen, ins Spanische übersetzt. Was das Spanische angeht, so steht fest, daß er es beherrschte.

Dieser Brief gelangte an die richtige Adresse, ohne daß zu dieser Zeit jemand ahnte, woher er wirklich kam. Die junge Königin, die ihren Gatten leidenschaftlich liebte, und dies um so mehr, als auch sie von ihm während ihres ersten Ehejahres wirklich geliebt wurde, war außer sich vor Schmerz. Die Königin-Mutter stellte sich auf ihre Seite. Das verursachte nun dem König viel Kummer und Beunruhigung, konnte ihn aber nicht dazu bewegen, seine Geliebte aufzugeben. All sein Ärger traf jene, die es gewagt hatten, ihn an so empfindlicher Stelle anzugreifen. Indessen, weit entfernt davon zu ahnen, von wo dieser Angriff kam, rief er Vardes zu sich, für den er besondere Achtung und Zuneigung hegte, und beriet sich mit ihm darüber, wer es gewagt haben könnte, ihn so zu beleidigen.

Vardes lenkte den Verdacht in geschickter und perfider Weise auf Madame de Navailles, Hofdame der Königin, deren strenger Sinn seit kurzem dem König mißfallen hatte, als sie die Zugänge zu den Gemächern der Hoffräulein hatte vergittern lassen, um ihn daran zu hindern, Mademoiselle de La Mothe-Argencourt zu besuchen, für die er eine flüchtige Neigung gefaßt hatte, die durch Madame la Comtesse de Soissons begünstigt wurde, welche stets zum Ziele hatte, sich der La Vallière zu entledigen. Madame de Navailles und ihr Mann wurden nun vom Hofe gejagt, ohne daß gesagt wurde, warum. [...]

Während dieser Zeit war Vardes stets derjenige Mann am

Hofe, der sich am besten mit dem König stand und dessen Zustimmung der König am meisten suchte. Zu seinem Unglück lenkte Madame, derentwegen der Graf de Guiche vom Hof entfernt worden war, ihre Absichten auf de Vardes und wollte ihn bewegen, die Comtesse de Soissons aufzugeben. Dieser jedoch gelang es, ihren Geliebten festzuhalten, und stolz über diesen Erfolg machte sie eines Tages bei einem Ballett Bemerkungen darüber, welche Madame außer sich brachten.

Während dieser Streit sich immer mehr erhitzte, beging Vardes, der Comtesse zu Gefallen, eine für einen Mann seines Alters unverzeihliche Dummheit. Als er nämlich den Chevalier de Lorraine, den Liebling Monsieurs, bei Mademoiselle de Fiennes, einer Hofdame Madames antraf, bemerkte er in spöttischem Tone zu ihm: »Wie, Monsieur, ein Prinz wie Sie amüsiert sich mit den Kammerfrauen? Die Herrinnen sind nicht zu gut für Sie.« Diese Rede, die der Chevalier de Lorraine seinem Freund, dem Marquis de Villeroy, weitererzählte und die vielleicht auch von anderen gehört wurde, gelangte bald zu den Ohren Madames. Sie beklagte sich beim König darüber, und man schickte Vardes in die Bastille. Zuerst glaubte man, daß dies nur für einige Tage wäre, aber da seine Feinde Madame gegen ihn verbittert hatten, entdeckte sie das Geheimnis des spanischen Briefes, den sie zusammen ausgeheckt hatten. Der König war um so mehr verärgert, als er sich von denen verraten sah, die er am meisten geliebt hatte, der Comtesse de Soissons und Vardes. Er schickte diesen in einen Kerker der Zitadelle von Montpellier und verbannte die Comtesse in das Gouvernement Champagne, das ihr Mann innehatte.

Mademoiselle de La Vallière hat also alle Intrigen gegen sich. Und die Liebe des Königs hat Folgen; Ende des Jahres 1663 kann jeder die Blässe und das schlechte Aussehen der Armen bemerken. Im Monat Dezember verzeichnet Lefèvre d'Ormesson in seinem »Journal« eine seltsame Geschichte über den Arzt Boucher:

Am Dienstag, den 18. Dezember bat die Marquise de Villeroy, die vor ihrer Niederkunft stand, Boucher, sich nicht woanders zu verpflichten oder sie zumindest wissen zu lassen, wo er wäre, damit man ihn finden könne. Man erzählt, daß Boucher am Mittwochmorgen, als er bei Madame de Villeroy ankam, nachdem man ihn die ganze Nacht vergeblich gesucht hatte, sagte, daß man ihn in dieser Nacht, als er zu Hause war, in einer Karosse abgeholt und daß man ihm, sobald er in die Karosse eingestiegen war, die Augen verbunden habe, daß er nach einer halben Stunde rascher Fahrt in ein Haus gekommen sei, wo er mit verbundenen Augen eine Treppe hinauf und in ein Zimmer geführt worden sei, wo er, nachdem man ihm die Binde von den Augen genommen habe, eine Dame mit einer Maske vor dem Gesicht in einem Bett gesehen habe, das von zehn oder zwölf nichtmaskierten Personen umgeben gewesen sei. Das Bett und die Tapisserien seien mit Tüchern verhängt gewesen. Nachdem er diese Dame entbunden hatte, habe man ihm die Augen wieder verbunden, ihn in die Karosse gesetzt und wieder nach Hause gebracht, nachdem man ihn sehr anständig bezahlt habe.

Man behauptet, daß Boucher diese Erzählung bei Madame de Villeroy gab, wo er noch rechtzeitig genug ankam, um sie glücklich von einem Sohn zu entbinden. Man bezieht diese Geschichte auf Mademoiselle de La Vallière, von der man sagt, daß sie niedergekommen sei.

Das Datum und die Tatsachen stimmen. Colbert, der sich um das Kind, einen Sohn, kümmert, verzeichnet in seinen Memoiren:

Für die Pflege des Kindes, mit aller Geheimhaltung, die mir der König ans Herz gelegt hat, habe ich einen gewissen Beauchamp und seine Frau, frühere Bedienstete meiner Familie, die in der Rue aux Ours wohnen, angestellt, denen ich erklärt habe, daß einer meiner Brüder einer Dame von Stande ein Kind gezeugt habe und daß ich, um ihre Ehre zu schützen, verpflichtet sei, mich des Neugeborenen anzunehmen und

ihnen die Pflege anzuvertrauen, was sie mit Freuden übernommen haben.

Aber Mademoiselle de La Vallière sieht auch die Puritaner am Hofe sich gegen sie erheben, die sich über die königliche Liaison entrüsten oder wenigstens vorgeben, sich zu entrüsten. Darüber Lefèvre d'Ormesson im Dezember 1664:

Ich möchte auch eine wahrhaftige Geschichte über den Herzog de Mazarin berichten, welcher den Entschluß gefaßt hatte, den König zu warnen wegen des Skandals, den sein Verhältnis mit Mademoiselle de La Vallière in seinem Königreich errege. Am Sonntag vor acht Tagen ging er zur Kommunion und begab sich dann in den Louvre zum Lever des Königs, und nachdem er dem König gesagt hatte, daß er mit Seiner Majestät unter vier Augen zu sprechen wünsche, ließ dieser ihn in sein Kabinett eintreten. Nach vielen Entschuldigungen wegen der Freiheit, die er sich nähme, sagte er ihm, daß er seit einiger Zeit eine Bewegung in seinem Gewissen verspüre, daß er soeben die Kommunion empfangen habe und daß er sich noch mehr als bisher gedrängt fühle, Seiner Majestät zu sagen, welches Ärgernis sein Verhältnis zu Mademoiselle de La Vallière am ganzen Hofe errege.

Der König ließ ihn reden und fragte sodann: »Haben Sie alles gesagt? Ich weiß schon lange, daß es Ihnen hier fehlt.« und zeigte mit seiner Hand auf die Stirn, worauf er wegging. Jedermann verurteilt den Übereifer Monsieur de Mazarins, der weder die Autorität noch die Eignung besitzt, derartige Ratschläge zu erteilen.

Königliche Unterhaltungsspiele

Ludwig XIV. ist kein getreuer Liebhaber. Seit Ende des Jahres 1664 flüstert man am Hofe, daß die Prinzessin von Monaco, Tochter des Marschalls de Grammont, sehr wohl die La Vallière ausstechen könnte. Wieder ist es La Fare, der uns über diesen königlichen Flirt Auskunft gibt:

Der König, obgleich Mademoiselle de La Vallière noch immer die unumschränkte Königin seines Herzens war, begehrte nichtsdestoweniger die Prinzessin von Monaco, Tochter des Marschalls de Grammont, deren Gunst ihr Vetter Péguillain[1], der später als Graf de Lauzun berühmt wurde, besessen hatte zu der Zeit, als sie noch unverheiratet war und er mit ihr im Hôtel de Grammont wohnte, wo der Marschall ihn wie eines seiner Kinder behandelte.

Er war noch sehr verliebt in sie und stand schon in Gunst beim König, zu welchem er in bezug auf Madame de Monaco mit solcher Arroganz und solchem Hochmut sprach, daß er in die Bastille geworfen wurde, aber das was ihn hätte zugrunde richten können, machte in Wirklichkeit sein Glück. Der König, dem an Madame de Monaco wenig lag, gewann nun eine so hohe Meinung von Péguillain, daß er mit ihm tat, was wir später erfahren werden.

Lefèvre d'Ormesson notiert im Juli 1665 in sein »Journal«:

Heute [*Dienstag, 28. Juli*] wurde Monsieur de Péguillain in die Bastille geworfen, weil er zu dem König mit außeror-

[1] Marquis de Puyguilhem, Herzog von Lauzun

dentlicher Unverschämtheit gesprochen hatte. Man behauptet, daß er pikiert war, weil Madame de Monaco, deren Anbeter er war, die Huldigungen des Königs duldete, und daß, nachdem er dieser Dame gesagt hatte, er habe Briefe von ihr, die sie zugrunde richten könnten, diese glaubte dem König davon sprechen zu müssen, um ihn daran zu hindern, und daß der König, der Péguillain zu sich hatte rufen lassen, nach einer ziemlich langen Unterhaltung, deren Gegenstand niemand kennt, ihm schließlich gesagt habe, daß er in die Guyenne gehen müsse [*d. h. Verbannung in die Guyenne, das alte Aquitanien*]. Péguillain habe geantwortet, daß er nichts dergleichen tun werde, daß er ihm nicht länger dienen werde, allerdings, und zwar aus Ehrgefühl, auch nicht seinen Feinden, und daß er sein Vaterland liebe, und schließlich noch andere Extravaganzen von gleicher Heftigkeit. Worauf der König, ohne sich weiter zu ereifern, geantwortet habe, er sei nicht gescheit, und ihn dann verhaften ließ. Jedermann tadelt Péguillain und nennt ihn einen Narren.

Anonyme Botschaften sind am Hofe sehr in Mode. Der Prinz de Condé schreibt in einem Brief vom 25. August 1665 an Marie-Louise von Gonzaga, Königin von Polen:

Der Herr Marquis de Villeroy hat sich seit einiger Zeit eine ziemlich tolle Leidenschaft für Madame de Monaco, die Tochter des Marschalls de Grammont, in den Kopf gesetzt, und obgleich sie ihn nicht allzu gut empfangen hat und ihm sogar mehrere Male durch ihre Freundinnen hat sagen lassen, daß er sich die Gedanken an sie aus dem Kopfe schlagen solle, hat er nicht aufgehört, zu ihr zu sprechen und den Verehrer zu spielen wie zu Anfang. [. . .]

Zusammen mit Madame de La Baume beschloß er, mit verstellter Handschrift und ohne Unterschrift einen Brief an Madame de La Vallière zu schreiben und ihr die Liebe des Königs zu Madame de Monaco zu enthüllen, wobei sie hofften, daß sie noch mehr Macht als diese letztere haben würde und daß sie ihn bewegen könne, mit ihr zu brechen. Sie taten, was sie

vereinbart hatten. Der Brief wurde geschrieben und abgesandt, hatte aber nicht die Wirkung, die sie erhofften. Mademoiselle de La Vallière, die der Liebe des Königs sicher ist, kennt keine Eifersucht. Sie hat den Brief dem König gezeigt, ohne zu versuchen, ihn zu etwas zu bewegen, und der König, der so scharfsichtig ist wie nur einer, hat den Verdacht gefaßt, daß der Brief nur von Monsieur de Villeroy geschrieben sein könnte, da er wohl dachte, daß nur ein Verliebter einer solchen Narrheit fähig wäre. Da Puyguilhem sich in der Bastille befand, von wo er nicht schreiben konnte, und der Verdacht nur auf diese beiden fallen konnte, und da er außerdem die Freundschaft zwischen ihm [*Villeroy*] und Madame de La Baume kannte, ahnte er, daß diese etwas darüber wissen könnte. Er sprach zu ihr, und sie gestand. Der Marquis de Villeroy konnte nicht umhin, ebenfalls zu gestehen, und der König hatte die Güte, ihm zu verzeihen. Das ist doch die größte Extravaganz dieser Welt.

Über die Vergnügungen in Versailles im Laufe des Sommers 1665 berichtet ebenfalls der Prinz de Condé unter dem Datum des 18. September:

Gestern kehrte der König aus Versailles zurück, wo er sich vier Tage aufgehalten hat. Am ersten Tage erlegte er einen Edelhirsch und einen Damhirsch, in Begleitung aller Damen, die gestickte Jagdröcke und Hüte trugen. Sie sind ganz vorzügliche Reiterinnen, besonders Mademoiselle de La Vallière mit einer Zofe Madames; sie bleiben niemals hinter den Hunden zurück, und kein Mann kann schneller sein als sie.

Am folgenden Tage gab es eine neue Komödie von einem Komödienschreiber namens Molière. Dieser Mensch hat so viel Geist, wie einer nur haben kann, und nach dem Beispiel der Alten verspottet er in seinen Komödien die Laster seiner Zeit. In dieser letzten Komödie greift er die Ärzte an.

Indessen bleibt Puyguilhem nur sechs Monate in der Bastille und gelangt wieder in die Gunst des Königs. Aber er hat ge-

schworen sich zu rächen und verhindert als erstes ein Stelldichein der beiden Verliebten. Der Abbé de Choisy erzählt uns, auf welche Art:

Madame de Monaco glaubte sich der Treue einer ihrer Kammerfrauen, die in ihrem Vorzimmer schlief, zu versichern, als sie ihr anvertraute, daß der König sie gegen zwei Uhr nach Mitternacht besuchen würde, denn ohne deren Hilfe konnte der König nicht unangefochten in ihr Zimmer gelangen.

Diese Kammerfrau versprach ihr Stillschweigen, welches sie auch insoweit hielt, als sie nur Monsieur de Lauzun [*Puyguilhem*] von dem Rendezvous unterrichtete und davon, daß man vereinbart hätte, der König würde um zwei Uhr, wenn er durch den Korridor des Appartements von Madame de Monaco käme, den Schlüssel an der Türe des Vorzimmers finden, wo diese Kammerfrau schlief.

Monsieur de Lauzun bezahlte diese Nachricht sehr großzügig und verlangte von der Kammerfrau nur, daß der Schlüssel bereits um ein Uhr an der Türe wäre. So daß Monsieur de Lauzun nun selbst durch diesen Korridor ging, sobald ihm alles zu schlafen schien, die Türe doppelt verschloß, den Schlüssel an sich nahm und sich dann zurückzog.

Das Geräusch des Einschnappens des Schlosses weckte die Kammerfrau und Madame de Monaco auf, die über diese Sache sich berieten, als der König um zwei Uhr kam, wie er versprochen hatte. Aber wie konnte er hereinkommen? Eine Erklärung zu dieser nächtlichen Stunde durch die Türe hindurch war unmöglich. Der König kehrte um und erfuhr erst viel später, als Monsieur de Lauzun verhaftet war, durch wen und auf welche Weise diese Türe verschlossen worden war.

Puyguilhem begnügte sich übrigens nicht mit dieser kleinen Rache. Im Mai des folgenden Jahres züchtigt er ziemlich brutal die Prinzessin von Monaco, indem er ihr mit seinem Holzabsatz auf die Hand tritt. Der Prinz von Monaco und seine Freunde machen einen großen Skandal; der in Holland im

Exil lebende de Guiche wird davon benachrichtigt, welch unwürdige Behandlung seiner Schwester widerfahren ist. Aber der König will nicht, daß Puyguilhem bestraft werde, und erklärt, überzeugt zu sein, daß es sich nur um eine Ungeschicklichkeit gehandelt haben könne. Er beschreibt diese Geschichte selbst auf die Art, wie sie dargestellt werden soll, am 18. Mai 1666 in einem Brief an den Comte d'Estrades, seinen Gesandten im Haag:

Sie sollen also wissen, daß letzten Montag, als wir in Versailles waren, man im Salon um ein Schmuckstück im Wert von zwölftausend Pistolen spielte und daß die Damen alle, um es kühler zu haben, auf dem – sehr sauberen – Fußboden saßen. Ich stand dabei und betrachtete das Spiel mit ziemlicher Aufmerksamkeit, um zu sehen, wer gewinnen würde. Es passierte dann, daß, als ich etwa zwei Schritte zurücktrat, um besser sehen zu können, diejenigen, die sich zwischen mir und der Wand befanden, ihren Platz verlassen mußten, unter anderen Puyguilhem, der mir hastig Platz machte und dabei unglücklicherweise zufällig auf die Hand der Prinzessin von Monaco trat, welche sie, wie ich gesagt habe, auf dem Boden hatte, um sich aufzustützen, die aber von ihrem Rock so bedeckt war, daß man sie nicht einmal sehen konnte – ein sehr bemerkenswerter Umstand bei allem, was Sie nun im folgenden erfahren werden. Die genannte Prinzessin brauchte einige Zeit, um ihre Finger zu betrachten und sie den Damen, die sie umgaben, zu zeigen, sie klagte, daß man ihr weh getan habe, um plötzlich die Stimme zu heben, als sie bemerkte, daß es Puyguilhem war, der ihr auf die Hand getreten hatte. Sie begann zu weinen, stand auf, warf voller Zorn ein Buch zur Erde und zog sich in ein anderes Zimmer zurück, wo sie lange Zeit heiße Tränen vergoß in Gegenwart mehrerer Personen, denen es nicht gelang, sie zu besänftigen noch auch zu der Einsicht zu bringen, daß es ein reines Unglück gewesen war ohne Absicht, ihr wehzutun oder gar sie zu beleidigen. Puyguilhem seinerseits unterließ nichts, um seine Verzweiflung über den Vorfall zu bekunden, und bot nicht allein an, alle

Genugtuung zu geben, die man verlangen würde, obgleich es nur ein unglücklicher Zufall war, sondern auch, sich auf der Stelle aus dem Fenster zu stürzen, wenn das die Prinzessin zufriedenstellen und sie überzeugen könnte, daß er weit entfernt davon gewesen sei, sie absichtlich zu beleidigen.

Um diese Zeit beginnt man von einem Liebeshandel des Königs mit Madame de Montespan, Ehrendame der Königin, zu sprechen, die sich zum Ziel gesetzt hat, den König zu erobern. Jedoch, nach Primi Visconti:

Diese schöne und spöttische Dame gefiel dem König zuerst gar nicht. Eines Tages scherzte er sogar an der Tafel darüber mit Monsieur, seinem Bruder, und als sie mit ziemlicher Affektiertheit ihm zu gefallen suchte, soll er gesagt haben: »Sie tut, was sie kann, aber ich will nicht.«

Mademoiselle de La Vallière ist zum dritten Male guter Hoffnung, als ihr ältester Sohn im Juli 1666 im Alter von zweieinhalb Jahren stirbt (ihr zweites Kind, 1665 geboren, starb mit elf Monaten). Im Oktober bringt sie eine Tochter zur Welt. Die Königin Marie-Therese wird am 2. Januar 1667 ebenfalls von einer Tochter entbunden, aber der König scheint sich wenig darum zu kümmern, wie Lefèvre d'Ormesson sagt:

Fünfzehn Tage nach der Niederkunft der Königin zeigt uns das Ballett, das am Hofe zusammen mit den Burlesken von Molière und mit den italienischen Komödianten gegeben wird, den König Seite an Seite mit Mademoiselle de La Vallière.

Der Prinz von Condé seinerseits berichtet:

Inmitten dieser Unterhaltungen hat es tausend Intrigen unter den Damen gegeben. Was sie im Grunde ihres Herzens erbittert, ist, daß sie außerordentlich eifersüchtig auf Mademoiselle de La Vallière sind, und es gibt nur sehr wenige, die sie nicht beneiden.

Im Frühjahr 1667 rüstet sich der König, seine Rechte auf die spanischen Besitzungen für die Königin Marie Therese, die ihm der Tod seines Schwiegervaters Philipp IV. von Spanien eröffnet hat, mit den Waffen zu behaupten. Aber vor seiner Abreise zu dem Feldzug nach Flandern gibt er eine Nachricht bekannt, die am Hof wie eine Bombe einschlägt: Mademoiselle de La Vallière wird Herzogin von Vaujours, und ihre Tochter Marie-Anne wird anerkannt und legitimiert. Der Marquis de Saint-Maurice, Botschafter des Herzogs von Savoyen in Frankreich, schreibt am 17. Mai 1667 an seinen Herrn:

Der König hat die Tochter, die er von Mademoiselle de La Vallière hat, anerkannt, sie Marie-Anne de Bourbon genannt, hat im Poitou eine Besitzung namens Vaujours gekauft, die derjenigen der La Vallière benachbart ist, und hat sie zum Herzogtum und zur Pairie unter dem Namen Herzogtum La Vallière erhoben. Er hat sie der Mutter und der Tochter geschenkt, und nach ihnen erlischt das Herzogtum. Vaujours kostet 800 000 Livres. Der König, nachdem er seine Tochter legitimiert und die La Vallière zur Herzogin gemacht hat, hat der Königin erklärt, daß er sie (Mademoiselle de La Vallière) im Leben nicht mehr berühren würde, und man versichert, daß er fest in seinen Entschlüssen und seinem gegebenen Wort treu ist.

Zur gleichen Zeit hat Ludwig XIV. bekanntgegeben, daß nur die Damen der Königin, mit der Königin selbst, ihn nach Flandern begleiten werden. Madame und ihre Hofdamen nehmen nicht an der Reise teil. Die La Vallière hat begriffen, daß ein neuer Stern am Horizont aufsteigt: Athénaïs de Mortemart, Marquise de Montespan, eine schöne Frau mit kaltem Herzen, die Favoritin werden will und geschickt manövriert, wie dies La Fare berichtet:

Während der König an Madame de Monaco dachte, hatte Madame de Montespan angefangen, an ihn zu denken, und

die Geschicklichkeit besessen, zwei Dinge zu gleicher Zeit zu tun: einerseits der Königin eine außerordentlich hohe Meinung von ihrer Tugend zu geben, indem sie vor ihren Augen alle acht Tage die Kommunion empfing, andererseits sich derart in die Gunst der La Vallière einzuschmeicheln, daß sie dieser nicht mehr von der Seite wich. Auf diese Art verbrachte sie ihr Leben in der Nähe des Königs und tat alles, um ihm zu gefallen, was mit viel Geist neben der La Vallière, die wenig besaß, nicht allzu schwer war.

Der König hat die Königin bitten lassen, nach Amiens abzureisen, wo er sie treffen will. Plötzlich entschließt sich die La Vallière, entgegen den königlichen Befehlen, ebenfalls abzureisen. Sie will den König sehen und zu ihm sprechen. Mademoiselle de Montpensier, die Cousine des Königs (seit der Zeit der Fronde unter dem Namen Grande Mademoiselle bekannt), erzählt darüber in ihren »Memoiren«:

Von Compiègne gingen wir nach La Fère. Während die Königin am Abend spielte, sah ich, daß alle leise miteinander sprachen und geheimnisvoll taten. Ich ging auf mein Zimmer, wo ich all dies kleine Getue zu enträtseln suchte, und ich erfuhr, daß Madame de La Vallière am anderen Morgen ankommen sollte. Das war es, was die Königin so nachdenklich gemacht hatte, und sie war über diese Wiederkehr sehr bekümmert.

Am anderen Morgen war ich beizeiten angekleidet. Ich ging zur Königin, weil sie gesagt hatte, daß sie abreisen würde, sobald sie aufgestanden wäre. Ich war sehr überrascht, in ihrem Vorzimmer die Herzogin von Vaujours, die Marquise de La Vallière [*die Schwägerin der Favoritin*] und Madame du Roure auf Koffern sitzend zu finden. Sie begrüßten mich und sagten mir, daß sie so müde seien, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten könnten, und daß sie die ganze Nacht nicht geschlafen hätten. Ich fragte sie, ob sie die Königin gesehen hätten. Sie sagten: Nein. Ich trat in ihr Kabinett ein und fand sie in Tränen aufgelöst. Sie sagte mir, daß sie sich erbrochen

hätte, daß sie nichts mehr ertragen könne. Und Madame de Montausier hob die Schultern und wiederholte mir zwei- oder dreimal: »Sie sehen, in welchem Zustand die Königin ist.« Madame de Montespan ereiferte sich noch lauter als sie, um zu verstehen zu geben, daß die Königin ihr leid tue und wie sehr sie ihren gerechten Schmerz verstehe.

Die Königin wohnte auf einer Galerie einer Messe bei. Die Herzogin de La Vallière stieg hinunter, und die Königin ließ die Tür schließen aus Furcht, daß sie wieder heraufkäme. Welche Vorsicht sie auch walten ließ, die La Vallière zeigte sich vor ihr, als wir in die Karosse steigen wollten. Die Königin sprach nicht zu ihr. Beim Mittagsmahl verbot sie, daß man ihr zu essen bringe. Die ganze Unterhaltung in der Karosse befaßte sich nur mit ihr. Madame de Montespan sagte, daß sie die Kühnheit bewundere, mit der sie sich vor der Königin zu zeigen wage. »Es steht fest«, sagte sie, »daß der König ihr nicht gesagt hat zu kommen, und als sie abgereist ist, muß sie sowohl das Mißvergnügen, das sie ihm bereiten wird, für nichts gerechnet haben wie auch die Bitterkeit, die sie begreiflicherweise von der Königin erfahren würde. [...] Gott behüte mich, die Geliebte des Königs zu werden. Wenn ich so unglücklich sein sollte, würde ich niemals die Dreistigkeit haben, mich vor der Königin sehen zu lassen.«

Am anderen Morgen befiehlt die Königin, die in Guise übernachtet hat, ihren Offizieren, niemanden vor ihr davonfahren zu lassen; jedoch:

Als Madame de La Vallière auf einer Anhöhe war, von der sie die Armee sah, ließ sie ihre Karosse in voller Karriere querfeldein fahren. Die Königin sah dies und geriet in einen schrecklichen Zorn. Alle baten sie, sich zu beruhigen, sie könne dem König selbst sagen, auf welche Art sie [*die La Vallière*] sich benommen habe. Als der König an die Karosse der Königin herankam, bat sie ihn dringlich, in die Karosse einzusteigen; er wollte nicht und sagte, daß er schmutzbespritzt sei. Nachdem man ausgestiegen war, war der König einen Augen-

blick mit der Königin zusammen und ging dann sofort zu Madame de La Vallière, die sich an diesem Abend nicht zeigte.

Die Reise geht jedoch weiter, und nach der Einnahme von Douai und Tournai trifft der König die Damen in Compiègne:

Während der Zeit, die er dort war, sah er Madame de Montespan jeden Tag in ihrem Zimmer, das sich über dem der Königin befand. Eines Abends bei Tische hörte ich die Königin sich dem König gegenüber beklagen, daß er erst um vier Uhr in der Nacht zu Bette gekommen sei, und als sie ihn nach dem Grund fragte, antwortete er, daß er noch sehr lange gearbeitet habe. Und indem er das sagte, wandte er den Kopf nach der anderen Seite, damit man ihn nicht lachen sehen sollte. Ich hob die Augen nicht von meinem Teller aus Furcht, desgleichen zu tun.

Am 27. August 1667 kapituliert Lille vor den Franzosen. Anfang September kehrt Ludwig XIV. siegreich nach Saint-Germain zurück, und der Botschafter des Herzogs von Savoyen, Saint-Maurice, schreibt folgenden Bericht:

Der König sprach einige Zeit mit Madame de Montespan, und am anderen Morgen, als er in die Karosse stieg, worin er im Fond mit der Königin seinen Platz hatte, ließ er diese Dame an der Türe auf seiner Seite Platz nehmen und sprach die ganze Fahrt über mit ihr; das Lustige an der Geschichte ist, daß die Königin noch nichts von der Intrige merkt und der König sie immer noch in der Eifersucht auf die La Vallière hält.

Schon wird ein Pariser Spottvers auf die beiden Favoritinnen am Hofe gesummt:

Die eine hinkt auf einer Pfot',
Die andere ist rund und rot,
Die eine ist zu dünn geraten,
Die andre ist ein fetter Braten ...

Am 2. Oktober kommt die La Vallière mit einem vierten Kind nieder, welches wie die anderen mit Hilfe Colberts fortgebracht wird. Ludwig XIV. bereitet die Invasion der spanischen Franche-Comté vor. Der Feldzug, der am 2. Februar 1668 beginnt, ist in drei Wochen beendet. Der Frieden wird am 2. Mai in Aachen unterzeichnet und in Versailles im Juli mit großen Festlichkeiten gefeiert: mit der ersten Aufführung von »Georges Dandin oder Der betrogene Ehemann«, einem Ballett von Lulli mit dem Titel »Der Triumph des Bacchus«, einem großen Ball und endlich einem grandiosen Feuerwerk, das Félibien des Avaux, der Geschichtsschreiber des Königs, uns folgendermaßen darstellt:

In einer wunderbaren Veränderung erschien das Schloß wahrhaftig wie der Palast der Sonne. Alle Fenster waren ausgefüllt mit antiken Statuen, die verschiedenfarbig bemalt waren. In einem Augenblick waren alle Balustraden mit flammenden Vasen gesäumt, die die weite Ausdehnung dieses herrlichen Parkes erhellten. Mit einem Schlag ertönte eine sozusagen heroische Harmonie durch das Geräusch der tausend platzenden Feuerwerkskörper, gefolgt von tausend Feuergarben, die aus den Brunnen, dem Wäldchen und den Gebüschen aufstiegen und aus den Mäulern der Eidechsen, Frösche und anderen Tiere, welche die Becken schmücken, hervorschossen.

Der Marquis de Saint-Maurice findet, daß diese Feste reichlich teuer sind:

Niemals gab es so schöne Wasserspiele und so schönes Feuerwerk. Es kostet dies den König mehr als fünfhunderttausend Livres.[1] Die Leute sagen, daß der König dieses Geld besser den ausgedienten Soldaten gegeben hätte. Die Damen und Herren von Stande haben von sich aus übermäßige Ausgaben gemacht; es gab einzelne, die für fünfzehntausend Livres französische Spitzen trugen; ein einziger Händler hat solche für achtzigtausend Livres verkauft. Für mich, meine Frau und

1 Nach den Rechnungen der Bâtiments du Roi hunderttausend Livres.

meine Tochter hat es beinahe viertausend Livres gekostet, und nach meiner Ansicht habe ich nie eine Ausgabe gemacht, die unangebrachter gewesen wäre; ich tröste mich, weil man mit den Narren närrisch sein muß.

Vom Jahre 1668 an leben Madame de La Vallière und Madame de Montespan während sechs Jahren Seite an Seite. Madame de Caylus, Nichte und Schützling der Madame de Maintenon, von der später die Rede sein wird, bestätigt dies in ihren »Souvenirs«:

Der König faßte also Liebe zu Madame de Montespan während der Zeit, da er mit Madame de La Vallière als seiner erklärten Geliebten lebte, und Madame de Montespan als wenig feinfühlige Geliebte lebte mit ihr zusammen, speiste mit ihr am gleichen Tisch und wohnte manchmal mit ihr im gleichen Haus.

Es war ihr zuerst lieber, daß er [*der König*] so handelte, sei es, daß sie hoffte, dadurch die Öffentlichkeit und ihren Mann zu täuschen, sei es, daß es sie nicht bekümmerte oder daß ihr Stolz sie mehr das Vergnügen genießen ließ, ihre Rivalin jeden Augenblick gedemütigt zu sehen, als daß ihre Leidenschaft deren Reize gefürchtet hätte. Wie dem auch sei, die Tatsache steht fest.

Eines Tages jedoch, als sie gegen den König aus irgendeinem anderen Grunde aufgebracht war (was öfters vorkam), beklagte sie sich über diese Gemeinschaft mit einer Bitterkeit, die sie gar nicht empfand; sie sähe darin, sagte sie, wenig Feingefühl von seiten des Königs. Dieser, um sie zu beruhigen, antwortete ihr mit großer Sanftmut und Zärtlichkeit und sagte zu ihr, daß dieser Zustand sich unmerklich ergeben habe. »Unmerklich für Sie«, antwortete Madame de Montespan, »aber für mich sehr fühlbar.«

Wenn man dem Zeugnis des Abbé de Choisy Glauben schenken will, scheint sich der König eher über diesen Zustand amüsiert zu haben:

Wenn er von der Jagd zurückkehrte, ging er zu Madame de La Vallière, um seine Stiefel auszuziehen, sich zu pudern und sich umzukleiden; er sagte ihr kaum guten Tag und ging in das Appartement von Madame de Montespan, wo er den ganzen Abend blieb.

Indessen ist ein Störenfried aufgetaucht: Monsieur de Montespan, der ein wenig spät sein Mißgeschick bemerkt hat und nun protestiert. Aber, wie Madame de Caylus sagt:

Man sah ihn für einen ungehobelten Menschen und für einen Narren an. Es hätte nur an ihm gelegen, seine Frau vom Hofe wegzuführen, und der König wäre bei all seiner Verliebtheit zu Anfang nicht imstande gewesen, seine Autorität gegen die eines Ehemannes geltend zu machen, aber Monsieur de Montespan, weit entfernt davon, die seine anzuwenden, dachte zuerst nur daran, die Gelegenheit zu seinen Gunsten zu nützen, und was er hernach tat, geschah nur aus Ärger, weil man ihm nicht gewährte, was er wollte.

Die Protestaktionen des betrogenen Ehemannes rufen bei Hofe nicht viel Aufregung hervor, man amüsiert sich eher darüber. Mademoiselle de Montpensier berichtet in ihren Memoiren:

Er war eines Abends gekommen und hatte mir eine Predigt gehalten, wie er sie angeblich dem König gehalten hatte, worin er ihm tausend Bibelstellen und besonders David zitiert und ihm viele Dinge gesagt hatte, um ihn zu bewegen, ihm seine Frau zurückzugeben und den Zorn Gottes zu fürchten. Ich sagte ihm: »Sie sind verrückt, man wird niemals glauben, daß Sie diese Predigt gemacht haben, es wird auf den Erzbischof von Sens zurückfallen, der Ihr Onkel ist und sich schlecht mit Madame de Montespan steht.« Am anderen Morgen war ich zu Saint-Germain und sagte zu Madame de Montespan: »Kommen Sie mit mir spazieren, ich habe Ihren Mann gesehen, er ist verrückter denn je. Ich habe ihn gehörig ausgezankt

und ihm gesagt, er solle schweigen, oder er verdiente eingesperrt zu werden.« Sie sagte: »Er ist hier und erzählt Geschichten am Hofe. Ich schäme mich so, daß mein Papagei und er der Kanaille zum Amüsement dienen.«

Anne-Marguerite Petit, die Gattin des Capitaine Dunoyer, die in Toulouse wohnt, wohin sich Monsieur de Montespan zurückgezogen hat, schreibt später an eine Freundin am Hofe (»Lettres Historiques et Galantes«):

Obgleich Monsieur de Montespan sich nicht scheut, von der Aufführung seiner Frau zu sprechen, liebt er es doch nicht, darob verspottet zu werden, und so anständig und höflich er auch ist, so hat er doch die Damen nicht geschont, die auf dieses Kapitel anspielen wollten. Vor einiger Zeit saß er beim Landsknecht [*einem Kartenspiel*]; seine Karte, ein Herzkönig, wurde zuerst gestochen, und da er darüber ein wenig fluchte, sagte ihm eine Präsidentengattin, die die Geistreiche spielen wollte: »Ah, Monsieur, der Herzkönig ist es aber nicht, der Ihnen am meisten weh getan hat.« Monsieur de Montespan, verärgert über seinen Verlust und über den schlechten Scherz dieser Dame, antwortete ihr: »Wenn meine Frau einen Louis wert ist, so sind Sie nur dreißig Sols wert.«

Späterhin ging er mit einigen seiner Freunde maskiert zu einem Ball, dessen Königin diese Präsidentengattin war, und er gab ihr die Peitsche in Gegenwart aller. Hierauf entfernte er sich, ohne erkannt worden zu sein. Man hat zwar wohl verstanden, daß er es war, der diesen Streich gespielt hat, aber da man es nicht hat beweisen können und da die Dame sich diesen Affront selbst zugezogen hat, wurde nicht weiter davon gesprochen.

Im Frühjahr des Jahres 1669 bringt ein Gerücht den Hof in Aufruhr. Es handelt sich um einen Anschlag gegen das Leben des Königs, dessen Einzelheiten man nicht genau kennt. Ein Mann wird verhaftet: Marsilly, dessen Geschichte Lefèvre d'Ormesson in seinem »Journal« erzählt:

Am Samstag, dem 22. Juni [*1669*], wurde ein Mann aufs Rad geflochten, dessen Geschichte niedergeschrieben zu werden verdient. Er nannte sich Le Roux, Sieur de Marsilly, gebürtig aus Nîmes. Er war Hugenotte. Er behauptete, daß man ihn in einer Geldsache benachteiligt habe, weshalb er beschloß, sich am König zu rächen. Er ging nach England, wo er Monsieur de Ruvigny durch den Herzog von York angezeigt wurde, der diesen, hinter einer Tapisserie verborgen, alle scheußlichen Vorschläge, die er ihm gegen den König machte, mitanhören ließ.

Nachdem Monsieur de Ruvigny dies gemeldet hatte, beschloß man, ihn [*Le Roux*] gefangenzunehmen, und Monsieur de Turenne wählte einen gewissen Mazel, Kavalleriehauptmann, mit vier anderen aus, die ihm überall folgen und ihn fangen sollten. In der Tat, nachdem er nach Holland und von da in die Schweiz gegangen war, folgte ihm Mazel in Begleitung der vier Reiter, überfiel ihn in einem Dorfe, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Frankreich.

Er wurde in die Bastille gebracht und sagte, wenn man ihn schonen wolle, würde er sehr wichtige Dinge aufdecken, und schließlich, als er sah, daß man ihm seinen Prozeß machte, faßte er den Entschluß, sich selbst den Tod zu geben, fand Mittel, sich ein kleines Messer zu verschaffen, und schnitt sich die Schamteile ab, um langsam an Blutverlust zu sterben, und damit er nicht entdeckt und gepflegt würde, hatte er sein Blut aufgefangen, um es zu verbergen. Seit Samstag, dem 15. Juni, hatte er aufgehört zu essen, und schließlich, um seinen Tod noch zu beschleunigen, hatte er alles Fleisch von seinem kleinen Finger abgeschnitten und den Knochen gebrochen. Am Donnerstag, dem 20. Juni, als er glaubte, nun nicht mehr durch die Hand des Henkers sterben zu können, entdeckte er alles, was er getan hatte, zeigte das Messer, die abgeschnittenen Körperteile, die Vorrichtungen, die er gemacht hatte, um sich zu erhängen, wenn er nicht den anderen Weg sicherer geglaubt hätte. Nachdem dies sofort gemeldet worden war, beendete man seinen Prozeß am Freitag, und am Samstag wurde er durch den Lieutenant Criminel [*oberster Polizei-*

richter zu Paris] zusammen mit dem Châtelet [»*Sitz der obersten Strafgerichtsbehörde in Paris*] gerichtet und verurteilt, auf das Rad geflochten zu werden, was zu Mittag ausgeführt und worauf seine Leiche durch die Straßen geschleift wurde.

Als er vor die Richter geführt wurde, hatte er sich sterbend gestellt, hatte weder die Augen geöffnet noch ein Zeichen von Bewußtsein gegeben, aber auf dem Gerüst sagte er die schrecklichsten Dinge gegen den König mit der Kraft eines Menschen, der solche in starkem Maße besaß. Das Vorhaben dieses Elenden, sein Verhalten und seine Festigkeit, sich selbst zu verschneiden, erregen Abscheu, und es gibt kaum Beispiele einer Tat, die ungewöhnlicher wäre. Man hat auch einen Gewürzkrämer in die Bastille überführt, der einen bösen Anschlag gegen die Person des Königs geplant hat.

Madame est morte

Noch viele andere Intrigen bewegen den Hof, besonders der geheime Kampf, den Madame, die Herzogin von Orléans, gegen den Liebling ihres Gatten, den Chevalier de Lorraine, führt. Darüber schreibt der Abbé de Choisy in seiner Biographie »La Vie de Daniel de Cosnac«:

Der Chevalier de Lorraine, »eine Gestalt, wie man Engel malt«, gab sich Monsieur hin und wurde bald der erklärte Günstling, der Herr, der über Gnade und Ungnade entschied, und zwar so unumschränkt, wie es erlaubterweise nicht möglich ist, wenn man nicht als der Herr oder die Herrin des Hauses gelten will. Madame sprach mit Abscheu von diesem Zustand und beklagte sich darüber zuerst bei Madame de Saint-Chaumont, der vertrauten Freundin des Bischofs von Valence.

Und dieser Bischof von Valence selbst, Daniel de Cosnac, erzählt, wie er Madame, welche zu dieser Zeit noch hoffte, Monsieur dieser sehr speziellen Freundschaft entreißen zu können, vor dem Herrn von Lothringen gewarnt hat:

Madame antwortete mir, daß, wenn man ihr nur einen guten Rat geben wolle, sie wohl imstande wäre, Vorsorge zu treffen, denn der Chevalier de Lorraine sei leidenschaftlich in Madame de Monaco verliebt; Madame de Monaco sei ihre Herzensfreundin und von unerschütterlicher Treue, und so könne sie diese bewegen, dem Chevalier de Lorraine alles, was sie wünschen könne, zu verstehen zu geben. Ich antwortete ihr: »Ich kenne weder Madame de Monaco noch den Chevalier de Lorraine zur Genüge, um Eurer Königlichen Hoheit

Zusicherungen geben zu können, welches der Erfolg sein würde.« Sie antwortete: »Und ich verbürge mich dafür.«

Wenige Tage nach dieser Unterhaltung begann Madame ihre Ansicht zu ändern. Ich habe schon bemerkt, daß Monsieur von dem Chevalier de Lorraine verlangt hatte, daß vor allem er, im Vorrang vor Madame [*de Monaco*], in seinen Gefühlen herrschen müsse, und dieser erkannte zweifellos, daß dies der wesentliche Punkt war, um sich in der Gunst Monsieurs zu erhalten, und so zog er sein Glück, das er von Monsieur erwartete, der wahren oder vorgetäuschten Liebe zu Madame de Monaco vor. Es wurde bei verschiedenen Gelegenheiten und ganz unverhüllt klar, daß er ganz ausschließlich Monsieur ergeben und der Gegner Madames war. Das ging so weit, daß er sogar äußerste Feindschaft und sozusagen Verachtung für Madame bezeigte. Madame erkannte zu spät, daß sie besser nicht ihre Hoffnungen auf Madame de Monaco gesetzt hätte, welche nicht die Erwartungen erfüllte, die Madame in sie gesetzt hatte, und die keinen Einfluß auf den Chevalier hatte.

Indessen bereitet Ludwig XIV. seinen Krieg gegen Holland vor und sucht die Unterstützung Englands zu gewinnen. Dazu hat er Madame nötig. Er hat über seine Pläne mit dem Vicomte de Turenne gesprochen, welcher das Opfer einer seltsamen Affäre geworden ist, wie uns La Fare überliefert:

Der König hatte diesem großen Mann [*Turenne*] seine Absicht, die Holländer niederzuwerfen und sie mit Krieg zu überziehen, anvertraut, und beide kamen überein, daß man, um mit diesem Plan Erfolg zu haben, Karl II., den König von England, der seine Schwester sehr liebte, für diese Sache gewinnen müßte. Milord Montaigu, Botschafter dieses Königs, der zu den Freunden Madames zählte und sie zur Geltung bringen wollte, redete dem König ein, daß niemand fähiger sei, diese Sache auszuhandeln. Der König änderte demnach vollständig sein Verhalten gegen Madame, die er so oft vernachlässigt hatte, und sie wurde mit einem Schlage die Allmächtige am Hofe.

Es bildete sich nun eine große Vertrautheit zwischen ihr und Monsieur de Turenne, welcher, wie ich gesagt habe, in dieses Geheimnis eingeweiht war. Er war jeden Tag bei Madame und sah dort täglich die Marquise de Coaquin, die Schwester Soubises, eine junge Dame, die, wenn auch nicht zu den schönsten, so doch zu den pikantesten Erscheinungen zählte und die zu dieser Zeit die Vertraute Madames war. Weder das Alter dieses großen Feldherrn[1] noch seine Klugheit hinderten ihn, sich in sie zu verlieben, und seine Schwäche ging so weit, daß er ihr das Staatsgeheimnis mitteilte.

Monsieur, der mit Mißfallen bemerkte, daß seine Frau – mit der er nicht zufrieden war – beim König sehr in der Wertschätzung gestiegen war, ahnte wohl, daß sie eine wichtige Sache betrieb, konnte aber nicht dahinterkommen, was es war.

Sein Günstling, der Chevalier de Lorraine, half ihm bald aus dieser Verlegenheit. Er war der schönste, liebenswürdigste und geistreichste junge Mann am Hofe. Er machte sich an Madame de Coaquin heran, und, um die Wahrheit zu sagen, die Dame widerstand nicht lange. Sie entdeckte ihm die Absichten Madames und das Staatsgeheimnis, das Monsieur de Turenne ihr anvertraut hatte.

Monsieur machte seiner Frau eine Szene und beklagte sich beim König über die unwürdige Art, mit der er behandelt werde. Er sagte, daß er alles wisse, was man vor ihm habe verbergen wollen. Es dauerte nicht lange, bis man entdeckte, woher er es erfahren hatte, und die Beschämung Monsieur de Turennes war groß, als der König ihm die Schwäche vorwarf, die er für Madame de Coaquin gehabt hatte. Er war sein Leben lang darüber so beschämt, wie der Chevalier de Lorraine mir erzählte, daß, lange nachdem sie wieder vollkommen miteinander versöhnt waren und er mit Monsieur de Turenne über diese Sache sprechen wollte, dieser scherzend antwortete: »Wir können davon sprechen, wenn es Ihnen gefällt, aber erst müssen die Kerzen gelöscht werden.«

1 Turenne war damals 59 Jahre alt.

Plötzlich jedoch entlädt sich der Zorn des Königs gegen den Chevalier de Lorraine, der am 30. Januar 1670 verhaftet wird. Saint-Maurice beeilt sich, diese Geschichte seinem Herrn, dem Herzog von Savoyen, zu berichten:

Das ist, Monseigneur, die reine Wahrheit, wie sie Madame de Montespan an ihren Vater, den Herzog von Mortemart, geschrieben hat und wie ich sie von Madame de Tambonneau, ihrer vertrauten und geliebten Freundin, erfahren habe. Aber ich bitte Eure Königliche Hoheit, niemand wissen zu lassen, daß ich Ihr diese Personen genannt habe.

Der Abbé de Rivière, Bischof von Langres, hatte zwei Abteien, die zur Apanage Monsieurs gehörten. Da der Bischof alt und hinfällig war, wartete er [*Monsieur*] seit langem auf dessen Tod, um diese Abteien dem Chevalier de Lorraine zu geben. Er sagte das dem König zu Chambord, der ihm jedoch antwortete, daß, da der genannte Chevalier nicht geistlichen Standes sei, sein Gewissen ihm nicht erlaube, dies zuzugeben, daß außerdem dieser ein viel zu ausschweifendes Leben führe, um kirchliche Pfründe zu erhalten. Monsieur bat ihn nichtsdestoweniger inständig um seine Zustimmung, doch Seine Majestät antwortete wieder, daß es unmöglich sei, er aber, weil er ihn liebe, obwohl er selbst wenig Achtung für den genannten Chevalier habe, diesem eine Pension von 40 000 Livres geben würde, wenn die genannten Abteien frei würden.

Monsieur erzählte dies alles dem Chevalier de Lorraine weiter, und sie machten hundert Witzeleien über das Gewissen des Königs der Damen wegen, was der König wieder erfuhr. Der König klagt den Chevalier de Lorraine auch des schändlichen Vergehens der Sodomie mit dem Grafen de Guiche und noch anderen Männern an, die dieserhalb auf der Place de Grève[1] verbrannt worden waren.

Nachdem der Bischof von Langres am Donnerstagmorgen gestorben war, sagte Monsieur dem König, daß er die Abteien dem Chevalier de Lorraine gegeben habe, worauf dieser ant-

[1] Die heutige Place de l'Hôtel-de-Ville in Paris, am Seineufer, unter dem Ancien régime Hinrichtungsstätte für Schwerverbrecher.

wortete, daß er das nicht wolle. Monsieur entgegnete, daß es eine vollendete Tatsache sei. Seine Majestät sagte ihm abermals, daß er ihn daran zu hindern wissen werde. Sie ereiferten sich beide, die Umstehenden wurden gewahr, daß es eine Mißhelligkeit gab, ohne jedoch den Grund zu wissen. Der König stieg nach dem Verlassen der Kapelle in die Karosse und fuhr nach Versailles. Monsieur zog sich sehr niedergeschlagen in seine Gemächer zurück, schloß sich mit dem Chevalier de Lorraine ein und sagte ihm, was geschehen war, und daß er sich ohne Zögern vom Hofe zurückziehen wolle, da der König ihn auf diese Weise behandele. Er [*der Chevalier*] bat ihn, nichts dergleichen zu tun, da ein solches Verhalten ihnen beiden schaden würde. Monsieur ließ Monsieur Le Tellier rufen und sprach zu ihm in tiefer Niedergeschlagenheit. Er beklagte sich über den König und sagte, daß man diesem die schlechte Behandlung, die er ihm angedeihen ließ, aufgeredet habe, und er ereiferte sich außerordentlich. Monsieur Le Tellier versuchte ihn zur Vernunft zu bringen und fragte ihn, da er sah, daß er im gleichen Ton fortfuhr, ob er wünsche, daß er, Le Tellier, dem König schreibe, was er ihm soeben gesagt habe. Monsieur sagte, daß er ihm damit einen Gefallen täte, und so ging der Minister und schrieb es dem König, welcher beim Empfang des Briefes keinerlei Regung zeigte. Da Monsieur Colbert nach Saint-Germain gekommen war, ließ Monsieur auch ihn rufen und sprach zu ihm mit derselben Erregtheit wie zu Monsieur Le Tellier.

Der König kam bei Einbruch der Nacht in Versailles an und begab sich sofort zu Mademoiselle de La Vallière. Die Herzogin von Orléans schickte ihm sofort einen Edelmann, um ihm zu sagen, daß sie nicht aus dem Neuen Schlosse herausgehen könne und daß sie ihn bäte, dorthin zu kommen wegen einer Sache, die von großer Wichtigkeit für ihn wäre. Seine Majestät begab sich sofort dahin. Madame bat ihn einzuwilligen, daß der Chevalier de Lorraine die Abteien erhalte. Er sagte ihr, daß das nicht möglich sei. Sie bat ihn darum als um eine Gunst. Er beharrte in seiner Weigerung und hielt ihr vor, daß sie sehr rasch die schlechte Behandlung vergessen habe, die

ihr zugefügt worden sei. Sie sagte ihm, daß sie die Zufriedenheit Monsieurs ihren eigenen Interessen vorzöge, daß der Chevalier de Lorraine ein junger Mann sei, daß er sein Benehmen ändern werde, und bat ihn, ihm zu verzeihen, und als sie sah, daß sie nichts ausrichten konnte, warf sie sich unter Tränen dem König zu Füßen, indem sie ihm sagte, daß sie es als das größte Leidwesen empfinde, sich von seiner Person zu trennen, daß es aber ihre Pflicht sei, Monsieur zu folgen, der vom Hofe fortgehen wolle.

Der König zog sich zurück und sagte, daß, wenn sein Bruder sich deswegen von ihm trennen wolle, er diejenigen zu züchtigen wissen werde, die daran schuld seien und diesen Zwist anschürten. Als erstes gab er Befehl, die Wache des Dauphins, welcher im Neuen Schloß wohnte, zu verstärken und alle Zugänge zu besetzen.

Der Comte de Vaillac, welcher Hauptmann der Wachen Monsieurs ist, bemerkte dies und unterrichtete Monsieur davon, welcher antwortete, daß er den Grund kenne; nichtsdestoweniger zeigte er sich davon schmerzlich berührt. Monsieur Le Tellier trat in das Zimmer von Monsieur ein und teilte ihm im Auftrage des Königs mit, daß die Pflicht seines Dienstes ihn zwinge, sich der Person des Chevaliers de Lorraine zu versichern, daß es ihm leid täte, wenn er sich gezwungen sähe, ihn in seinem Appartement und in seiner Gegenwart zu verhaften. Er [*Monsieur*] antwortete ihm, daß, wenn der König so handele, er sofort nach Villers-Cotterêts abreisen würde. Der Minister hielt ihm vor, daß er das nicht tun, sondern nur nach Saint-Cloud gehen solle, daß es leicht sei, auf diese Art von Hofe wegzugehen, aber daß man nicht wisse, wann man wieder zurückkommen könne. Monsieur sagte zu ihm in großer Erregung, daß er ein Haus dreihundert Meilen weit vom König weg haben wolle, daß er dorthin gehen und niemals zu ihm zurückkommen würde als zusammen mit dem Chevalier de Lorraine, dann, indem er sich zu dem Chevalier de Lorraine wandte, versicherte er diesen der Fortdauer seiner Freundschaft und ersuchte ihn, Monsieur Le Tellier zu folgen. Sie gingen zusammen hinaus. Der Chevalier fragte ihn, was er

zu tun habe, daß er bereit sei, den Befehlen des Königs zu gehorchen. Monsieur Le Tellier sagte ihm, daß er ihm nichts in seinem Auftrag zu befehlen habe.

Als sie im Hofe des Alten Schlosses waren, wurde er von dem Comte d'Ayen und dem Chevalier de La Ilhière festgenommen. Sie verlangten ihm den Degen ab und brachten ihn hinaus. Er fragte den Comte d'Ayen, wohin er ihn führe. Dieser antwortete: »In mein Zimmer.«

Der Chevalier übernachtete in Saint-Germain; er kam nicht in die Bastille. Man fragte ihn, wie viele Bediente er haben wolle, er könne diejenigen nehmen, die er wolle; er wählte zwei von seinen Edelleuten und zwei Kammerdiener. Er reiste am Freitag in seiner Karosse ab mit einer starken Eskorte unter einem Leutnant der Gardes du Corps. Er soll nach Pierre-Encise kommen; andere sagen, in die Zitadelle von Montpellier oder vielleicht nach Collioure, an der Grenze von Katalonien.

Monsieur geht wütend nach Villers-Cotterêts, um dort zu schmollen, kommt dann aber zurück und unterwirft sich dem Willen des Königs, denn, wie Saint-Maurice sagt:

Man versichert, daß Anweisungen für die Freilassung des Chevaliers ergangen sind unter der Bedingung, daß er für einige Zeit seinen Aufenthalt in Rom oder auf Malta nehmen würde. Der König wird ihm zehntausend Taler Pension geben, die Abteien aber, die der Grund seines Unglücks waren, seinem Bruder, dem Abbé d'Harcourt. So wird diese Sache nach dem Willen Seiner Majestät geregelt.

Der Geheimvertrag von London ist unterschrieben. Madame kehrt im Triumph nach Paris zurück. Wenige Tage später ist sie tot. Madame de La Fayette, ihre Vertraute, gibt uns einen Bericht über ihren Tod:

Am 25. Juni des Jahres 1670, acht Tage nach ihrer Rückkehr aus England, gingen Monsieur und sie nach Saint-Cloud.

Am ersten Tage, als sie ankam, klagte sie über Seitenschmerzen und einen Schmerz im Magen, worunter sie zuzeiten litte. Nichtsdestoweniger wollte sie im Flusse baden, da es sehr heiß war. Monsieur Gueslin, ihr Arzt, tat alles, was er konnte, um sie daran zu hindern, aber was er ihr auch sagen mochte, sie badete am Freitag, und am Samstag befand sie sich so schlecht, daß sie nicht mehr badete.

Ich kam am Samstag um zehn Uhr abends in Saint-Cloud an und fand sie in den Gärten. Sie sagte zu mir, daß ich sie wohl schlecht aussehend fände und daß es ihr nicht gut gehe. Sie hatte wie gewöhnlich zu Abend gespeist und erging sich im Mondschein bis Mitternacht; am folgenden Tag, Sonntag, dem 29. Juni, stand sie frühzeitig auf und ging zu Monsieur hinunter, der sich badete. Sie war lange bei ihm, und nachdem sie sein Zimmer verlassen hatte, kam sie in das meine und erwies mir die Ehre, mir zu sagen, daß sie eine gute Nacht verbracht habe.

Einen Augenblick später stieg ich zu ihr hinauf. Sie sagte mir, daß sie verdrossen sei, aber die schlechte Laune, von der sie sprach, wäre bei anderen Frauen den besten Stunden gleichgekommen, so wenig war sie fähig, bitter und zornig zu sein. Während sie sprach, kam man, um ihr zu sagen, daß die Messe beginne. Sie ging, sie zu hören, und als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, lehnte sie sich an mich und sagte mit der ihr eigenen gütigen Art, daß sie nicht so böser Laune wäre, wenn sie sich mit mir unterhalten könnte, aber daß sie all derer, die sie umgäben, so müde sei, daß sie sie nicht mehr ertragen könne.

Danach ging sie, um zuzusehen, wie Mademoiselle porträtiert wurde, und zwar von einem ausgezeichneten englischen Maler. Sie begann mit Madame d'Epernon und mir ein Gespräch über ihre Reise nach England und über den König, ihren Bruder. Diese Unterhaltung, die ihr zusagte, gab ihr wieder Freude. Man servierte das Mittagsmahl, sie aß wie gewöhnlich, und danach legte sie sich auf die Kissen, was sie sehr oft tut, wenn sie sich ungezwungen fühlt. Sie ließ mich neben sie niedersitzen, so daß ihr Kopf sozusagen auf mir ruhte.

Derselbe englische Maler malte auch Monsieur; man sprach von allen möglichen Dingen, und sie schlief indessen ein. Während ihres Schlafes veränderte sich ihr Aussehen so auffallend, daß ich, nachdem ich sie lange betrachtet hatte, überrascht war und dachte, daß ihr Geist viel dazu beitragen müsse, ihr Gesicht zu verschönern, da er es so angenehm machte, wenn sie wach war, und da es dies so wenig war, wenn sie schlief. Ich hatte jedoch unrecht, diese Überlegung anzustellen, denn ich hatte sie mehrere Male schlafend und um nichts weniger liebenswert gesehen.

Nachdem sie erwacht war, erhob sie sich von ihrem Platz, aber mit einem so veränderten Gesicht, daß Monsieur davon überrascht war und uns darauf aufmerksam machte. Sie ging danach in den Salon, wo sie einige Zeit mit Boisfranc, dem Schatzmeister Monsieurs, auf und ab ging, und während dieser Unterhaltung klagte sie mehrmals über Seitenschmerzen.

Monsieur ging hinunter, um sich nach Paris zu begeben, wie er beschlossen hatte. Er traf Madame von Mecklenburg auf der Treppe und stieg wieder mit ihr hinauf. Madame verließ Boisfranc und ging zu Madame von Mecklenburg. Während sie mit ihr sprach, brachte Madame de Gamaches ihr wie auch mir ein Glas Zichorienwasser, das sie bereits vor einiger Zeit verlangt hatte. Madame de Gourdon, ihre Dame d'atours, bot es ihr dar. Sie trank es, und während sie mit einer Hand die Tasse auf die Untertasse zurückstellte, faßte sie mit der anderen an ihre Seite und sagte in einem Ton, der großen Schmerz verriet: »Ah, dieses Stechen in der Seite, ah, dieser Schmerz, ich kann nicht mehr.« Sie wurde rot im Gesicht, als sie diese Worte aussprach, und einen Augenblick später leichenblaß, was uns alle frappierte. Sie fuhr fort zu schreien und sagte, man solle sie wegbringen, da sie sich nicht mehr aufrechthalten könne. Wir faßten sie unter den Armen. Sie konnte kaum gehen und krümmte sich zusammen. Man kleidete sie unverzüglich aus. Ich stützte sie, während man sie aufschnürte. Sie klagte weiter, und ich bemerkte, daß sie Tränen in den Augen hatte. Darüber war ich erstaunt und gerührt, denn ich kannte sie als die geduldigste Person der Welt. Ich sagte zu ihr, indem

ich ihren Arm, den ich stützte, küßte, daß sie doch wohl sehr leiden müsse. Sie antwortete mir, daß es unbeschreiblich sei. Man legte sie zu Bett, und sobald sie darin war, schrie sie noch stärker als vorher und warf sich von einer Seite auf die andere wie ein Mensch, der unendlich leidet. Indessen ging man, ihren Arzt, Monsieur Esprit, zu rufen. Er kam und sagte, daß es Kolik sei, und verordnete die bei derartigen Leiden üblichen Mittel. Mittlerweile waren die Schmerzen unerträglich geworden. Madame sagte, daß ihr Leiden schlimmer sei, als man denke, daß sie sterben müsse und daß man ihr einen Beichtvater holen möge. [. . .]

Monsieur stand vor ihrem Bett. Sie küßte ihn und sagte zu ihm mit einer Sanftheit und einem Ausdruck, der auch das härteste Herz hätte rühren müssen: »Ach, Monsieur, Sie lieben mich schon seit langem nicht mehr. Das ist ungerecht, ich war Ihnen immer treu ergeben.« Monsieur schien sehr bewegt, aber er gab keine Antwort. [. . .]

Plötzlich sagte sie, man möge auf das Wasser achthaben, das sie getrunken hatte. Es sei Gift, man habe vielleicht eine Flasche verwechselt, sie sei vergiftet, sie fühle es wohl, und man möge ihr ein Gegengift geben.

Ich stand vor dem Bett, neben Monsieur, und obgleich ich ihn durchaus eines solchen Verbrechens für unfähig halte, so ließ mich doch ein der menschlichen Bosheit eigenes Gefühl ihn sehr aufmerksam beobachten. Er war weder bewegt noch verlegen über diese Ansicht Madames. Er sagte, man solle von diesem Wasser einem Hunde geben. Er war wie Madame der Meinung, daß man Öl und Gegengift holen möge, um ihr einen so schlimmen Gedanken zu benehmen. Madame Desbordes, ihre erste Kammerfrau, die ihr unbedingt ergeben war, sagte ihr, daß sie das Wasser bereitet habe, und trank davon, aber Madame bestand darauf, daß man ihr Öl und Gegengift gebe. Man gab ihr das eine wie das andere.

Mademoiselle de Montpensier, die im Begriffe ist, mit der Königin auszugehen, erfährt die Nachricht und berichtet, wie sich Monsieur in diesem Falle verhalten hat:

Der Comte d'Ayen sagte mir: »Madame liegt im Sterben. Der König hat mir befohlen, Monsieur Valot zu holen und schnellstens nach Saint-Cloud zu bringen.« Als ich in der Karosse war, sagte die Königin zu mir: »Madame ist sehr schlecht daran, und was das Schlimmste ist, sie glaubt, vergiftet worden zu sein.« Ich regte mich auf und rief aus: »Oh, wie entsetzlich! Ich bin verzweifelt über dieses Gerücht.« Und ohne weiter daran zu denken, was ich sagte (wir sind gute Menschen in unserer Sippe), fragte ich sie, was denn nun sei. Sie sagte mir, daß Madame im Salon von Saint-Cloud, wo sie in guter Gesundheit war, verlangt habe, ein Glas Zichorienwasser zu trinken, daß ihr Apotheker ihr solches gegeben, daß, nachdem sie es getrunken, sie zu schreien angefangen habe, sie fühle es wie Feuer in ihrem Magen; daß sie unaufhörlich schreie und daß man gekommen sei, um es dem König mitzuteilen und Monsieur Valot zu holen. Die Königin bedauerte sie sehr und sprach sehr wenig von dem Kummer, den Monsieur ihr bereitet hatte; sie sagte, daß Madame geweint habe, als sie abgereist sei; es scheine, daß sie ihr Unglück vorausgefühlt habe. Ein Edelmann, den die Königin um Nachricht geschickt hatte, kam zurück. Er sagte, daß Madame ihm aufgetragen habe, ihr zu sagen, daß sie im Sterben sei, und wenn sie sie noch am Leben antreffen wolle, bitte sie sie untertänigst, sofort zu kommen, denn wenn sie zögere, würde sie sie tot finden.

Wir befanden uns auf einem Spaziergang am Kanal. Wir stiegen in die Karosse und suchten den König auf, welcher soupierte, da er die Bäder gebrauchte. Der Marschall von Bellefonds sagte zu der Königin, daß sie gut tun würde, nicht hinzugehen; sie war unentschlossen. Ich bat sie, damit einverstanden zu sein, daß ich hineile. Sie machte Schwierigkeiten. In diesem Augenblick kam der König und sagte: »Wenn Sie mitkommen wollen, hier ist meine Karosse.« Die Comtesse de Soissons schloß sich uns an. Halben Weges trafen wir Monsieur Valot, der zurückkehrte; er sagte zum König, daß es sich nur um eine Kolik handele, daß ihr Leiden weder lange dauern werde noch gefährlich sei. Als wir nach Saint-Cloud ka-

men, trafen wir eigentlich niemanden, der betrübt erschien. Monsieur schien sehr erstaunt zu sein.

Wir fanden sie auf einem kleinen Bett, das man ihr besonders bereitet hatte, und ganz zerzaust; die Schmerzen hatten ihr nicht Zeit gelassen, sich für die Nacht frisieren zu lassen; ihr Hemd war an Hals und Armen aufgebunden, ihr Gesicht blaß, die Nase eingesunken, sie hatte das Antlitz einer Toten. Sie sagte zu uns: »Sie sehen, in welchem Zustand ich bin.« Wir fingen an zu weinen, und Madame de Montespan und Madame de La Vallière traten ins Zimmer. Sie machte schreckliche Anstrengungen, sich zu erbrechen. Monsieur sagte zu ihr: »Madame, machen Sie alle Anstrengungen, um zu erbrechen, damit diese Galle Sie nicht erstickt.« Sie bemerkte schmerzlich die Unbekümmertheit ihrer Umgebung, da sie doch in einem Zustande war, der großes Mitleid erregen mußte. Sie sprach einige Augenblicke ganz leise mit dem König. Ich näherte mich ihr und faßte ihre Hand, sie drückte die meine und sagte zu mir: »Sie verlieren eine gute Freundin, die Sie sehr zu lieben und gut zu kennen begann.« Ich konnte ihr nur durch meine Tränen antworten. Sie verlangte ein Brechmittel, die Ärzte sagten aber, daß ihr das nichts nützen würde, daß diese Arten von Kolik manchmal neun bis zehn, aber niemals länger als vierundzwanzig Stunden dauerten. Der König wollte mit ihnen argumentieren, sie wußten ihm nichts zu antworten. Er sagte zu ihnen: »Man hat noch nie eine Frau sterben lassen, ohne ihr Hilfe zu leisten.« Sie sahen einander an und sagten kein Wort. Man unterhielt sich, es war ein Kommen und Gehen in dem Zimmer, man lachte, als ob Madame in einem ganz anderen Zustand gewesen wäre. [...]

Monsieur näherte sich, und ich sagte zu ihm: »Niemand denkt daran, daß Madame im Sterben liegt und daß man ihr von Gott sprechen müßte.« Er antwortete, daß ich recht habe. Er sagte weiter, daß ihr Beichtvater ein Kapuziner wäre, der nur gut dazu sei, in einer Karosse Staat mit ihm zu machen, damit die Leute sähen, daß sie einen habe, daß man aber einen anderen Mann haben müsse, um ihr vom Tode zu sprechen. »Wen könnte man finden, der sich gut in der Zeitung ausneh-

men würde als ihr Beistand in der letzten Stunde?« Ich sagte ihm, daß das beste Ansehen, das ein Beichtvater in diesem Augenblick haben sollte, das eines ehrlichen und berufenen Mannes sei. Er antwortete mir darauf: »Ah, ich habe gefunden, wer ihr recht sein könnte: der Abbé Bossuet, der zum Bischof von Condom ernannt worden ist. Madame hat sich manchmal mit ihm unterhalten, so wird er ihr recht sein.«

Nach den Aussagen des Abbé Le Dieu, des Sekretärs Bossuets, war es Madame, die den Bischof von Condom verlangte:

Sie schickte von Saint-Cloud aus mitten in der Nacht dreimal nach Paris, um ihn holen zu lassen, und da sie nicht hoffen konnte, ihn noch einmal wiederzusehen, so verzweifelt war ihr Zustand, gab sie ihren Ring, an dem ein großer Smaragd von hohem Wert (hundert Louis) war, in die Hände Monsieurs, damit dieser ihn ihm als Zeichen der Achtung und des Dankes gebe. Er traf jedoch früh genug ein, um diese Gunst aus den Händen der Prinzessin selbst entgegenzunehmen und ihr zu einem guten Tode zu verhelfen.

Madame de La Fayette erwähnt ebenfalls die Schenkung dieses Ringes und fügt weiter hinzu:

Während er [*Bossuet*] ihr stets von Gott sprach, überkam sie eine Lust zu schlafen, die in Wahrheit nur eine Schwäche der Natur war; sie fragte ihn, ob sie nicht einige Augenblicke der Ruhe haben könnte. Er stimmte dem zu und sagte, daß er gehe, um zu Gott für sie zu beten.

Monsieur Feuillet blieb an ihrem Bett, und sozusagen im gleichen Augenblick sagte Madame zu ihm, er möge den Herrn von Condom zurückrufen, denn sie fühle wohl, daß sie nun sterben werde. Monsieur de Condom näherte sich ihr wieder und reichte ihr das Kruzifix, sie empfing es und küßte es mit Inbrunst. Monsieur de Condom sprach ständig zu ihr, und sie antwortete ihm mit demselben Verstand, als ob sie nicht krank gewesen wäre, wobei sie stets das Kruzifix an ihre Lippen

hielt. Erst der Tod nahm es ihr aus der Hand. Die Kräfte verließen sie, sie ließ das Kruzifix fallen und verlor die Stimme und das Leben fast zu gleicher Zeit. Ihr Todeskampf dauerte nur einen Augenblick, und nach zwei oder drei konvulsivischen Bewegungen des Mundes verschied sie um zwei Uhr morgens, neun Stunden nachdem sie angefangen hatte, sich krank zu fühlen.

Hugues de Lionne, Staatssekretär des Äußeren, schreibt am 1. Juli sogleich an Colbert de Croissy, Botschafter Frankreichs in England, um ihm die Abreise des Marschalls de Bellefonds anzuzeigen, der beauftragt ist, König Karl II. die Beileidsbezeigungen Ludwigs XIV. zu überbringen und gleichzeitig den Bericht über die Obduktion der Leiche Madames. Er fügt hinzu:

Da das Publikum niemals verfehlt, beim plötzlichen Tode der großen Fürsten den Verdacht zu hegen, daß dieser Tod hätte beschleunigt worden sein können, und da man ja auch sogar, bei der Heftigkeit der Krankheit Madames, wahllos alle möglichen Medizinen, die irgendwer brachte, benutzt hatte, wie Orvietan [*ein Allheilmittel, dem man wunderbare Heilkräfte zuschrieb*], Vipernpulver und alles, was ein Gift aus dem Körper austreiben könnte, wünschten der König und Monsieur, daß ihr Leichnam in Gegenwart unserer berühmtesten Ärzte geöffnet werde und daß der Herr Botschafter von England dabei anwesend sei und diejenigen seiner Vertrauten mitbringe, die er auswähle. Der genannte englische Botschafter brachte einen englischen Arzt und einen Chirurgen des Königs von Großbritannien mit, man nahm die Sezierung in Gegenwart all dieser und mehr als hundert weiterer Personen vor, die sich in dem Zimmer befanden; und so wie man ein Organ untersuchte, wie den Magen, die Leber, das Herz, die Lunge, die Milz, die Eingeweide usw., schrieb man auf, in welchem Zustand man es gefunden hatte. So machte man eine genaue Aufzeichnung von allem, die von allen Ärzten und Chirurgen und besonders von den beiden Engländern unter-

zeichnet wurde, ohne daß man unterschiedlicher Meinung gewesen wäre.

Der Verdacht, daß Madame vergiftet worden sein könnte, läßt jedoch niemanden los. Der Botschafter Englands in Frankreich, Lord Montaigu, schreibt am 15. Juli an Lord Arlington, daß er Madame auf ihrem Sterbebett gesehen habe, mit folgenden Worten:

Ich nahm mir dann die Freiheit, sie zu fragen, ob sie nicht glaube, daß man sie vergiftet habe. Ihr Beichtvater, der anwesend war und dieses hörte, sagte zu ihr: »Madame, klagen Sie niemanden an und bieten Sie Gott Ihren Tod zum Opfer dar.« Das hinderte sie daran zu antworten, und obgleich ich ihr mehrere Male die gleiche Frage stellte, antwortete sie mir nur, indem sie die Achseln zuckte. Ich bat sie um die Kassette, in der alle ihre Briefe waren, um sie Seiner Majestät zu schikken, und sie befahl mir, sie von Madame de Bordes zu verlangen, die jedoch von einer Ohnmacht in die andere fiel und fast umkam vor Schmerz, ihre Herrin in einem so beklagenswerten Zustand zu sehen, so daß Monsieur sich ihrer [*der Briefe*] bemächtigte, bevor sie wieder zu sich kam.

Aus den »Memoiren« d'Artagnans:

Der König wollte indessen nicht glauben, daß jemand hätte so verrucht sein können, der Prinzessin auf diese Weise nach dem Leben zu trachten. Indessen hatte diese, von dem Augenblick an, da sie sich übel befand, stets behauptet, daß man sie vergiftet habe. Diese Worte verlangten nach einer Aufklärung. Deshalb ordnete der König an, daß man die Leiche in Gegenwart seiner bedeutendsten Ärzte öffne.

Waren nun diese Ärzte bestochen, oder war Madame wirklich an einer Kolik gestorben, wie man behauptete, sie bescheinigten auf jeden Fall, daß sie nach gründlicher Untersuchung der edlen Teile keine Spur von Gift gefunden hätten.

Saint-Maurice schreibt am 2. Juli an den Herzog von Savoyen:

Nach dem Gerücht, das durch ganz Europa geht, daß die verstorbene Madame vergiftet worden sei, glaubte ich verpflichtet zu sein, Eure Königliche Hoheit wissen zu lassen, was sich bei der Öffnung ihres Körpers ereignet hat. Der englische Botschafter war anwesend samt allen Engländern, die hier sind, die Ärzte und Chirurgen dieser Nation sowie alle, die zu Saint-Cloud dabeisein wollten, wo die Türen allen möglichen Leuten offenstanden.

Der Leib der Prinzessin war nach ihrem Tode außerordentlich aufgedunsen. Beim ersten Messerschnitt gab er einen so außerordentlichen Gestank von sich, daß alle Anwesenden sich entfernen mußten und sich nicht nähern konnten, ohne sich gegen diesen schlechten Geruch versehen zu haben. Man fand keine schlüssigen Anzeichen von Gift; alles was einen Verdacht ergeben konnte, war, daß man ein Loch im Magen fand, dessen Ränder angeschwärzt waren, aber die Ärzte und Chirurgen waren sich darüber einig, daß es sich da um einen versehentlichen Schnitt mit dem Skalpell handelte. Man hat in dem Leichnam einen starken Gallenerguß und die Leber ganz verfault gefunden.

Der Herzog von Saint-Simon hat diese Zeit nicht erlebt, aber er hatte seine Informationsquellen, und für ihn unterliegt die Vergiftung Madames keinem Zweifel. Lesen wir seine Darstellung:

Madame war in Saint-Cloud und nahm seit einiger Zeit gegen sieben Uhr abends ein Glas Zichorienwasser zur Erfrischung. Einer ihrer Kammerdiener hatte den Auftrag, dies zu bereiten. Er stellte es zusammen mit dem Glas etc. in einen Schrank in einem der Vorzimmer von Madame. Dieses Zichorienwasser war in einem irdenen oder porzellanenen Gefäß, und es stand stets anderes gewöhnliches Wasser dabei, um es zu mischen, für den Fall, daß Madame das Zichorienwasser

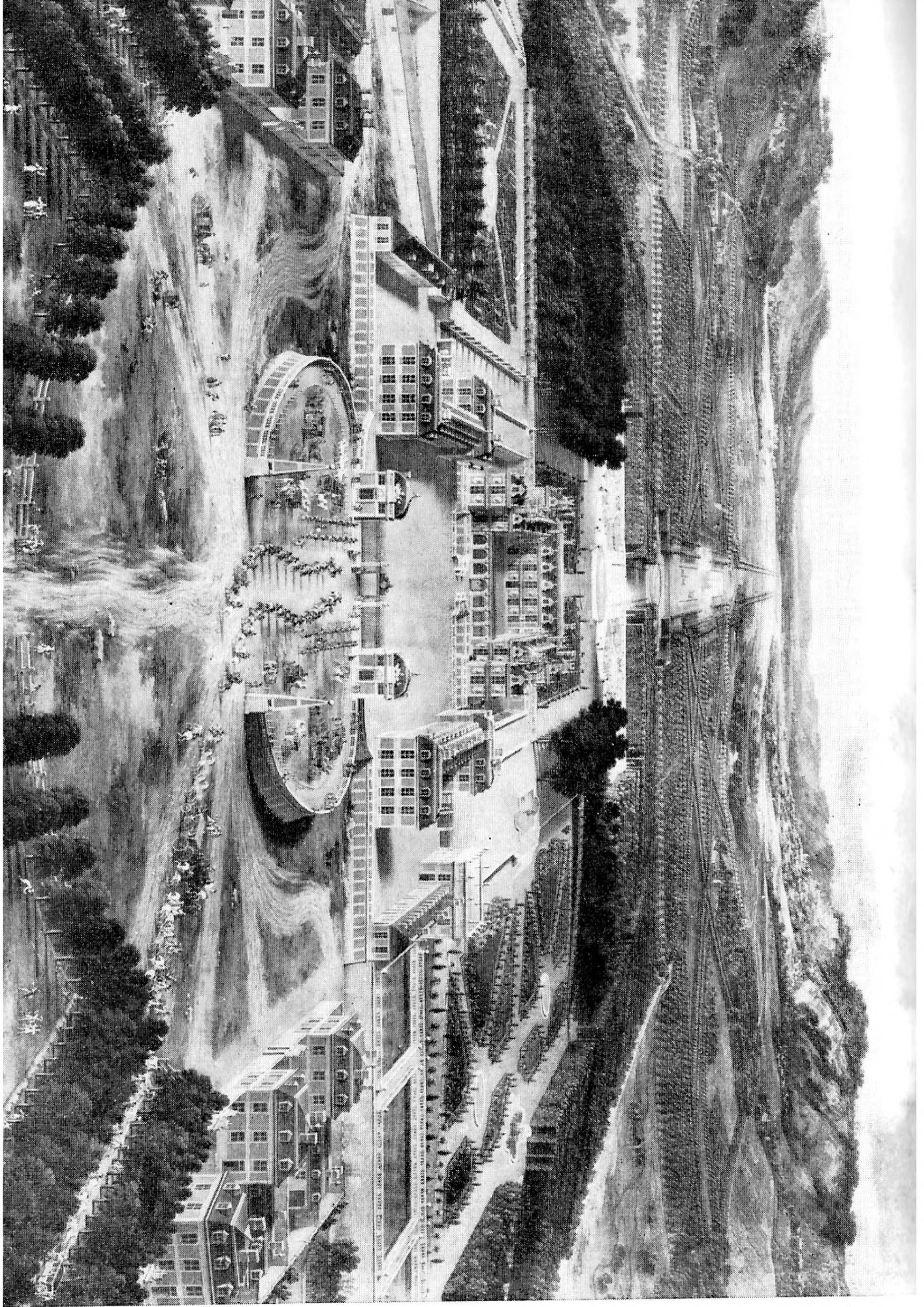
zu bitter finden sollte. Dieses Vorzimmer war der gewöhnliche Durchgang, um zu Madame zu gelangen, und es hielt sich niemand darin auf. [...]

Der Marquis d'Effiat hatte dies alles ausgespäht. Am 29. Juni 1670, als er durch das Zimmer ging, fand er den Augenblick, den er suchte: niemand im Zimmer, und er hatte bemerkt, daß niemand ihm folgte, um auch zu Madame zu gehen. Er wendet sich um, geht zum Schrank und öffnet ihn, wirft den Korken herunter, dann, da er jemand hörte, nimmt er den anderen Topf mit gewöhnlichem Wasser, und wie er ihn zurückstellt, schreit der Bediente, der für dieses Zichorienwasser zu sorgen hatte, auf, läuft zu ihm hin und fragt ihn scharf, was er an diesem Schrank zu suchen habe. D'Effiat, ohne im geringsten verlegen zu werden, sagt, daß er um Verzeihung bitte, aber daß er vor Durst fast umgekommen sei, und da er wisse, daß sich hier – auf den Topf zeigend – Wasser befinde, habe er nicht widerstehen können, davon zu trinken; der Diener murrte immer noch, und der andere, indem er ihn zu beruhigen sucht und sich entschuldigt, geht in das Zimmer von Madame und unterhält sich wie die anderen Höflinge und ohne die geringste Erregung. Was dann eine Stunde später geschah, ist nicht meine Sache und hat nur zuviel Aufhebens in ganz Europa gemacht.

Nachdem Madame am nächsten Tag um drei Uhr morgens gestorben war, war der König von tiefer Trauer erfaßt. Es scheint, daß er im Laufe des Tages Hinweise erhielt und daß dieser Zimmerbediente nicht schwieg und daß bekannt wurde, Purnon, der erste Maître d'hôtel von Madame, sei in das Geheimnis eingeweiht, wegen der Vertrautheit, in der er, in seiner niederen Stellung, sich mit dem Marquis d'Effiat befand. Der König, der sich zur Ruhe gelegt hat, erhebt sich wieder, läßt Brissac holen, der von jetzt an zu seinen Wachen gehörte und von unbedingter Ergebenheit war, befiehlt ihm, sechs sichere und verschwiegene Wachen auszuwählen, den Gesellen zu greifen und ihn ihm in seinen Gemächern durch die hinteren Eingänge vorzuführen. Sobald der König ihn sah, hieß er Brissac und den ersten Kammerdiener, sich zurück-



Ludwig XIV. (1638–1715), König von Frankreich 1643–1715



Das Schloß Versailles im Jahre 1668, vor der Errichtung des Neuen Schlosses durch Louis Le Vau. Man erkennt das alte Jagdschloß Ludwigs XIII. mit den 1662/63 angebauten Pavillons und den Seitenflügeln, von denen der südliche bei den späteren Umbauten erhalten blieb.

ziehen, und mit einer Miene und in einem Ton, die dazu angetan waren, den größten Schrecken einzuflößen, sagte er zu ihm, ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend: »Mein Freund, hören Sie mir gut zu: Wenn Sie mir alles gestehen und mir die Wahrheit sagen über das, was ich von Ihnen wissen will, was immer Sie auch getan haben mögen, werde ich Ihnen verzeihen, und es wird dessen weiter nicht Erwähnung getan werden. Aber hüten Sie sich, mir das Geringste zu verheimlichen, denn wenn Sie das tun, sind Sie ein toter Mann, ehe Sie hier herauskommen. Ist Madame vergiftet worden?«

»Ja, Sire«, antwortete er.

»Und wer hat sie vergiftet?« sagte der König, »und wie hat man es getan?«

Er antwortete, daß der Chevalier de Lorraine das Gift an Beuvron und d'Effiat geschickt habe, und erzählte ihm, was ich hier niedergeschrieben habe. Worauf der König weiter fragte, indem er die Zusicherungen der Gnade und die Drohungen mit dem Tode wiederholte: »Und mein Bruder, wußte er es?«

»Nein, Sire, keiner von uns dreien war so dumm, es ihm zu sagen; er kann kein Geheimnis behalten, er hätte uns verraten.«

Auf diese Antwort ließ der König ein lautes Ha! hören, wie ein Mensch, der nach einer starken Beklemmung plötzlich wieder atmen kann. »Nun«, sagte er, »das ist alles, was ich wissen wollte, aber Sie versichern es mir ganz gewiß?« Er rief Brissac wieder herein und befahl ihm, diesen Menschen irgendwohin wegzuführen, wo er ihn sofort in Freiheit gehen lassen solle. Dieser Mann hat es selber lange Jahre danach Monsieur Joly de Fleury, dem Generalprokurator beim Parlament, erzählt, von dem ich diese Anekdote habe.

Der Chevalier de Lorraine bleibt nicht lange in Ungnade. Am 12. Februar 1672 schreibt Madame de Sévigné an ihre Tochter:

Der König fragte Monsieur, der von Paris zurückkam: »Nun, mein Bruder, was spricht man in Paris?« Monsieur sag-

te zu ihm: »Monsieur, man spricht sehr viel von diesem armen Marquis.«[1] »Und was sagt man von ihm?« – »Man sagt, es ist so, daß er für einen anderen Unglücklichen hat sprechen wollen.« – »Und für welchen Unglücklichen?« fragt der König. »Für den Chevalier de Lorraine«, sagt Monsieur. »Aber«, sagt der König, »denken Sie noch an diesen Chevalier de Lorraine? Machen Sie sich Sorgen um ihn? Würden Sie den lieben, der ihn Ihnen zurückgäbe?« – »Wirklich«, antwortete Monsieur, »das wäre das größte Vergnügen, das man mir im Leben bereiten könnte.« – »Nun«, sagte der König, »dann will ich Ihnen dieses Geschenk machen. Vor zwei Tagen ist der Kurier abgegangen. Er wird zurückkommen, ich gebe ihn Ihnen wieder und wünsche, daß Sie sich Ihr ganzes Leben mir dafür verpflichtet fühlen und daß Sie ihn um meinetwillen lieben. Ich tue noch mehr, denn ich mache ihn zum Feldmarschall in meiner Armee.«

Daraufhin warf sich Monsieur dem König zu Füßen, umarmte lange seine Knie und küßte ihm in grenzenloser Freude die Hand. Der König hob ihn auf und sagte zu ihm: »Mein Bruder, Brüder sollen sich nicht auf diese Art umarmen.« Und er umarmte ihn brüderlich.

Diese Rückkehr und diese Gunst für einen Mann, auf dem ein so schwerer Verdacht lastet, entrüstet viele. In einem chiffrierten Brief an den Grafen d'Arlington fordert Lord Montaigu eine Intervention des englischen Königs:

Ich schreibe diesen Brief nur, um Euer Gnaden Bericht zu geben von einer Sache, von der ich allerdings glaube, daß Sie sie bereits kennen: Man hat nämlich dem Chevalier de Lorraine erlaubt, an den Hof zu kommen und in der Armee als Feldmarschall zu dienen. Wenn Madame vergiftet worden ist, wie man fast überall in der Welt glaubt, dann betrachtet Frankreich ihn als den Giftmörder und ist mit Recht erstaunt, daß der König von Frankreich so wenig Achtung vor dem König, unserem Herrn, hat, daß er jenem erlaubt, an den Hof

[1] Der Marquis de Villeroy, der vom Hofe verbannt worden war.

zurückzukehren, und dies zumal, wenn man die unverschämte Art bedenkt, mit der er der Prinzessin zeit ihres Lebens gegenübergetreten ist. Meine Pflicht ist es, Ihnen dies zu sagen, damit Sie es den König wissen lassen und damit dieser nachdrücklich zu dem französischen Botschafter spricht, wenn er es für richtig hält, denn ich kann Ihnen versichern, daß dies eine Sache ist, die er nicht dulden kann, ohne seinem Ansehen zu schaden.

Was tun mit Lauzun

Zum Zeitpunkt des Todes von Madame steht eine erstaunliche Affäre vor der Enthüllung, aber die Hoftrauer um Madame verzögert ihr Bekanntwerden um sechs Monate: es handelt sich um die geplante Heirat zwischen Mademoiselle de Montpensier, Tochter Gastons d'Orléans und Cousine des Königs, und Puyguilhem, Graf de Lauzun, bekannt durch seine Mißhelligkeiten mit der Prinzessin von Monaco. Dieser Zweitgeborene, der Graf geworden ist, weil sein älterer Bruder auf die Erbschaft des Vaters, die mit Schulden belastet ist, verzichtet hat, ist trotz seines unverträglichen Charakters der Günstling Ludwigs XIV. geblieben, welcher von ihm duldet, was er von einem anderen nicht ertragen würde. Loménie de Brienne, Staatssekretär des Äußeren, berichtet darüber eine Anekdote:

Puyguilhem und Cavoye prügelten sich hinter dem Rücken des Königs, nicht drei Schritte von ihm entfernt. Zwischen dem König und ihnen waren nur Monsieur de Noailles, Hauptmann der Garden, und ich. Es war auf der großen Treppe des Louvre. Die Perücke Cavoyes flog zu Boden. Der König wandte sich um, und ich, der ich zwei Stufen tiefer stand, breitete meinen Mantel aus und hinderte Seine Majestät zu sehen, wer es ihr an Respekt fehlen ließ. Ich sagte zu ihm: »Ah, Sire, es gibt Dinge, die Eure Majestät nicht sehen dürfen.« Er war mir dankbar dafür und sagte: »Sie haben recht.« Er sagte indessen doch etwas zu den Streithähnen, unter anderem: »Danken Sie Brienne, der mich gehindert hat zu sehen, wer Sie sind. Ziehen Sie sich zurück und kommen Sie nicht wieder.« Und indem er sich mir zuwandte, sagte der König:

»Ich danke Ihnen, Sie haben mir erspart, mich erzürnt zu zeigen und eine Person zu bestrafen, die ich liebe.«

Der König hat Puyguilhem sogar das Amt eines Oberbefehlshabers der Artillerie versprochen, aber dieser spricht zuviel. Der Kriegsminister Louvois mischt sich ein, um die Sache zu hintertreiben. Lauzun aber gibt sich nicht geschlagen, und Saint-Simon, der später diese Geschichte erfährt, erzählt sie folgendermaßen:

Er geht zu Madame de Montespan, der er seine Beunruhigung (wegen dieses Amtes, das man ihm verweigert) erzählt und die er beschwört, ihm Gewißheit zu geben. Sie verspricht ihm goldene Berge und hält ihn einige Tage hin. Er jedoch wird dieser Taktik müde, und da er nicht herausbekommen kann, wer an seinem Mißgeschick schuld hat, faßt er einen Entschluß, der kaum glaubhaft wäre, wenn er nicht von dem ganzen damaligen Hofe bezeugt wäre. Er schlief mit der bevorzugten Kammerfrau der Madame de Montespan, denn ihm war alles recht, wenn er nur informiert und protegiert wurde, und so glückte ihm die vermessenste Kühnheit, von der man jemals hat sprechen hören.

Inmitten all seiner Liebesverhältnisse blieb der König niemals dem Schlafgemach der Königin fern, zwar kam er manchmal spät, aber er kam unfehlbar, weswegen er es dann so einrichtete, daß er die Mittagsruhe im Bett bei seinen Geliebten verbrachte. Puyguilhem ließ sich durch diese Kammerfrau unter dem Bett verbergen, in das sich der König mit Madame de Montespan begab, und aus ihrer Unterhaltung erfuhr er die Hindernisse, die Louvois seinem Amt in den Weg legte, den Zorn des Königs darüber, daß sein Geheimnis bekannt geworden war, seinen Entschluß, ihm [*Puyguilhem*] die Artillerie nicht zu geben, sowohl aus dieser Verärgerung heraus als auch, weil er die ständigen Zänkereien vermeiden wollte und die Ungelegenheit, diese immer zwischen Louvois und Puyguilhem zu entscheiden. Puyguilhem hörte so alles, was über ihn von dem König und seiner Geliebten ge-

sprochen wurde, und erfuhr auch, daß diese, die ihm doch ihre guten Dienste versprochen hatte, ihm die allerschlechtesten erwies, die man nur denken konnte. Ein Husten, die geringste Bewegung, der unscheinbarste Zufall konnten den Verwegenen verraten, und was wäre dann aus ihm geworden? Das sind Dinge, die einem den Atem verschlagen und einen entsetzen.

Er hatte mehr Glück als Verstand und wurde nicht entdeckt. Der König und seine Geliebte verließen schließlich das Lager. Der König kleidete sich an und ging in seine Gemächer. Madame de Montespan begab sich an ihre Toilette, um zu einer Ballettprobe zu gehen, wo der König, die Königin und der ganze Hof anwesend sein sollten. Die Kammerfrau zog Puyguilhem unter dem Bett hervor, der wohl ein nicht geringes Bedürfnis hatte, sich zu Hause wieder in Ordnung zu bringen. Danach kam er zurück und wartete an der Türe der Madame de Montespan.

Als sie heraustrat, um zu der Ballettprobe zu gehen, bot er ihr die Hand und fragte sie höflich und respektvoll, ob er sich schmeicheln könne, daß sie sich seiner bei dem König zu erinnern geruht hätte. Sie versicherte ihn, daß sie nicht verfehlt habe, dies zu tun, und erfand nach ihrer Phantasie alle möglichen Fürsprachen, die sie für ihn verwendet habe. Verschiedene Male unterbrach er sie in gutgläubig scheinender Weise mit Fragen, die sie nur noch mehr verstricken sollten, dann näherte er sich ihrem Ohr und sagte zu ihr, daß sie eine Lügnerin sei, eine Spitzbübin, eine Betrügerin, ein Hundeluder, und wiederholte ihr Wort für Wort die ganze Unterhaltung zwischen dem König und ihr. Madame de Montespan war darüber so bestürzt, daß sie nicht die Kraft hatte, ihm auch nur ein einziges Wort zu entgegnen, und kaum fähig war, den Ort zu erreichen, wohin sie sich begeben wollte, wobei es ihr sehr schwerfiel, das Zittern ihrer Knie und ihres ganzen Körpers zu beherrschen und zu verbergen, und daß sie in Ohnmacht fiel, sowie sie den Ort der Ballettprobe erreichte. Der ganze Hof war bereits anwesend. Der König, der sehr erschreckt war, ging zu ihr und hatte große Mühe, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Am Abend erzählte sie dem König, was ihr zugestoßen war, und zweifelte nicht daran, daß es nur der Teufel gewesen sein könne, der Puyguilhem so bald und so genau darüber unterrichtet hatte, was sie über ihn gesprochen hatten. Der König war sehr aufgebracht über alle die Beleidigungen, die Madame de Montespan hatte über sich ergehen lassen müssen, und sehr in Unruhe darüber, wie Puyguilhem so genau und so plötzlich unterrichtet worden sein konnte. Puyguilhem seinerseits war außer sich darüber, daß ihm die Artillerie entgehen sollte, derart, daß der König und er sich in einer merkwürdigen Befangenheit einander gegenüber befanden. Dies konnte aber nur einige Tage dauern. Puyguilhem, der freien Zutritt beim König hatte, ersah eine Gelegenheit, den König unter vier Augen zu sprechen, und stellte ihn. Er sprach ihm von der Artillerie und forderte ihn unerschrocken auf sein Wort. Der König antwortete ihm, daß er sich nicht mehr daran gebunden fühle, da er es ihm nur unter der Bedingung der Geheimhaltung gegeben und er diese verletzt habe. Daraufhin entfernte sich Puyguilhem einige Schritte, wandte dem König den Rükken, zog seinen Degen und zerbrach ihn, indem er darauf trat, und rief wütend aus, daß er niemals wieder einem Fürsten dienen werde, der ihm in so niedriger Weise sein Wort gebrochen habe. Der König, obwohl in heller Wut, vollbrachte in diesem Augenblick vielleicht die schönste Tat seines Lebens: er wendet sich sofort um, öffnet das Fenster, wirft seinen Stock hinaus, sagt, daß es ihm leid tun würde, hätte er einen Mann von Stande geschlagen, und geht hinaus.

Um diese Zeit ist in Paris ein Spottgedicht im Schwange, das man Lauzun zuschreibt und in dem von ihm, dem König und seiner Maitresse die Rede ist:

Majestät, Herr König,
Ihr habt mir einen Streich gespielt,
Jedoch, mich kümmert's wenig,
Mein Liebchen ist mir gleich.
Mit meiner Liebe ist es aus,

Ich mache mir nichts mehr daraus!
Steigt Ihr nur brav zu ihr ins Bett,
Sie macht Euch auch den Kohl nicht fett!
Sie ist ja alt und graus.

Im Dezember 1670 bringen zwei Intrigen den Hof in Aufregung. Zunächst die sogenannte Metzgeraffäre, die Madame de Montespan in Gegensatz zu Colbert bringt. Der Marquis de Saint-Maurice erklärt dazu:

Die Schlächtereien von Paris bringen beachtliche Einkünfte, die bis jetzt nicht besonders bekannt waren; man hatte nämlich geglaubt, sie flössen der Stadt Paris zu, aber es stellte sich heraus, daß sie dem König gehören. Madame de Montespan, die davon erfuhr, bat den König, sie ihr zu schenken, der sie ihr auch gewährt hat, wobei beide glaubten, daß es sich um nicht mehr als um fünfzigtausend Taler im ganzen handeln könne.

Die Metzger, die davon erfuhren, boten hunderttausend dafür, dann hundertfünfzigtausend, und man riet ihr sogar, sie solle ihre Ansprüche nur hochschrauben, so daß sie ein [*jährliches*] Einkommen von fünfzigtausend Talern daraus machen könne. Monsieur Colbert, der dies erfuhr, sagte es dem König und stellte ihm vor, daß keiner seiner Vorgänger je ein Geschenk von diesem Ausmaß gemacht hatte. Seine Majestät, die ja sparsam ist, hat sich das, bei aller Liebe, überlegt. Madame de Montespan, die es bemerkte, spie Feuer und Flamme gegen den Minister; er, um sich seiner Feindin zu entledigen, will an ihre Stelle die Herzogin de Mazarin bringen, und die Comtesse de Soissons und die Herzogin de La Vallière haben sich mit ihm verbunden, und das Ganze wird durch die Intrige der alten Madame de Chevreuse in Szene gesetzt. So liegen die Dinge.

Einige Tage später wird eine andere verblüffende Neuigkeit bekannt. Mademoiselle de Montpensier hat den König um die Erlaubnis gebeten, Lauzun heiraten zu dürfen, den sie

seit etwa einem Jahre liebt, und Seine Majestät, beeinflußt von Madame de Montespan, die mit dem Grafen Frieden gemacht hat, sagt nicht nein. Die erstaunliche Nachricht verbreitet sich sofort. Madame de Sévigné schreibt den berühmt gewordenen Brief an Coulanges vom 15. Dezember 1670:

Ich werde Ihnen die erstaunlichste Sache berichten, die überraschendste, die wunderbarste, die wunderlichste, die überwältigendste, die bestürzendste, die unerhörteste, die sonderbarste, die außerordentlichste, die unglaublichste, die unvorhergesehenste, die größte, die kleinste, die seltenste, die gewöhnlichste, die aufsehenerregendste, die bis heute geheimste, die glänzendste, die beneidenswerteste, kurz und gut: eine Sache, für die es kaum ein einziges Beispiel in den vergangenen Jahrhunderten gibt, und dieses Beispiel ist nicht einmal zutreffend, eine Sache, die man in Paris nicht glauben kann (und wie könnte man sie dann in Lyon glauben?), eine Sache, die alle Welt Barmherzigkeit schreien läßt, die Madame de Rohan und Madame de Hauteville mit Freude erfüllt, eine Sache endlich, die am Sonntag geschehen wird und die am Montag vielleicht nicht geschehen sein wird.

Aber Madame de Sévigné schreibt an den gleichen Coulanges am 31. Dezember, nach einem Besuch bei Mademoiselle de Montpensier:

Mademoiselle war mit Schreiben beschäftigt; sie ließ mich eintreten, beendigte ihren Brief, und dann, da sie im Bette war, ließ sie mich vor ihrem Bette niederknien; sie sagte mir, an wen sie schriebe und warum, und erzählte mir von den schönen Geschenken, die sie tags zuvor gemacht, und von dem Namen, den sie zu vergeben habe; daß es keine passende Partie für sie in Europa gäbe und daß sie heiraten wolle. Sie erzählte mir Wort für Wort eine Unterhaltung, die sie mit dem König gehabt hatte; sie schien mir überglücklich zu sein, einen Mann beglücken zu können; sie sprach mir mit Zärtlichkeit von den Verdiensten und von der Dankbarkeit Monsieur de

Lauzuns, und auf alles das sagte ich zu ihr: »Mein Gott, Mademoiselle, da sind Sie nun aber wirklich glücklich, aber warum haben Sie diese Sache nicht sofort am Montag erledigt? Wissen Sie, daß ein so großer Zeitaufschub dem ganzen Königreich Zeit zu reden gibt und daß es heißt, Gott und den König versuchen, wenn man eine so außerordentliche Sache so weit treiben will.« Sie sagte, daß ich recht habe, aber sie war so voller Zuversicht, daß ihr diese Rede nur geringen Eindruck machte.

Madame de Sévigné hat recht, einen Stimmungsumschwung des Königs zu fürchten. Er ereignet sich auch. Dennoch hofft Lauzun, diesen Meisterstreich zu vollenden: eine Prinzessin königlichen Geblüts mit sechs- oder siebenhunderttausend Livres Rente zu heiraten. Und, wie La Fare sagt:

Er betrieb diese Sache so unentwegt und so weit, daß alle überrascht waren, als der Herzog von Montausier und der Marschall d'Albret eines Tages für ihn beim König um Mademoiselle anhielten, nicht allein als Verwandte und Freunde von Lauzun, sondern als Beauftragte sozusagen des französischen Adels, der es, wie sie sagten, als große Ehre und große Gnade aufnehme, daß der König gestatten wolle, daß ein einfacher Standesherr eine Prinzessin aus königlichem Geblüt heirate, wobei sie verschiedene Beispiele ähnlicher Verbindungen in der vergangenen Geschichte anführten.

Der König, der von Madame de Montespan darauf vorbereitet und entschlossen war, seinem Günstling alles zu gewähren, empfing sie gnädig und gab seine Einwilligung, daß Mademoiselle tun könne, wie ihr beliebe. Diese Prinzessin, von Liebe berauscht, und Lauzun ebenso von Eitelkeit, glaubten ihrer Sache sicher zu sein, und der letztere war einfältig genug, seine Heirat um einige Tage aufzuschieben, um sie in aller Form und mit allem Prunk, den seine Eitelkeit forderte, begehen zu können, wie wenn er seinesgleichen geheiratet hätte. Während dieser kurzen Zeit erhoben sich das ganze königliche Haus, die Minister und der Hof gegen diese Heirat. Die

Königin selbst, die sich sonst um nichts kümmerte, machte dem König strenge Vorhaltungen, noch mehr aber Monsieur, und der Prinz [*de Condé*] sagte, wenngleich respektvoll, zum König, daß er zur Hochzeitsmesse des zweitgeborenen Lauzun gehen und beim Verlassen ihm den Kopf mit einem Pistolenschuß zerschmettern würde.

Auf der anderen Seite verzögerte der Erzbischof von Paris unter irgendwelchen Vorwänden das Aufgebot für die Heirat, wozu er durch Le Tellier[1] und Louvois veranlaßt worden war, die die erklärten Feinde dieses kleinen Burschen waren. Aber wer die Sache ganz auseinanderbrachte, war Madame Scarron, eine sehr kluge und geistreiche Frau, der Madame de Montespan ihre Kinder, die sie von dem König hat, anvertraut hatte und die damals ihre hauptsächlichste Vertraute war, Madame Scarron also stellte Madame de Montespan vor, welch ein Ungewitter sie über sich beschwören würde, wenn sie Lauzun in dieser Sache unterstütze, daß die königliche Familie und der König selbst ihr den Schritt vorwerfen würden, in dem sie sie bestärkt hätte. Kurz und gut, sie erreichte, daß jene, die die ganze Sache in Gang gebracht hatte, sie wieder zerstörte und daß Lauzun und Mademoiselle nach drei oder vier Tagen den Befehl erhielten, ihre Heirat nicht weiter zu betreiben. Das war ein Donnerschlag, der das Glück Lauzuns zerstörte und Mademoiselle der Verachtung anheimgab, denn schien diese Heirat außergewöhnlich, als sie bekannt wurde, so wurde sie lächerlich, als sie nichtig gemacht wurde.

Aus dem Languedoc zurückgekehrt, kurze Zeit nach dem Scheitern dieser Heirat, fand ich Monsieur de Lauzun in Saint-Germain bei einer meiner Verwandten, mit der er sehr befreundet war, und nachdem er mich gefragt hatte, ob ich ihn nicht in dem Unglück, das ihm zugestoßen war, beklagt habe, sprach er mit so viel Verachtung und Entrüstung von Madame de Montespan und wie ein Mann, der sich sehr wenig beherrschen kann, daß ich, nach Paris zurückgekehrt, bei einem Besuch einer Dame, die zu den Freundinnen Monsieur de Lauzuns zählte und in die ich unsäglich verliebt war, zu ihr sagte:

[1] Michel Le Tellier, Vater von Louvois

»Ihr Freund Lauzun ist ein verlorener Mann, er wird keine sechs Monate mehr am Hofe sein.«

Die Verzweiflung Mademoiselle de Montpensiers ist ungeheuer. Madame de Caylus schreibt dazu:

Mademoiselle, die schwach und heftigen Gemütsbewegungen unterworfen war, die sie nur sehr schwer ertrug, verbarg ihren Schmerz nicht. Nach dem Scheitern ihrer Heirat legte sie sich zu Bett und empfing Besuche wie eine trauernde Witwe, und ich habe von Madame de Maintenon erzählen hören, daß sie in ihrer Verzweiflung ausgerufen habe: »Hier wäre er! Hier wäre er!«, nämlich in ihrem Bett, denn sie zeigte auf den leeren Platz.

Was Lauzun angeht, so geht sein Glücksstern noch nicht ganz unter. Der König nimmt wohl an, daß er ihm eine Entschädigung schuldet, denn ein Brief des Marquis de Saint-Maurice vom 9. Januar 1671 an den Herzog von Savoyen berichtet uns folgendes:

Monsieur de Lauzun ist zum Günstling erklärt worden, da der König ihm freien Zutritt zu seinem Arbeits- und Schlafzimmer gewährt hat wie dem ersten diensthabenden Edelmann, ein Privileg, das sonst niemandem zufällt, nicht einmal denen, die Billets d'affaires haben [*Billets oder Brevets d'affaires für einzelne Hofbeamte und Vertraute gaben Zutritt zum König, selbst wenn dieser sich auf dem Nachtstuhl befand*]. Es stimmt nicht, daß der König ihm hunderttausend Louisdors gegeben hat, wie der ganze Hof geglaubt hatte; er beansprucht weder Geld noch Würden nach dem Glück, das er verspielt hat. Er hat erklärt, er wolle nur Geld zusammenraffen, um seine Schulden zu bezahlen, und den Rest seiner Tage dem König dienen, wie es diesem gefiele.

Im Frühjahr des gleichen Jahres entschließt sich die mit Demütigungen überschüttete La Vallière, den Hof zu verlas-

sen. Liselotte von der Pfalz, die zweite Gemahlin Monsieurs, des Herzogs von Orléans, wird später darüber schreiben:

Der König war hart zu ihr und ironisch bis zur Beleidigung. Als er durch das Zimmer der La Vallière ging, um sich zu Madame de Montespan zu begeben, nahm der König, von dieser aufgestachelt, seinen kleinen Hund, einen hübschen Spaniel, der Malice hieß, und warf ihn der Herzogin mit den Worten zu: »Hier, Madame, das ist Ihre Gesellschaft, das muß Ihnen genügen«, was um so härter war, als er, anstatt bei ihr zu bleiben, nur durchpassierte, um zu der anderen zu gehen.

Und Saint-Maurice unterrichtet den Herzog von Savoyen am 20. März 1671 über folgendes:

Der König schläft nicht mehr mit Mademoiselle de La Vallière, wie jedermann glaubt; die andere würde es nicht leiden. Abgesehen davon, daß diese arme Dame sehr schwächlich ist, seit zwei Monaten nimmt sie Arzneien, hat sie auch noch einen Auswuchs am Hals unter dem rechten Kiefer bekommen, den man ihr behandelt, so daß sie immer in ihre Hauben eingepackt ist. Nichtsdestoweniger geht sie oft mit dem König aus, der sie zärtlich behandelt.

Lauzun hat den Auftrag, Mademoiselle de La Vallière zurückzuholen, als diese sich plötzlich entschlossen hat, ins Kloster zu gehen. Dazu erklärt Mademoiselle de Montpensier:

Der Hof reiste am ersten Fastnachtstage ab, um nach Versailles zu gehen. In den Tuilerien hatte ein Ball stattgefunden, bei dem die Damen de Montespan und de La Vallière nicht anwesend waren; am Tage, da man abreiste, gab man den Grund dafür an: die letztere, empört über die andere, hatte sich in das Kloster der Töchter Mariens von Chaillot geflüchtet. Der König schickte Monsieur de Lauzun und Monsieur Colbert hin. Der letztere brachte sie mit sich zurück.

Der König und Madame de Montespan weinten unaufhör-

lich in der Karosse, ich desgleichen, obzwar aus einem ganz anderen Grunde. Als Madame de La Vallière erschien, hörten die Tränen auf. Jedermann hatte ihr Verhalten gebilligt, und man sagte, daß sie dumm gehandelt habe, wieder zurückzukommen.

Im gleichen Monat ereignet sich ein Skandal am Hofe: der Marquis de Cessac, Vorsteher der Königlichen Kleiderkammer, wird beim Falschspiel ertappt. Darüber Madame de Sévigné:

Es gibt augenblicklich eine Neuigkeit, die Paris Unterhaltung liefert. Der König hat Monsieur de Cessac befohlen, sein Amt abzugeben und sofort Paris zu verlassen. Wissen Sie warum? Weil er beim Spiel betrogen und fünfhunderttausend Taler mit gezinkten Karten gewonnen hat. Der Kartenmacher ist verhört worden; zuerst hat er geleugnet, endlich, nachdem der König ihm seine Gnade zugesichert hat, hat er gestanden, daß er dieses Handwerk schon lange betreibe, und das wird noch weitergehen, denn er hat diese schönen hergerichteten Karten an verschiedene Häuser geliefert. Dem König war es sehr schmerzlich, sich entschließen zu müssen, einen Mann vom Stande Cessacs seiner Ehre zu entkleiden, aber da er seit zwei Monaten zusah, wie alle diejenigen, gegen die er [*Cessac*] gewann, ruiniert waren, glaubte er, daß es an sein Gewissen gehe, diese Betrügerei offenkundig zu machen.

Die andere Sensation des Monats April des gleichen Jahres 1671 ist die Sache mit Vatel, die uns von einem Augenzeugen, Jean Herault de Courville, berichtet wird, der den Empfang des Königs bei dem Prinzen von Condé in Chantilly zu organisieren hatte:

Ich hatte Leute in verschiedene benachbarte Dörfer im Umkreis geschickt mit Vorräten für die Männer und die Pferde, so daß in der Folge, wie sie [*die Gäste*] in Chantilly eintrafen, man ihnen ein Billett für das Dorf gab, wo sie untergebracht

werden sollten. Man hatte viele Zelte auf dem Rasenplatz von Chantilly aufgerichtet, wo man Tische deckte für die, die mit dem König zu speisen pflegten, und auch an anderen Stellen, dann noch verschiedene Tische, die man decken ließ je nachdem, wie sich Gäste einstellten. In jedem Zelt waren Leute angestellt, um Fleisch aufzutragen und auszuschenken. Die meisten waren Schweizer, die man dazu angefordert hatte. Vatel, Intendant des Prinzen, ein sehr erfahrener Mann, dem die Überwachung dieser Dinge oblag, bemerkte bei Anbruch des nächsten Tages, der ein Fasttag war, daß die Fischlieferungen nicht so ankommen würden, wie er sich gedacht hatte, worauf er in sein Zimmer ging, die Türe hinter sich verschloß, seinen Degen gegen die Wand stemmte und sich hineinstürzte. Er war auf der Stelle tot.

Als man die Tür eingestoßen hatte, kam man, mich von dem Vorfall zu benachrichtigen, in den Verschlag, wo ich auf Stroh schlief. Ich ordnete als erstes an, ihn auf einen Karren zu laden und in die eine halbe Meile entfernte Pfarrkirche zu führen, um ihn dort begraben zu lassen. Ich sah auch, daß die Fischlieferungen einzutreffen begannen. Der Herr Herzog, der sofort aufgestanden war, als man ihm meldete, daß Vatel tot sei, gab überall so richtige Anordnungen, daß man überhaupt nicht bemerkte, daß Vatel mit etwas betraut gewesen war.

Lauzun bleibt in der Gunst des Königs während der Reise, die dieser zu seinen Armeen unternimmt, und auch während des ganzen Sommers 1671. Am 25. November jedoch ereignet sich ein Theatercoup, von dem Mademoiselle de Montpensier berichtet:

Als ich Mittwochabend bei der Tafel saß, kam jemand und flüsterte ganz leise mit Madame de Nogent, die mit mir zu Nacht speiste; sie verließ die Tafel und die anderen Damen [*ebenso*]. Ich unterhielt mich ein wenig mit meinen Leuten. Im Zimmer traf ich die Comtesse de Fiesque, die zu mir sagte: »Monsieur de Lauzun ...« Ich glaubte, sie wolle mir sagen,

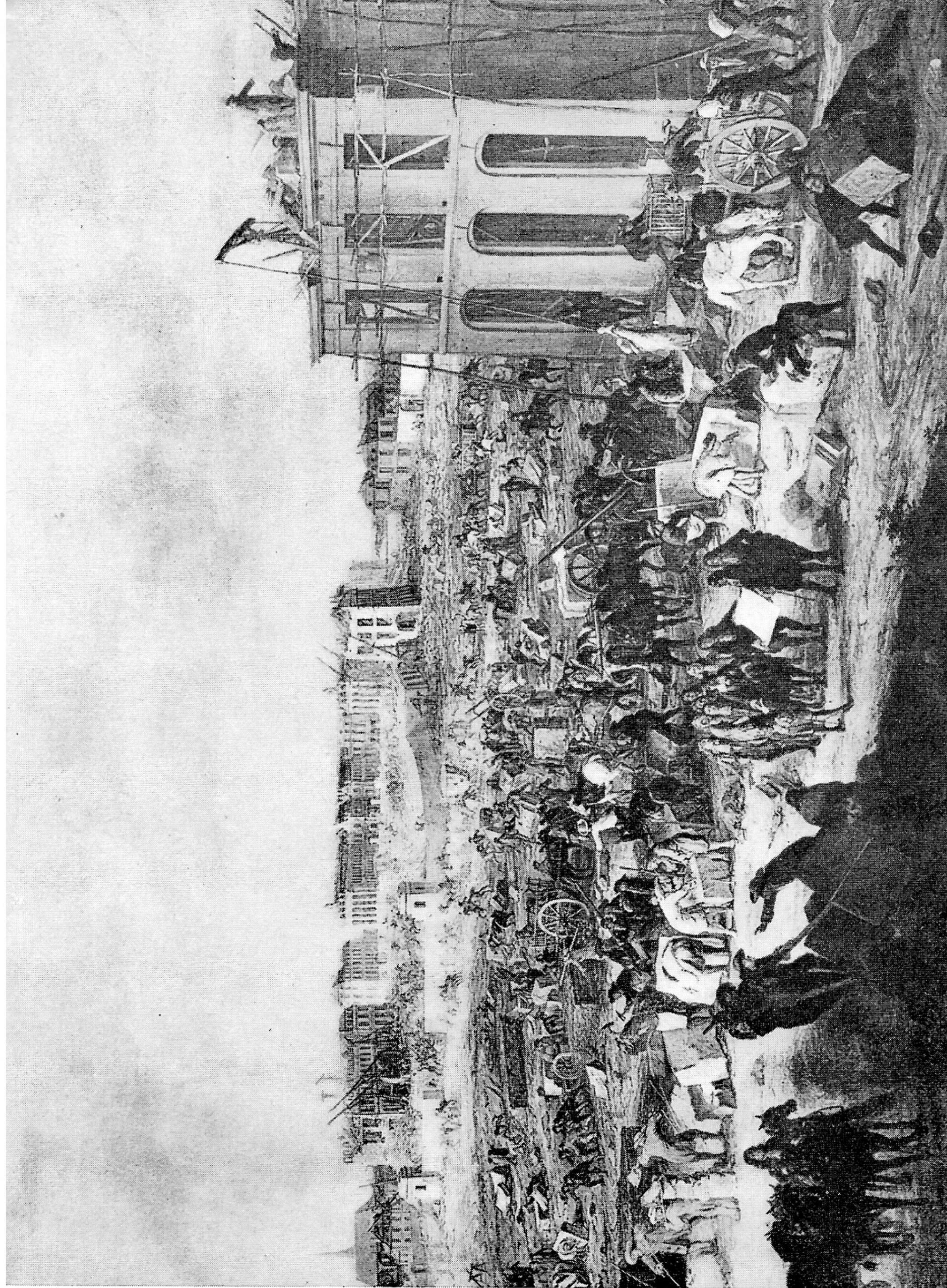
daß er da sei und daß man ihn durch die Garderobe in mein Gemach eingelassen habe. Ich ging sofort hinein und sagte recht laut: »Das sind so seine Manieren: ich glaubte ihn in Saint-Germain, und nun ist er hier.« Die Comtesse de Fiesque sagte jedoch: »Nein, ich habe Ihnen gesagt, daß er verhaftet ist.« Das packte mich derart, daß ich über eine halbe Stunde lang nichts sagen konnte, noch auch bemerkte, daß Madame de Nogent fast ohnmächtig war. Ich fragte, wer diese Nachricht gebracht habe. Rollinde erwiderte mir, daß eine Stunde nach der Ankunft in Saint-Germain Monsieur de Rochefort ihn in seinem Zimmer abgeholt und in dasjenige der Hauptleute der königlichen Wachen geführt habe. Ich kann den Zustand nicht beschreiben, in dem ich mich befand, als mir diese Bestätigung keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß diese Nachricht der Wahrheit entsprach.[1]

Der Marquis de Saint-Maurice seinerseits schreibt an den Herzog von Savoyen:

Ich beginne meinen Brief mit dem, was ich über die Ungnade weiß, in die Graf von Lauzun gefallen ist, da ich nicht zweifle, daß Eure Königliche Hoheit ungeduldig sein werden, Einzelheiten zu erfahren, die ich aus guter Quelle habe:

Am Mittwoch ging er [*de Lauzun*] mit dem Herzog von Roquelaure nach Saint-Germain, wo er gegen sieben Uhr abends ankam. Zuerst schloß er sich seiner Gewohnheit gemäß in sein Zimmer ein, wo er alle Tage stundenlang allein blieb, um zu träumen, meistens ohne Licht anzuzünden. Der Herr Marquis de Rochefort, Hauptmann der Gardes du Corps, der Dienst hatte und sein Freund und Kollege war, hatte vom König Befehl, ihn gefangenzunehmen. Er klopfte so stark an die Türe des Zimmers des Grafen de Lauzun, daß er ihn dazu brachte zu öffnen, und nahm ihn mit aller Höflichkeit gefangen, was diesen Unglücklichen ungemein überraschte, so daß er fragte: »Wer, ich?«, indem er zurückwich. Man forder-

[1] Lauzun wurde, wie Lefèvre d'Ormesson berichtet, verhaftet und von d'Artagnan mit hundert Musketieren nach Pignerol gebracht.



Die Baustelle von Versailles. 22 000 Menschen und 6 000 Pferde arbeiteten am Bau des Neuen Schlosses, der dreißig Jahre in Anspruch nahm.

Links: Madame, Henriette-Anne Stuart (1644–1670), Tochter Karls I. von England, erste Gemahlin Herzog Philipps I. von Orléans. – Rechts: Charlotte Catherine de Grammont (oder Gramont), Prinzessin von Monaco

te seinen Degen, den er zur Erde warf, und befahl ihm, seinen Schreibsekretär zu öffnen, um seine Papiere zu beschlagnahmen. Er weigerte sich, den Schlüssel herauszugeben, und sagte, daß dabei nichts sei, was für den Dienst des Königs von Bedeutung wäre, und ließ lieber die Türe aufbrechen, als den Schlüssel auszuliefern.

Man sagte bei Hofe, daß er, da er gesehen habe, daß er nicht mehr wohlgelitten sei, die Absicht gehegt habe, das Königreich zu verlassen, daß er Geld dazu ansammele sowie Silbergeschirr und Edelsteine, daß er einen großen Briefverkehr mit anderen Ländern und besonders mit dem Herzog von Buckingham gehabt habe, daß man seine Briefe abgefangen und der König daraus seine Absichten und Pläne erfahren habe, die gegen seinen Dienst gerichtet waren, und daß er sich deshalb seiner habe versichern wollen; die Phantasiebegabtesten glauben, daß es sich um die Intrige von Villarceaux und Mademoiselle de Grancey handelt, die er in Gunst bringen wollte. Man sagt, daß er es war, der Villarceaux zum Handeln bewegt hat, um dadurch zu versuchen, Madame de Montespan, mit der er sich ebenso wie mit Monsieur de Louvois sehr schlecht steht, der Freundschaft des Königs zu berauben.

Weiterhin, immer nach Saint-Maurice:

Mademoiselle soll zu einer ihrer Freundinnen gesagt haben, daß Lauzun verhaftet worden sei, weil er zu Madame de Montespan »dickes Kaldaunenweib« gesagt habe. Man muß schon sehr unverschämt und sehr aufgebracht sein, um das zu sagen, denn ganz abgesehen von dem Respekt, den man der schuldet, die der König liebt, ist diese Dame zwar ein wenig rundlich, aber nicht übermäßig dick.

Mademoiselle de Monpensier hört indessen nicht auf, an Lauzun zu denken. Und Jean-Baptiste Primi Visconti, Handschriftendeuter und Wahrsager, der 1673 nach Frankreich gekommen und am Hofe wohlgelitten ist, erzählt uns darüber eine Geschichte:

Eines Abends, als ich mich, müde, früher als gewöhnlich zu Bett begeben und kaum niedergelegt hatte, kam ein Diener, um mir mitzuteilen, daß die Comtesse de Fiesque und die Marquise de Rannes mich zu sehen wünschten. Ich stand auf. In ihrer Karosse war eine Dame bei ihnen, die zuhörte. Man stieg bei dem Hause der Marquise de Rannes ab, wo wir eine Menge Karossen und Leute vorfanden. Nachdem ich eingetreten war, kam eine große verschleierte Dame auf mich zu. Sie verstellte ihre Stimme, aber ich erkannte sofort, daß es Mademoiselle de Montpensier war. Ich spielte jedoch den Unwissenden und folgte ihr in das Gemach. Mademoiselle, die ein unruhiges Temperament hat, setzte sich bald auf ein Taburett, bald auf ein Ruhebett, und schließlich, nach einer Unterhaltung von einer Stunde, stützte sie sich auf ein chinesisches Tischchen, welches unter ihrem Gewicht zusammenbrach. Die Prinzessin fiel darüber und ich, der ich sie hatte zurückhalten wollen, fiel über sie. Alle Damen kamen herbeigelaufen. Gott weiß, was sie denken mochten, als sie uns so einer über dem anderen sahen. Schließlich fingen alle an zu lachen, außer Madame de Rannes, die für zweihundert Pistolen Porzellan in Scherben unter dem Tisch sah. Darüber trat Madame de Nogent, die Schwester des Grafen de Lauzun, ein. Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Man zeigte mir einen Brief, nach dem ich eine Beschreibung von Lauzun machte, ich zeichnete die Wechselfälle seines Schicksals, seine Gefangenschaft, und versprach, daß er in sechs oder sieben Jahren freigelassen würde. Mademoiselle und Madame de Nogent glaubten, ich sei darüber informiert. Mademoiselle fragte mich, ob sie verheiratet sei, ich antwortete in doppeldeutigen Worten. Was sagt man da nicht alles? Bald weinte sie, bald lachte sie und seufzte, je nach meinen Antworten auf ihre Fragen, die sich alle auf Lauzun bezogen. Mademoiselle konnte nicht genug fragen, bis endlich die Damen kamen, um ihr zu sagen, daß der Tag anbreche. Nun sagte sie mir, wer sie sei, und empfahl den Damen, mich öfter zu ihr zu bringen, und mir, sie oft zu besuchen.

Ein republikanisches Komplott

Die französischen Truppen haben Holland besetzt – und wieder geräumt – und die Franche-Comté erobert. Mit fündunddreißig Jahren ist Ludwig XIV. ein ruhmreicher, nicht aber ein volkstümlicher König. Das Volk wirft ihm seine Kriegszüge vor, die Höflinge sein persönliches Ausweichen vor der Gefahr. Louis-Henri Loménie de Brienne berichtet die beleidigenden Äußerungen, die der Graf von Guiche, der im Kampf um Texel am Arm und an der Schulter verwundet worden ist, über den König gemacht hat:

Dieser unechte Held, sagte er zu ich weiß nicht welchem Hofmann, läßt uns täglich unsere Knochen zu Markte tragen, und er selbst hat sich noch nicht einem Musketenschuß ausgesetzt. Der König hörte es, tat aber, als ob er es nicht gehört hätte.

Und La Fare hebt in seinen Memoiren hervor, daß die Vorsichtsmaßnahmen, die Ludwig XIV. bei seinem Rheinübergang und bei der Belagerung von Maastricht getroffen hat, nicht sehr gut aufgenommen wurden:

Sie machten keinen guten Eindruck bei einer Nation, die sich etwas darauf zugute tut (unsinnigerweise, wenn Sie so wollen), nicht allein der Gefahr zu trotzen, sondern sie aufzusuchen. Ich weiß zwar, daß das nicht die Persönlichkeit eines Königs ausmacht, aber wenn er die andern in ein Treffen führt, darf er ihm nicht so auffallend auszuweichen scheinen, besonders aber nicht, wenn er im Ruf eines Kriegers und Helden zu stehen wünscht.

Am Hofe ist jetzt Madame de Montespan unumschränkte Herrscherin. Ihre drei Kinder werden bald legitimiert[1], *wie dies auch mit der Tochter und dem Sohn der La Vallière geschehen ist. Im November 1675 werden, zur allgemeinen Überraschung, alle Ehrendamen der Königin entlassen. Madame de Sévigné berichtet dies an Madame de Grignon, ihre Tochter:*

Alle Damen der Königin sind gestern fortgeschickt worden, man weiß nicht recht warum; es wird angenommen, daß man eine entfernen wollte und, um dies zu vertuschen, alle gleich behandelt hat.

Weiter fügt sie am 1. Dezember hinzu:

Sicher hat Quanto [*Madame de Montespan*] gefunden, daß dieses Damenkollegium eine Hydra ist, die man, um sicherzugehen, vernichten muß. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen.[2]

Primi Visconti erklärt dieses Ereignis auf die gleiche Weise:

Es gab ein großes Gerede am Hofe, weil der König mit den Damen Théobon, de La Mothe und anderen Ehrendamen der Königin schäkerte. Es wurde sogar behauptet, daß er Absichten auf das Stiftsfräulein de Ludre habe. Madame de Monte-

[1] Durch einen königlichen Erlaß vom 20. Dezember 1675.

[2] Nach Voltaire, »Le Siècle de Louis XIV«, handelt es sich um das unglückliche Abenteuer eines Hoffräuleins der Königin, welches im Jahre 1673 Anlaß zu einer Neuordnung gab. Dieses Unglück ist bekannt durch das Sonett des »Avorton« (Mißgeburt), dessen Verse viel zitiert wurden:

Du, den verbrecherische Liebe rief ins Leben,
Das Dir, verbrecherisch, die Ehre wieder nahm.

Die Gefahren, die mit der Stellung eines Hoffräuleins an dem galanten und sinnenfreudigen Hofe verbunden waren, führten dazu, daß man die zwölf Ehrenfräulein, die den Hof der Königin verschönten, durch zwölf Palastdamen ersetzte.

span entrüstete sich, weil, wie sie sagte, diese Damen aus dem Hofe einen Ort der Ausschweifung machten, und durch Vermittlung der Herzogin von Richelieu, einer Ehrendame der Königin, die ihr ganz ergeben war, erweckte sie die Skrupel dieser letzteren. Die Königin, die eine wahre Heilige war, verlangte vom König, daß die Damen entlassen würden, was denn auch geschah.

Mit den drei nun legitimierten Kindern der Favoritin hält deren Erzieherin einen diskreten Einzug am Hofe: es ist die Witwe des Dichters Scarron, die sich bald Madame de Maintenon nennen wird, aber noch kümmert sich niemand um sie. Und zweifellos, um seinen Gerechtigkeitssinn zu dokumentieren, gibt Ludwig XIV. der La Vallière seinen Wunsch bekannt, ihrer beider Tochter, Mademoiselle de Blois, die nun acht Jahre alt ist, am Hofe einzuführen. Die Vorstellung findet am 12. Januar 1674 statt. Madame de Sévigné ist Zeugin, und sie schreibt:

Mademoiselle de Blois ist ein Wunder. Der König und alle sind entzückt. Während des Balles kam sie zu Madame de Richelieu, um sie zu fragen: »Madame, könnten Sie mir sagen, ob der König mit mir zufrieden ist?« Sie geht an Madame de Montespan vorbei und sagt zu dieser: »Madame, sehen Sie heute Ihre Freundinnen gar nicht an?« Mit solchen Niedlichkeiten aus ihrem hübschen Munde entzückt sie alle.

Diese Genugtuung, die ihrer Mutterliebe zuteil wird, hält jedoch Louise de La Vallière nicht am Hofe zurück. Sie hat beschlossen, sich in ein Kloster zurückzuziehen, wie sie dies schon drei Jahre vorher tun wollte. Am 19. April begibt sich die erste Favoritin des Königs, nachdem sie die Messe gehört hat, zu den Karmeliterinnen des Faubourg Saint-Jacques; sie hat sich am Hofe verabschiedet und mit eigenen Händen ihr blondes Haar abgeschnitten. Jeder bewundert ihr heiteres Aussehen. Aber Bussy-Rabutin schreibt in perfider Weise:

Die Bekehrung Mademoiselle de La Vallières bestätigt mir mehr und mehr, daß Gott die Menschen auf verschiedenen Wegen an sich zieht. Er hätte Mühe gehabt, wenn es erlaubt ist, das zu sagen, diese Büßerin aus den Armen ihres Geliebten zu reißen, aber die Eifersucht hat dieses Wunder vollbracht. Wenn man überlegt, welches Wesen sie über ihr vergangenes Leben macht, scheint es mir, daß sie dies weniger aus Demut als aus Rachsucht tut und daß sie durch dieses Verhalten ihre Rivalin kränken will.

Ludwig XIV. hat andere Dinge zu überlegen. Er befindet sich immer noch im Krieg gegen Holland und Spanien. In Frankreich erheben sich die Guyenne, das Languedoc, die Dauphiné, die Provence gegen die hohen Steuerbelastungen. Aufwieglerische Plakate sind in der Normandie angeschlagen, und ein Komplott gegen die Staatssicherheit ist entdeckt worden. Am 11. September 1674 wird der Chevalier de Rohan beim Verlassen der Kapelle in Versailles, wo er die Messe gehört hat, verhaftet. Wer ist Rohan? Ein großer Herr, Sohn der Madame de Guéménée, die die ergebene Freundin des Kardinals Mazarin war. Spielgefährte des Königs in der Kinderzeit, war Louis de Rohan vier Jahre lang sein Großjägermeister. Er gilt als Feuerkopf, als Spieler, Frauenheld, Liebhaber der Schauspielerin Du Parc, die er Racine streitig gemacht hat, der Herzogin de Mazarin, der Madame de Thiange und vielleicht der Madame de Montespan ... La Fare sagt von ihm:

Er war der bestgewachsene Mann seiner Zeit, von vornehmstem Aussehen und mit den schönsten Beinen. Vielleicht erscheint diese Besonderheit gering und niedrig, aber man darf die Gaben der Natur, seien sie auch weniger wichtig, nicht verachten, wenn man sie in ihrer Vollkommenheit besitzt.

Im übrigen war er eine Mischung von entgegengesetzten Eigenschaften. Er hatte manchmal sehr viel Geist und oft wenig. Seine erhitzte Galle gab ihm das ein, was man Bonmots nennt. Er war eines hochfahrenden und stolzen Benehmens

und einer tapferen Tat fähig, aber auch gleichermaßen der Schwäche und eines üblen Verhaltens, wie er dies in einer Sache zeigte, die er mit dem Chevalier de Lorraine hatte, der mehr wert war als er. Denn er wagte zu behaupten, daß er diesen eines Tages vom Pferd herab mit seinem Stock geschlagen habe, eine Geschichte, die er nach vielen erwiesenen Lügereien widerrufen hat.

Dieser nämliche Chevalier de Rohan war früher einmal mit dem noch jungen und unter der Vormundschaft des Kardinals [*Mazarin*] stehenden König auf eine Art verfahren, die ihm ein gewisses Renommee verschafft hatte. Hier in kurzen Worten die Begebenheit:

Man spielte mit sehr hohem Einsatz bei dem Kardinal. Der Chevalier de Rohan hatte viel verloren und schuldete schließlich dem König eine ziemlich hohe Summe. Man war übereingekommen, nur in Louisdors zu zahlen, und nachdem er dem König deren sieben- oder achthundert hingezählt hatte, zählte er alsdann etwa zweihundert spanische Pistolen auf den Tisch. Der König wollte sie nicht annehmen und sagte, daß es Louisdors sein müßten. Daraufhin nahm der Herr von Rohan die zweihundert spanischen Pistolen, warf sie zum Fenster hinaus und sagte: »Da Eure Majestät sie nicht will, taugen sie nichts.«

Der König, verärgert darüber, beklagte sich beim Kardinal über diese Unverschämtheit, und dieser, als sein Erzieher, sagte zu ihm: »Sire, der Chevalier de Rohan hat wie ein König gespielt und Sie wie der Chevalier de Rohan.« Dieses Verhalten gab dem Chevalier de Rohan Ansehen in der Öffentlichkeit und dem König, trotz seines Stolzes und seiner Eigenliebe, einen Begriff von diesem Chevalier, aus dem er hätte Nutzen ziehen können, wenn er es richtig angefangen hätte.

Daniel des Cosnac berichtet, daß zur Zeit Madame Henriettes, der Herzogin von Orléans, Rohan sich zu ihrem Ritter aufgeworfen habe:

Seine Eitelkeit ließ ihn glauben, daß Madame ihm für eine Beleidigung des Chevaliers de Lorraine Dank wissen werde, und ohne vielleicht andere Prätentionen auf das Herz dieser Prinzessin zu haben als jene, die ihm die Feindschaft des Chevaliers geben würde, zankte er sich mit diesem und prahlte damit, ihn geschlagen zu haben. Der Chevalier de Lorraine versicherte das Gegenteil. Der König befahl dem Herzog von Noailles, die beiden zu versöhnen. Der Chevalier de Rohan widerrief, was er behauptet hatte, und unterschrieb sogar diesen Widerruf; den gleichen Tag jedoch schrieb er an zehn seiner Freunde, daß er, um den Härten der Verfügungen [*über das Duell*] auszuweichen, geglaubt habe, eine Tatsache ableugnen zu können, die dennoch so gewesen sei, wie er sie behauptet hatte. Diese Briefe, von denen der Chevalier de Lorraine Kenntnis erhielt, beschworen einen neuen Skandal herauf.

Von dieser Zeit an hat Rohan Geldschwierigkeiten. Schlecht angesehen beim König, der ihm seine allzu zahlreichen Abenteuer vorwirft, hat er sein Amt des Großjägermeisters verkauft; nach einem neuerlichen Zank mit dem Chevalier de Lorraine hat man ihn einen Monat in die Bastille gesperrt; danach hat er den Feldzug in Holland als einfacher Freiwilliger mitgemacht, und obgleich er verwundet wurde, hat ihm der Kriegsminister Louvois jegliche Belohnung verweigert. Louis-Urbain Lefèvre de Caumartin erzählt dies später Voltaire mit folgenden Worten: »Die Unzugänglichkeit und die Härte dieses Ministers hatten Monsieur de Rohan derart gereizt, daß er nach dem Verlassen der Audienz sehr erregt bei mir eintrat und, indem er sich auf ein Ruhebett warf, zu mir sagte: ›Entweder stirbt dieser ... von Louvois oder ich.‹« Von diesem Augenblick an ist der enttäuschte junge Höfling zu allen Unbesonnenheiten bereit. – Der italienische Zukunftsdeuter Primi Visconti hat Rohan ebenfalls sehr gut gekannt. Er erzählt:

Das erste Mal sah ich Rohan bei der Comtesse de Soissons. Es waren bei ihr wie gewöhnlich viele Edelleute anwesend.

Der Chevalier gefiel Madame de Lionne, welche die Comtesse de Soissons bat, mich um meine Meinung hierzu zu fragen. Die Comtesse faßte mich an den Haaren und zog mich zu ihrem Ohr heran. Ich sagte ihr, daß Rohan mir ein Anführer von Unzufriedenen zu sein schiene und daß der Kerker und das Schafott auf seinem Gesicht geschrieben stünden. Madame de Lionne rief aus, ich sei verrückt. Sie erklärte, sich in Physiognomien auszukennen, und sagte, daß Rohan den allerbesten Eindruck mache, und sie verhehlte nicht, daß sie ihn liebe. Sie hatte sich erlaubt, sich öffentlich einige Freiheiten mit den jungen Leuten am Hofe herauszunehmen, und verschwendete ihr Geld wie ein Liebhaber mit seinen Geliebten. [. . .]

Rohan, in Kenntnis meiner Prophezeiung, sprach zwei Monate lang nicht mit mir. In den ersten Septembertagen jedoch, als er sich ein wenig besänftigt hatte, sagte ich ihm, daß diese Voraussagen für mich nur ein Amüsement darstellten, aber ich riet ihm, sich vor einer Treulosigkeit, die ihm von einer Frau oder von anderen Personen drohe, zu hüten. Die Comtesse spielte mit anderen. Rohan erklärte mir, daß er die Frauen nicht fürchte, daß eine ihm zwar sehr übelwolle, daß aber einige Tage vorher, als er in der Oper war, zwei geheuchelte Tränen genügt hätten, um sie zu besiegen, und daß, wenn er wolle, keine ihm widerstehen könne.

Es ist jedoch keine Frau, die Rohans Unglück verursacht: er hat kein Amt mehr am Hofe, er ist verbittert, mit Schulden überladen, am Ende seiner Geldmittel, als ihm ein Mann begegnet, den er bei der Armee kennengelernt hat, »ein Mann wie er selbst«, sagt uns wieder La Fare, »mit dem Unterschied, daß er mehr Verstand hatte und mehr Mut, dem Tode entgegenzutreten.« Dieser Mann ist Gilles du Hamel, Sieur de La Tréaumont, ein Edelmann aus Rouen, der das Kriegshandwerk aufgegeben und in seiner Provinz eine kleine Gruppe von Unzufriedenen um sich gesammelt hat. Unter ihnen befinden sich sein Neffe, der Chevalier de Préault, und seine Nachbarin Anne Sarrau, genannt Marquise de Vilars. Diese

Gruppe hat den Plan gefaßt, sich mit den Holländern zu verständigen, die sich mit Frankreich im Krieg befinden, und ihnen eine Landung in der Normandie zu ermöglichen. Die von Steuern niedergedrückte Provinz ist zur Rebellion bereit; fast alle Truppen befinden sich außerhalb des Königreiches, die Küsten sind schlecht bewacht, der Augenblick scheint günstig. Im übrigen erweitern die Verschwörer bald ihren Plan: Nach den Zeugen, die wir zitieren werden, sollen sie beabsichtigt haben, den Dauphin zu entführen, Ludwig XIV. zu stürzen und die Republik auszurufen. Ihr Manifest ist übrigens unter den Beweisstücken des Prozesses Rohan erhalten und stellt ein wirkliches Verfassungsprojekt einer republikanischen Regierung dar:

Das Ziel ist, einen unüberwindlichen, allzeit blühenden Volksstaat zu gründen, der durch die Einigkeit und die Anstrengungen aller zu allgemeinem Wohlstand und zur Freiheit aller führt.

Am ersten Tag werden die Bürger ohne Waffen in ihren Pfarrgemeinden zusammenberufen, damit dort über ihre Freiheit und ihre Unterordnung verhandelt werde, nämlich daß sie keine anderen Herren als den freien Adel und das freie Volk anerkennen sollen.

Alle Ämter, Gerichtsbarkeiten, Urteile etc. werden aufgehoben, bis das Volk und der Adel die Führer erwählt haben werden, die sie regieren sollen nach den Gesetzen, die durch sie, Volk und Adel, aufgestellt worden sind und nach ihrem Belieben geändert werden können.

Da unter diesen Umständen die Hilfe der heiligen Waffen notwendig sein wird, sollen sich am Nachmittag in jeder Gemeinde zwölf Edelleute vorläufig an die Spitze jeder zu den Waffen gerufenen Kohorte stellen, um einen Hauptmann, einen Stellvertreter und einen Fähnrich zu wählen. Die Stimmabgabe wird geheim sein. Derjenige, welcher die meisten Stimmen in seiner Kohorte erhält, soll Hauptmann sein; der zweite Stellvertreter und der dritte Fähnrich. Diese Hauptleute und Stellvertreter, sechshundert an der Zahl, werden den mi-

litärischen Rat bilden, welcher an einem bestimmten Tag in jeder Gemeinde zwölf der wohlhabendsten und weisesten Bürger wählen soll, die einen zivilen Rat von dreihundert Mitgliedern bilden werden.

Dieser Rat wird sich gemäß den durch die Gemeinschaft gegebenen Anweisungen befassen mit:

den Finanzen, den jährlichen Zählungen der Stadt, der Lebensmittelversorgung, den Verschönerungen und Befestigungen der Städte und der Erhaltung aller;

den armen Witwen und Waisen, die nicht mit Verachtung angesehen werden sollen; den bedürftigen Familien, der öffentlichen Gesundheit und den Vorsichtsmaßnahmen, die gegen die Pest und andere ansteckende Krankheiten zu ergreifen sind;

den Werkstätten, der Handwerkskunst und dem Handel;

dem Dienst zum Wohle der Republik;

den Prozessen und den Rechten der Bürger;

denen, die sich des Diebstahls, des Mordes und vor allem des Vergehens gegen die Freiheit schuldig gemacht haben;

den Heiraten und der Bevölkerungsvermehrung;

den Ehebrechern, die das Dirnengewerbe betreiben, und allen denen, die den öffentlichen Anstand verletzen;

der Unterrichtung der Kinder in den schönen Künsten und besonders in der Kenntnis von der Freiheit;

den Bündnissen und Verträgen mit anderen Stadtgemeinschaften, Völkern und Nationen;

in einem Wort mit allem, was heute und während der Zeit, da man sich im Waffenhandwerk einüben muß, von Nutzen ist, wobei die Ausübung des Waffenhandwerkes jedoch zur Zuständigkeit des militärischen Rates gehört;

Niemand wird in die Zahl der Bürger vor vollendetem einundzwanzigstem Lebensjahr aufgenommen, sofern er nicht drei Jahre lang Soldat gewesen ist. Derjenige, welcher mit einundzwanzig Jahren nicht drei Jahre gedient hat, muß diese letztere Bedingung erfüllen, bevor er aufgenommen wird.

Alle Adeligen, Geistlichen und Bewohner kleiner Ortschaften sind Bürger der Stadt, der ihre Ortschaft untersteht.

Es wird kein Unterschied gemacht werden zwischen Katholiken und Reformierten, vorausgesetzt, daß sie sich als gute Bürger und Verteidiger der Freiheit erweisen und daß sie nicht die Dinge der Religion mit denen des Staates vermischen.

Im Frühjahr des Jahres 1674 schürzt sich der Knoten dieser Affäre, die zur Verhaftung von mehr als sechzig Personen führt. Der anonyme Verfasser eines Schreibens, das in einer Handschrift der Bibliothek Sainte-Geneviève erhalten ist und 1758 durch den Konservator veröffentlicht wurde, behauptet, über diese Verschwörung sehr gut informiert zu sein:

[...] da ich nicht allein mit Personen gesprochen, die die geheimsten Schriftstücke des Prozesses gesehen hatten, sondern auch zudem gestern in meinem Zimmer während drei Stunden den Besuch eines mir befreundeten Edelmannes hatte, der von dem Marquis de Bray, dem Bruder von Madame de Vilars, gebeten worden war, sich ihrer sterblichen Hülle anzunehmen, und von ihm habe ich Genaueres erfahren, da unsere Unterhaltung nur um diese traurige Geschichte ging.

Nach diesem Zeugen soll La Tréaumont im April Verbindung mit dem Grafen von Monterey, dem General des Prinzen von Oranien in den Niederlanden, aufgenommen und ihm mitgeteilt haben:

Die Normandie sei ganz bereit, sich zu erheben, und wenn er [*der Prinz von Oranien*] eine Flotte stellen wolle, die sechstausend Mann tragen könne, Waffen für zwanzigtausend und Belagerungsgeräte sowie zwei Millionen Livres, so wisse er einen hohen Herrn, der sich [*zu dem Aufstand*] verpflichten würde, vorausgesetzt, daß man ihm dreißigtausend Taler Pension zusichere. Und in diesem Briefe verlangte er zwanzigtausend Taler für sich, La Tréaumont, wobei er glaubte, daß sein Name, der in diesem Lande sehr bekannt ist, die Dinge für seine Absichten günstig beeinflussen und

den Grafen von Monterey dazu bringen würde, dieses Unternehmen zu wagen.

Der Graf von Monterey hat einen Vertrauensmann in Frankreich, einen siebzigjährigen Gelehrten, Affinius Van den Enden, von dem uns Paul Pellisson, Geschichtsschreiber des Königs, in einem Brief vom 21. September 1674 berichtet:

Es ist ein Flame namens Van den Enden, der schon lange in Paris oder zum wenigsten in Piquepuce [*Picpus*] ansässig ist. Seine Tätigkeit besteht darin, Schulen mit Internatsschülern zu unterhalten, um dort Latein zu lehren. Es ist ein Haus, welches Sie bemerkt haben können, wenn Sie an einer vergitterten Pforte und einer Inschrift mit seinem Namen vorbeigekommen sind. Ich weiß nicht, ob es nicht das ist, welches Hôtel des Muses heißt. Man hat ihn auf folgende Weise entdeckt: Unter den kleinen Schülern war auch ein Mann von vierunddreißig Jahren, ein Franzose seiner Abstammung nach, der aber lange Zeit in Flandern gewesen und im Kriege verstümmelt worden war. Er hatte sich seit kurzem in den Kopf gesetzt, sich von diesem Manne in Latein unterrichten zu lassen, von dem man sagte, daß er es mit der größten Leichtigkeit zu lehren wisse, und dies in der Absicht, den geistlichen Stand anzunehmen.

Dieser vierunddreißigjährige Schüler, Cauzé de Nazelles, erzählt uns in seinen »Memoiren«, wie er die Verschwörung Rohans und La Tréaumonts zunichte machte. Er wohnte seit einigen Monaten bei Van den Enden und hatte sehr viel Hochachtung für ihn, jedoch:

Gegen den Monat Juli bemerkte ich, daß La Tréaumont ihn oft besuchen kam. Ich hatte ihn als Offizier bei der Armee in einem sehr schlechten Rufe gekannt. Er trat durch die geheime Tür am Ende des Gartens ein, von der er den Schlüssel hatte, und wandte außerordentliche Vorsicht an, um nicht gesehen zu werden. Später führte er den Chevalier de Rohan

durch die gleiche Türe und mit den gleichen Vorsichtsmaßnahmen ein. Der Anblick des Chevaliers de Rohan überraschte mich. Ich konnte nicht begreifen, wie ein Mann von seinem Rang sich mit La Tréaumont einlassen konnte, welcher bei der Armee aller Ehre verlustig und als ein gefährlicher Geist bekannt war und zu allen Übeltaten fähig.

Mit Hilfe der Tochter Van den Endens, Marianne, spitzelt Cauzé die Verschwörer einige Zeit aus und hört eines Tages eine Unterhaltung zwischen La Tréaumont und Van den Enden, die ihm keinen Zweifel mehr läßt: es handelt sich darum, den Dauphin in der Normandie zu überfallen und zu entführen, und vielleicht sogar den König in Versailles.

Die fünfhundertfünfzig Uniformen der Gardes du Corps waren beinahe fertiggestellt. Die Freunde, für die sie bestimmt waren, hielten sich bereit. Es waren alles Leute von Mut und Erfahrung. Die Pferde waren so untergebracht, daß man sie in einigen Stunden zusammenbringen konnte. Die Waffen würden verteilt werden, sowie es an der Zeit wäre. Es würde sich nur noch darum handeln, den Tag zu erfahren, an dem der Herr Dauphin zur Wolfsjagd in die Wälder der Normandie gehen würde.

Dieser Prinz war gewöhnlich nach dem ersten Koppelstand allein mit einem Jagdburschen. Zehn Männer der Garden würden genügen, um ihn in Richtung nach dem Meere hin wegzuführen. Es standen Barken bereit, um ihn aufzunehmen und zur holländischen Flotte zu bringen, die sich nicht entfernen sollte. Die anderen Garden sollten sich teilen: zehn würden genügen, um sich Honfleurs zu bemächtigen, wo er, La Tréaumont, sie hineinführen würde. Der Rest würde sich sogleich auf die Expedition nach Versailles machen, wo die Beute sie erwartete.

Cauzé zögert dennoch, das Komplott aufzudecken, wie er schreibt:

Was La Tréaumont angeht, so hielt mich nichts zurück. Er war ein von der Gesellschaft der ehrlichen Leute geächteter Mensch und hatte längst ein schlimmes Schicksal verdient. Aber der Chevalier de Rohan, der schönste Mann Frankreichs, dessen verzweifelte Lage mir bekannt war und dessen Namen und Familie ich achtete, bereitete mir eine tödliche Beunruhigung. Ich hatte sie nicht weniger für Van den Enden: dieser seltene, außergewöhnliche und von allen Gelehrten geachtete und in der Tat so achtenswerte Mann würde ohne Rettung bei dieser Anklage verloren sein. Ich beklagte das Unglück dieser Familie. [. . .]

Schließlich entschloß ich mich auf den Abend, dem Marquis de Louvois, dem Staatssekretär für das Kriegswesen, der in Paris war, Bericht darüber zu geben. Ich ließ ihn um eine Audienz bitten in einer Sache von äußerster Wichtigkeit für den König und von großer Dringlichkeit. Ich wurde sofort vorgelassen. Er hörte mich mit großer Aufmerksamkeit an, ohne mich zu unterbrechen. Nachdem ich meine Erzählung beendet hatte, sagte er mir, daß alles, was ich ihm soeben gesagt habe, von äußerster Folgenschwere sei und es ihn erstaune, daß ich so lange gezögert habe, ihn zu unterrichten, da ich zu Anfang schon genug gesehen habe, um verpflichtet zu sein, ihn zu benachrichtigen.

Der Verfasser des anonymen Schriftstücks, das in der Bibliothek Sainte-Geneviève erhalten ist, erzählt uns die weitere Folge:

Sowie der König von diesem Verrat unterrichtet worden war, gab er dem Comte d' Ayen, Hauptmann seiner Garden, den Befehl, dem Sieur de Brissac, Major der Gardes du Corps des Königs, zu sagen, daß er den Chevalier de Rohan beim Verlassen der Messe verhaften solle. Die Sache wurde ausgeführt und der Chevalier in das Zimmer des Sieur de Brissac gebracht, den er um etwas zu essen bat. Dieser Major ließ ihm etwas bringen, jedoch erst nachdem er die Erlaubnis des Königs erfragt hatte.

Nach dem Mittagsmahl setzte man ihn in eine Karosse und führte ihn nach der Bastille, aus der ich ihn am Tage seiner Hinrichtung herauskommen sah, halbtot, mit blauen Lippen, bleich und entstellt wie ein Dahingeschiedener, auf die Arme der Patres Talon und Bourdaloue gestützt und kaum noch imstande, sich aufrecht zu halten, obgleich er sich anzustrengen schien, um sich zu ermannen.

Sandras de Courtilz berichtet uns in seinem Buch über Rohan, »Der unglückliche Fürst«, folgendes:

Ein Offizier der Gardes du Corps hatte Befehl vom König, dem Chevalier de Rohan, der eben die Messe gehört hatte, den Degen abzuverlangen. Man hatte vorher einige Zeit beratschlagt, ob man ihn verhaften solle oder nicht, denn das, was man erfahren hatte, war kein ausreichender Beweis gegen ihn, um ihn des Hochverrats zu überführen. Monsieur Colbert, der seine älteste Tochter mit dem Herzog von Chevreuse verheiratet hatte, welcher über seine Großmutter mit dem Hause Rohan verwandt war, war der Ansicht gewesen, in bezug auf den Chevalier, der vielleicht unschuldig war, nicht so schnell vorzugehen. Aber da bei der Schlacht von Seneffe, die wenige Tage nach dem Aufkommen dieser Sache stattfand, in dem Gepäck des Marquis d' Affentar, dessen man sich bemächtigt hatte, die Kassette gefunden wurde, in der eine Aufzeichnung bezüglich des Geldes war, das man an den Chevalier und an La Tréaumont als Preis ihrer Untreue geschickt hatte, zögerte man nicht länger, die notwendigen Anordnungen zu geben, um sich ihrer Personen zu versichern.

Und Sandras de Courtilz beschreibt die Verhaftung La Tréaumonts wie folgt:

Brissac hatte einige Gardes du Corps mit sich und bedeutete La Tréaumont, daß er käme, um ihn zu verhaften. La Tréaumont, der nicht überrascht gewesen wäre, wenn er [*Brissac*] allein in sein Zimmer eingetreten wäre, dies aber

sehr war, als er ihn in so guter Gesellschaft sah, weil es ja nicht anders sein konnte, als daß sein Gewissen ihm sein Verbrechen vorwarf, erbat von ihm als einzige Gunst und auf Grund ihrer alten Freundschaft, daß er in sein Kabinett gehen dürfe, um weiße Wäsche und noch etwelche andere Dinge, die er brauche, mitzunehmen. Brissac erlaubte es ihm, aber La Tréaumont, anstatt daran zu denken, das zu nehmen, was er ihm gesagt hatte, ergriff zwei Pistolen, deren eine er abschoß in der Absicht, ihn [*Brissac*] zu töten; er verfehlte ihn jedoch, und der Schuß traf einen Mann von den Garden, der hinter Brissac stand, und da ihm noch eine Pistole blieb, rief Brissac, der ein tapferer Mann war und nach der langen Zeit, da er Kriegsdienst getan hatte, sich nicht sonderlich über einen Schuß aufregte: »Schieß doch! Schieß doch!« Die Garden, die in seiner Begleitung waren und sahen, daß La Tréaumont ihn verfehlt hatte, glaubten, daß er zu ihnen spreche, um zu verhindern, daß der andere mit der zweiten Pistole geschickter wäre, als er es mit der ersten gewesen war, und sie gaben Feuer auf den Unglücklichen und verwundeten ihn tödlich, so daß er eine halbe Stunde später starb.

Unter den Beweisstücken des Kriminalprozesses des Chevalier de Rohan in der Handschriftenabteilung der Bibliothèque national kann man die letzten Zeilen lesen, die La Tréaumont als Antwort auf eine von Brissac gestellte Frage niedergeschrieben hat:

Ich habe Ihnen nichts zu sagen und habe niemals gesagt, daß ich eines Verbrechens schuldig bin, aber weder Furcht, die mich nie befallen hat, noch Ihre Drohungen werden je etwas [*aus mir ?*] herausbekommen.

Es scheint, daß La Tréaumont noch einige Stunden gelebt hat. Paul Pellisson schreibt am 14. September:

Der Gardist, der durch diesen letzteren [*La Tréaumont*] verwundet worden ist, liegt im Sterben, und er selbst ist nicht

viel besser daran, nach dem, was der König gestern abend gesagt hat. Man hat zwei Manifeste bei ihm gefunden, eines französisch, das die Leute in der Normandie gegen den König aufbringen sollte, das andere lateinisch und welches, soweit ich verstehen kann, eine Art Plan für eine Staatsreform ist.

Indessen spürt Cauzé de Nazelles im Auftrage Louvois' den Geschäften Madame Van den Endens nach, deren Mann verschwunden ist. Er berichtet in seinen »Memoiren«:

Ich folgte ihr und bezeichnete sie dem Kommandanten der kleinen Brigade, die an den Toren der Stadt war; wir folgten ihr zum Quai des Augustins, wo sie in eine Mietskarosse sprang, worauf der Kommandant mich mit ihm und drei Garden in eine andere steigen ließ, um ihr auf den Fersen zu bleiben. Sie hielt in Le Bourget an und ging in ein kleines Gasthaus, wo wir einige Augenblicke später ankamen. Van den Enden und sie waren im obersten Zimmer des Hauses. Sie breiteten bereits die Lumpen und den langen falschen Bart aus, womit er sich verkleiden sollte. Als wir eintraten, war ihre Überraschung ungeheuer, und mein Schmerz war nicht gering. Er glaubte zuerst, als er mich von den Wachen des Königs umgeben sah, daß man mich als seinen Mitwisser verhaftet habe, und unterließ nichts, um den Offizier zu überzeugen, daß er mir niemals seine Absichten anvertraut hatte und daß ich nichts damit zu tun hätte, daß im Gegenteil ich ihm immer voller Eifer für den König geschienen und stets mit den Gefühlen der Achtung und der Zärtlichkeit von ihm gesprochen hätte. Er gestand also sein Verbrechen offen ein und war sich von diesem Augenblick an klar darüber, daß es für ihn nur mehr Schlimmes zu erwarten gab.

Im Monat Oktober 1674 werden weitere Mitwisser verhaftet: die Geliebte Rohans, Renée-Maurice d' O de Villiers, die ihn nie verleugnen wird, ein junger Edelmann, der ein Anbeter der Marquise de Vilars ist, und andere Unzufriedene, die man verdächtigt, von dem Komplott zu wissen. »Es sind

zu viele«, meint der Polizeileutnant Nicolas de La Reynie, der am 16. Oktober an Colbert schreibt:

Die Sache mit der Bastille als Prozeß greift, wie es scheint, mehr um sich, als nötig wäre. Man erfährt täglich Neues darüber, und wenn man sich die Mühe macht, alles, was entdeckt wird, weiterzuverfolgen, ist zu befürchten, daß man sich in dieser langen Untersuchung verlieren wird.

Dabei weiß ich nicht, ob es tunlich ist, so vielen Leuten gleichzeitig den Prozeß zu machen und die Gefängnisse so anzufüllen, und ob, anstelle der gerechten Strafe, die jedermann für die wahren Schuldigen erwartet, und der Abschreckung, die diese bewirken soll, man nicht diese große Menge von Angeklagten und Verbrechern furchtbar finden wird und sie der Öffentlichkeit nicht wegen ihrer großen Zahl weniger verbrecherisch erscheinen werden.

Während dieser Zeit wird Rohan durch Claude Bazin de Bezons verhört, einen verschlagenen und unbarmherzigen Gerichtsbeamten, von dem Primi Visconti überliefert:

Man erzählte, er sei so bösartig gewesen, daß, wenn er vom Schlagfluß gerührt wurde, was ihm öfters geschah, denn er war klein und sehr dick, es genügte, ihm zu sagen: »Monsieur, der Angeklagte hat gestanden«, um ihn ins Bewußtsein zurückzurufen.

Der Bischof und Graf von Verdun, Armand de Monchy, schreibt am 26. November 1674 an Bussy-Rabutin:

Der Chevalier de Rohan soll heute verurteilt werden. Er war auf der Sellette[1] in einem neuen Gewand und bei bestem Aussehen. Er glaubt nicht, daß er sterben muß. Was mir des Mitleids würdig scheint, ist, daß er vermutlich dem peinlichen Verhör unterworfen wird, denn nach meinem Dafürhalten sind die Qualen schlimmer als der Tod. Er hat, wie gesagt

[1] Kleiner Holzsitz, auf dem die Kapitalverbrecher Platz nehmen mußten.

wird, die Absicht der Aufwiegelung der Normandie in seinen Verhören zugegeben, und dann hat er sie auf der Sellette abgestritten. Wahrscheinlich hat er die Absicht gehabt, Geld aus den Feinden herauszupressen und im übrigen sich nicht besonders Mühe zu geben, ihnen Wort zu halten. Das hindert nach meiner Ansicht jedoch nicht, daß er den Tod verdient.

Einige Tage vor dem Tod des Chevalier de Rohan schreibt ihm seine Geliebte, Renée-Maurice d' O de Villiers, die verhaftet und wieder freigelassen worden ist, einen letzten Brief:

Wenn ich Sie von geringerer Geistesgröße oder mehr Angst vor dem Tode wüßte, würde ich mir große Mühe geben, Sie nach und nach darauf vorzubereiten und Ihnen vorzuhalten, wie geringe Hoffnung auf Leben Sie noch haben können, aber da Sie nie etwas gefürchtet haben, glaube ich nicht, daß Sie Angst haben werden, ein Leben zu verlieren, das Sie so oft der Gefahr ausgesetzt und dessen Verlust Sie eher als eine Gunst denn als ein Übel ansehen, da er Sie von vielen Leiden befreit, Sie vor neuen Verbrechen bewahrt und Ihnen einen Weg öffnet, Ihr Heil zu bereiten, indem Sie Ihren Tod Gott zum Opfer bringen als Buße für Ihre Verfehlungen. Außerdem sind Sie ein wahres Opfer des Ehrgeizes von La Tréaumont geworden, der mit Ihrem Namen, Ihrer Freundschaft und Ihrer Nachgiebigkeit schändlichen Mißbrauch getrieben hat. Beginnen Sie also, Monsieur, Ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen, wenden Sie alle Augenblicke, die Ihnen noch bleiben, an das Heil Ihrer Seele; empfinden Sie nur noch Abscheu für all die verderblichen Irrtümer, die Ihnen La Tréaumont in den Kopf gesetzt und mit denen er Ihren Geist und Ihr Herz vergiftet hat. Ich wünsche Ihnen hiermit nur die Gefühle einzugeben, von denen meine Seele erfüllt ist, denn ungeachtet der Schwäche meines Geschlechtes, wünschte ich von ganzem Herzen, vor Ihren Richtern schuldig zu erscheinen, um mich von einem Leben zu befreien, das mir nur noch verhaßt ist. Ich versichere Ihnen, daß ich seine Verlängerung weder von Gott noch von dem König erbitten werde, sondern unglücklich genug dar-

über bin, daß meine Gefangenschaft und meine Feinde meine Schuldlosigkeit nicht haben trüben können. So, Monsieur, bin ich gezwungen, meine Ketten nachzuschleppen, solange es Gott gefällt, und wenn mich etwas daran hindert, gegen mein Schicksal zu murren, so ist es, daß es mir die Freiheit läßt, für den Rest meiner Tage zu Gott für Sie zu beten.

Dessen sollen Sie gewiß sein, wie auch der Versicherung, daß niemand Ihnen eine aufrichtigere Freundin und ergebenere Dienerin war als Renée-Maurice d' O.

Van den Enden wird gefoltert, aber Rohan erspart man die Tortur. Am 27. und 28. November werden, nach den Zeugenberichten, Rohan, der Chevalier de Préault und die Marquise de Vilars enthauptet und Van den Enden in der Rue Saint-Antoine nahe der Bastille gehängt. Bayle, der Verfasser des »Dictionnaire historique et critique«, schreibt am 15. Dezember an seinen Freund Minutoli:

Man erzählt, daß der Pater Bourdaloue, nachdem er fünf oder sechs Tage darauf verwendet hatte, den Chevalier de Rohan zur Ergebung in den Tod zu bewegen, sein Beichtkind in der schlechtesten Verfassung und alles andere als zum Tode bereit fand, als es darum ging, das Schafott zu besteigen. Der Pater bietet alle seine rhetorischen Künste auf, sucht alle Gemeinplätze, die er in Vorrat hat, heraus und erreicht nichts. Er geht, einige Hauptleute der Garden, die an den Toren der Bastille und in den angrenzenden Straßen waren, zu bitten, ihm zu Hilfe zu kommen, da er mit seiner Theologie am Ende ist und nicht mehr weiß, was er noch alles erfinden könnte. Darauf trat einer der Hauptleute der Garden, Magalotti, hervor und ermahnte den Chevalier in echter Reitermanier zum Tode, denn er fluchte oft dabei: »Beim Haupt Gottes, Herr Chevalier, Sie sind mir aber gut, den Tod zu fürchten! Soll ein Mann Ihres Handwerks sich vor dem Sterben fürchten? Beim Leiden Christi, stellen Sie sich vor, Sie wären vorn im Laufgraben, inmitten von hundert Kanonenkugeln, die Ihnen die Perücke frisieren! Denken Sie, Sie wären beim

Sturmlauf!« Dies wurde besser aufgenommen als die Moralpredigten des Jesuiten, und der Verbrecher sah nach dieser christlichen Ermahnung dem Tod ohne Furcht entgegen.

Diese Hinrichtung läßt die Höflinge aufmurren. La Fare findet es bedauerlich, daß niemand gewagt hat, den König um Gnade für den Unglücklichen zu bitten:

Rohan hatte die Gunst der Madame de Thiange besessen, der Schwester Madame de Montespans, und es wird behauptet, daß er Madame de Montespan selbst geliebt habe. Obgleich sie seine Leidenschaft nicht erwidert hatte, war sie doch sehr bewegt von seinem Tod, aber sie hatte nicht den Mut, seine Begnadigung zu erbitten. Der König, nach allem was ich habe sagen hören, war versucht, sie ihm von sich aus zu gewähren. Le Tellier und Louvois stellten ihm aber vor, daß unter den gegebenen Verhältnissen ein Exempel vonnöten wäre und daß er kein besseres unter so günstigen Umständen geben könne, da der Chevalier de Rohan von hoher Geburt, aber ohne Anhang und ohne Freunde sei und sich schlecht mit seiner Mutter und seiner ganzen Familie stehe, von denen niemand wagte, sich dem König zu Füßen zu werfen.

Dies wurde in der Öffentlichkeit sehr schlecht aufgenommen; man tadelte sehr heftig seine Mutter und Madame de Soubise, seine Verwandte, die in dieser Zeit sehr gut mit dem König stand, wie man behauptete, obgleich ihr Verhältnis verborgen war. Madame de Montespan, die erklärte Geliebte des Königs, wurde mit demselben Tadel bedacht, und es ist nicht die einzige Gelegenheit, wo sie ein hartes Herz gezeigt hätte, das dem Mitleid und der Dankbarkeit wenig zugänglich war.

Das Schlußwort zu dieser Sache ist uns überliefert durch Jean Rou, Advokat beim Parlamentsgericht, der in der Bastille eingekerkert worden war, weil er »Dinge vorgebracht hatte, die mit der herrschenden Religion in Widerspruch stehen«. Er erzählt in seinen »Memoiren«, wie er während seiner Gefangenschaft den Chevalier d'Aigremont kennenlernte:

[. . .] ein Edelmann von der Grenze der Normandie, der in die Affäre des Chevalier de Rohan verwickelt war wegen Madame de Vilars, deren Liebhaber Aigremont seit einiger Zeit war.

Diese so verworrene Affäre hatte den Geist des Chevaliers verstört, und einige Zeit, nachdem er seine Hoffreiheit [*Erlaubnis zum Spaziergang im Hof der Bastille*] erhalten hatte, ließ er sich angelegen sein, sich an mich mehr als an alle anderen Insassen der Bastille, die zu beachten er verschmähte, anzuschließen.

Ich werde nie eine Begebenheit vergessen, die er mir über die letzte Katastrophe dieser Dame [*de Vilars*] erzählte. Da alle Mitschuldigen in dieser Sache getrennt eingeschlossen waren, konnte er nichts Genaues über die Hinrichtung der vier Verurteilten Rohan, die Vilars, Préault und den Flamen Van den Enden erfahren, aber einer Unruhe oder Vorahnung folgend, hatte er sich ein kleines Gerüst in seinem Zimmer gebaut, um an die Höhe eines Halbfensters heranzureichen, das auf die Rue Saint-Antoine ging, wo zwei oder drei Schafotte errichtet waren sowie einige Schritte weiter ein Galgen, und gerade wie er hinaufstieg und einen Ausblick bekam auf das, was sich auf diesem von Menschen erfüllten Platz abspielte, war das erste, was sich seinem Anblick bot, das Haupt seiner schönen Geliebten, das in dem Augenblicke, da der Henker es abgetrennt hatte, von ihren Schultern fiel. Sein Schrecken war so groß, daß er selbst von seinem Gerüst fiel, fast ebenso tot wie die schöne Verstorbene, die allein in seinem Herzen herrschte. Er erhob sich nichtsdestoweniger nach einigen Augenblicken der Ohnmacht, und ich habe ihn mehrere Male mir und anderen die Beschreibung dieses entsetzlichen Schauspiels geben hören, über ein Jahr nach dem Geschehnis und mit so großer Bewegung, daß die Störungen seines angegriffenen Geistes ihn wieder in die gleiche Verwirrung fallen ließen, die ihn so sehr erschüttert hatte.

Er wurde endlich aus der Bastille entlassen unter der Bedingung, dem König bei seinem nächsten Feldzug auf eigene Kosten zu dienen, wobei er zwei Schritte von seinem Kom-

mandanten, dem Marquis de Renel, getötet wurde, was von den meisten Leuten als ein bestellter Streich angesehen wurde, der diesen armen Unglücklichen auf eine sicherere Art die Strafe erleiden ließ, zu der man ihn mit den Mitteln der Justiz nicht verurteilen konnte.

Der Triumph der Montespan

Seit einem Jahr hat Mademoiselle de La Vallière den Hof verlassen. Die Kaiserlichen sind in das Elsaß eingedrungen. Es bedurfte des Feldzuges von Turenne, um die Eindringlinge zu vertreiben. Zum ersten Mal seit Beginn der Regierungszeit war der Sieg den Lilien untreu geworden. Ludwig XIV. ist nun siebenunddreißig Jahre alt und in schlechter gesundheitlicher Verfassung. In dem »Gesundheitsbulletin« des Königs, das nacheinander von Valot, d'Aquin und Fagon geführt wird, lesen wir die folgenden Bemerkungen über das Jahr 1675:

Da der Anfang dieses Jahres ebenso wie das Ende des vergangenen seit der Sonnenwende stets voller Nebel war, mit wenig Regen oder Frost und fast stets mit Wind zwischen Süd und West, so entstand im Körper eine große Feuchtigkeitsansammlung, die auch das Gehirn erfüllte und so Stoff gab für hartnäckigen Schnupfen und Lungenentzündungen, wie wir das in der weiteren Folge der Jahreszeit festgestellt haben, und da diese häufigen Veränderungen Seiner Majestät nicht die Freiheit des Spazierganges ließen, so befand sich der König ein wenig beschwerter als gewöhnlich, und am Siebten des Monats Januar wurde er von so heftiger Benommenheit befallen, daß ihm schwindelte und er den ganzen Tag eine Art Frösteln der Haut und eine Schwäche in den Schenkeln hatte, was aufhörte, nachdem er während der Nacht gut geschlafen hatte. Dieser Zustand gab Veranlassung, Seine Majestät darauf hinzuweisen, daß es nötig sei zu purgieren.

Die Macht der Madame de Montespan ist auf ihrem Höhepunkt, wenn auch niemand am Hofe sie sonderlich liebt. Liselotte von der Pfalz, die zweite Gattin Monsieurs, verhehlt ihren Widerwillen gegen sie nicht. Sie schreibt:

Die Montespan hatte eine weißere Haut als die La Vallière, sie hatte einen schönen Mund und schöne Zähne, aber sie hatte ein dreistes Wesen. Man sah ihr am Gesicht an, daß sie stets irgendeinen Plan hatte. Sie hatte schöne blonde Haare, schöne Hände, schöne Arme, was die La Vallière nicht hatte, aber diese war sehr reinlich und die Montespan eine unsaubere Person. [...]

Madame de Montespan wohnte einmal einer Parade bei. Als sie in die Nähe der deutschen Soldaten kam, fingen diese an zu schreien: »Königshure, Königshure!« Am Abend fragte der König, wie sie die Parade gefunden habe. Sie antwortete: »Sehr schön, ich finde nur, daß die Deutschen sehr naiv sind, alle Dinge bei ihrem Namen zu nennen, denn ich habe mir erklären lassen, was das bedeutet, was sie riefen.«

»Das Herz dieser schönen Frau war hart«, sagt Madame de Caylus:

Eines Tages, als die Karosse der Madame de Montespan auf dem Pont Saint-Germain einen armen Mann überfuhr, waren Madame de Montausier, Madame de Richelieu, Madame de Maintenon und einige andere, die bei ihr waren, sehr erschreckt und bewegt, wie man das bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist. Allein Madame de Montespan blieb ungerührt und warf den anderen Damen ihre Schwäche vor: »Wenn das nun wirklich«, sagte sie, »der Ausdruck Ihrer Herzensgüte und ein wahrhaftes Mitleid wäre, müßten Sie das gleiche Gefühl haben, wenn Sie hörten, daß diese Sache sich weit von Ihnen ereignet hätte wie nun in der Nähe.«

Am 11. April 1675, einem Gründonnerstag, verbreitet sich ein Gerücht in Versailles: Madame de Montespan ist von

einem Priester in der Stadt die Absolution verweigert worden. Languet de Gergy, ein Schützling Bossuets, der später Almosenier der Herzogin von Burgund wird, erklärt uns in seinen »Memoiren«, was sich ereignet hat:

Als sie vor Beginn einer Feierlichkeit in Versailles war, ging eine ihrer Frauen in der Pfarrei zur Beichte und wandte sich an einen der Missionsgeistlichen, die die Pfarrei verwalten, mit Namen Lécuyer. Diese fromme Kammerfrau war sehr erfreut über die Belehrungen, die der Beichtvater ihr gegeben hatte, und erzählte dies nach ihrer Rückkehr beiläufig Madame de Montespan. Diese hoffte, daß dieser Beichtvater nicht sehr streng zu ihr sein würde, und so beschloß sie, zu eben demselben zur Beichte zu gehen, war aber sehr erstaunt, als sie diesen heiligen Priester zu ihr sagen hörte: »Ist das diese Madame de Montespan, über die sich ganz Frankreich entrüstet? Gehen Sie, gehen Sie, Madame, machen Sie ein Ende mit diesem Ärgernis, danach können Sie sich zu Füßen der Diener Jesu Christi werfen.« Diese niederschmetternden Worte, die der Sünderin schonungslos entgegengeschleudert wurden, brachten ihre falsche Frömmigkeit aus der Fassung. Sie entfernte sich wütend und ging, sich beim König zu beklagen und Rache für die empfangene Beleidigung zu fordern. Sie behauptete – so schlecht war sie über ihre Religion unterrichtet –, daß ein Beichtvater verpflichtet sei, jeden Bußfertigen zu empfangen und ihm die Absolution zu geben, und daß er sie nicht verweigern könne. Der König, der besser unterrichtet war als sie, bekannte sich nicht zu ihrer Ansicht, und da sie weiter aufbegehrte, wurde der Bischof von Meaux (das war damals Monsieur Bossuet) gerufen, damit er entscheide. Dieser Prälat sprach sich ohne Zögern aus und sagte, daß der Beichtvater nicht allein die Absolution verweigern könne, sondern daß er sie in gewissen Fällen verweigern müsse, und er erklärte geradeheraus, daß der Fall, in dem die Dame sich befinde, ein solcher sei, in dem der Beichtvater die Absolution nicht geben dürfe.

Was geschieht nun daraufhin? Mademoiselle de Montpensier wird es uns sagen:

Als wir in der Fastenzeit gegen Ostern zu Versailles waren, reiste Madame de Montespan ab. Man war sehr erstaunt über diesen Weggang. Ich fuhr nach Paris und besuchte sie in jenem Hause jenseits der Barriere von Vaugirard, wo ihre Kinder waren. Madame de Maintenon war bei ihr. Sie empfing niemanden. Da alle sehr in Sorge waren über ihre Rückkehr, obgleich niemand sich einzumischen schien, wurde bekannt, daß Monsieur Bossuet, der damals der Erzieher Monseigneurs war, jeden Tag in einen grauen Mantel gehüllt dorthin ging.

Und Madame de Scudéry schreibt am 16. April an Bussy-Rabutin:

Der König und Madame de Montespan haben sich getrennt, obgleich sie sich mehr als ihr Leben lieben, einzig aus religiösen Prinzipien. Man sagt, sie wird an den Hof zurückkehren, jedoch nicht im Schlosse wohnen und den König niemals als nur in Gegenwart der Königin sehen. Ich zweifle daran oder daß das lange so dauern könnte, denn es würde große Gefahr bestehen, daß die Liebe wieder die Oberhand bekäme.

Was denn natürlich auch geschieht, wie Madame de Caylus berichtet:

Der Bruch erfolgte zur Zeit eines Jubeljahres[1] [*Erlaßjahr*]. Die Religion des Königs war so fest gegründet, daß sie sich selbst bei seinen größten Verfehlungen mit Frauen zeigte, denn er hatte nur diese einzige Schwäche. Er war so gesittet und so regelmäßig in seiner Führung, daß er nur zweimal in seinem Leben die tägliche Messe versäumte, und das war, als er sich bei der Armee befand.

[1] Hier scheint eine Unstimmigkeit vorzuliegen. Das Erlaßjahr war 1676, und die erste Verabschiedung der Favoritin fand, nach den anderen Zeugen, im April 1675 statt.

Schließlich kam diese Ablaßzeit, von der ich gesprochen habe, heran. Die beiden Liebenden, von ihrem Gewissen gedrängt, trennten sich mit dem besten Willen, oder wenigstens glaubten sie das. Madame de Montespan ging nach Paris, besuchte die Kirchen, fastete, betete und beweinte ihre Sünden. Der König seinerseits tat alles, was ein guter Christ tun soll. Am Ende der Ablaßzeit, ob man ihn nun gewonnen hatte oder nicht, erhob sich die Frage, ob Madame de Montespan wieder an den Hof zurückkehren solle. »Warum nicht«, sagten ihre Verwandten und Freunde, sogar die tugendhaftesten, »Madame hat ihren Platz dort durch ihre Geburt und ihr Amt, sie kann dort ebenso christlich leben wie anderswo.« Der Herr Bischof von Meaux war auch dieser Ansicht (er wußte also nicht, daß in einem solchen Falle die Flucht das einzige Mittel ist?). Es blieb indessen eine Schwierigkeit: »Soll Madame de Montespan«, setzte man hinzu, »ohne Vorbereitung vor dem König erscheinen? Es wäre nötig, daß sie sich vorher sähen, bevor sie sich in der Öffentlichkeit treffen, um so die Unannehmlichkeiten der Überraschung zu vermeiden.«

Nach diesem Grundsatz wurde beschlossen, daß der König zu Madame de Montespan gehen solle; um aber der üblen Nachrede nicht den geringsten Anlaß zu geben, kam man überein, daß die achtenswertesten und strengsten Damen des Hofes bei dieser Begegnung anwesend sein sollten und der König Madame de Montespan nur in ihrer Gegenwart sehen würde.

Der König kam also zu Madame de Montespan, wie es beschlossen worden war, aber unmerklich zog er sie in eine Fensternische. Sie sprachen eine ziemliche Zeit leise miteinander, weinten und sagten sich alles, was man in einem solchen Falle sich zu sagen pflegt; dann machten sie diesen verehrungswürdigen Matronen eine tiefe Verbeugung und gingen in ein anderes Zimmer ... und es wurde hieraus dann die Herzogin von Orléans – auf deren Gesicht und in deren Gemütsverfassung man nicht umhin konnte, die Spuren dieses Kampfes zwischen Liebe und Ablaß zu bemerken – und danach der Graf von Toulouse.

Was die Herzogin von Orléans betrifft, die diesen Titel durch ihre Heirat mit dem Sohne Monsieurs, dem Herzog von Orléans und künftigen Regenten Frankreichs, erhält, so hat die Pfalzgräfin ihre Zweifel über ihre Abstammung:

Ich habe einen deutschen Edelmann gekannt, der schon lange tot ist [*schreibt sie*] und der mir geschworen hat, daß Madame la Duchesse nicht die Tochter des Königs ist, sondern des Marschalls de Noailles. Er hat die Stunde notiert, zu der er den Marschall bei Madame de Montespan hat eintreten sehen, und Madame la Duchesse ist genau neun Monate später geboren worden. Dieser Deutsche hieß Bettendorf. Er war Brigadier bei den Gardes du Corps. Er war auf Wache bei Madame de Montespan, als der Hauptmann der Kompanie sich zu dieser begab.

Am 4. Juni 1675 legt Mademoiselle de La Vallière bei den Karmeliterinnen der Rue Saint-Jacques die Gelübde ab. Mademoiselle de Scudéry berichtet:

Nun habe ich gesehen, wie Mademoiselle de La Vallière den Schleier genommen hat. Sie vollzog diese Handlung mit einer tiefen Frömmigkeit. Niemals noch war sie so schön und so glückstrahlend. Ich finde, sie ist sehr glücklich zu nennen, und wäre es auch nur deshalb, daß sie Madame de Montespan nicht mehr zu schnüren braucht. Man muß wirklich sagen, daß das ein großes Martyrium war.

Und Madame de Sévigné schreibt:

So vollzog sie also diese Handlung, diese schöne und mutige Person, wie alle anderen ihres Lebens, auf eine edle und liebenswerte Art. Sie war von einer solchen Schönheit, daß jedermann überrascht war. Was Sie aber erstaunen wird, ist, daß die Predigt Monsieur de Condoms nicht so erhebend war, wie man sie erhofft hatte.

Man baut in der Nähe von Versailles das Schloß von Clagny für Madame de Montespan, die ihren Platz am Hofe wieder eingenommen hat. Madame de Sévigné schreibt am 28. Juni an ihre Tochter:

Sie können sich die Quantova [*Madame de Montespan*] wohl vorstellen. Wenn sie vermag, nicht wieder auf ihren alten Spuren zu wandeln, wird sie ihre Macht und ihre Größe über die Wolken hinaus erheben.

Und am 3. Juli:

Sie können sich nicht vorstellen, was für ein Triumph das ist, sie, inmitten ihrer Arbeiter, die zwölfhundert an der Zahl sind. Der Palast des Apollidon und die Gärten der Armida geben nur eine schwache Vorstellung davon. Die Frau ihres erklärten Freundes [*die Königin*] macht ihr Besuche und die ganze Familie, einer nach dem anderen. Sie hat unbedingten Vorrang vor allen Herzoginnen.

Primi Visconti schreibt im Juli:

Der König ging zum erstenmal nach Clagny und soupierte allein mit Madame de Montespan, denn seit Ostern hatte er sie nur in Gegenwart von Zeugen gesehen.

Bei ihr erhielt er die Nachricht vom Tode Turennes. Die Frommen schrieben dieses Unheil sofort dem erneuten Sündenfall zu. Am Abend, als die Höflinge in Menge um die Tafel versammelt waren, an der der König zu speisen pflegte, sagte er sehr ernst sogleich nach seinem Eintreten: »Wir haben den Vater des Vaterlands verloren.« Auf den Gesichtern der Anwesenden breitete sich plötzliche Blässe aus: niemand sagte ein Wort.

Turenne fiel am 27. Juli 1675 zu Sasbach. Sein Tod ist ein Verlust für die Nation. Madame de Sévigné schreibt am 28. August an ihre Tochter:

Madame d'Elbeuf, die sich für einige Tage bei dem Kardinal von Bouillon aufhält, bat mich gestern, mit ihnen beiden zu dinieren, um von ihrer Trauer zu sprechen. Madame de Lafayette war ebenfalls anwesend. Wir taten alles genau so, wie wir es uns vorgenommen hatten: die Augen wurden uns nicht trocken. Sie hatte ein wunderbar gemaltes Bild ihres Helden, und alle ihre Leute waren um elf Uhr angekommen. Alle diese armen Menschen zerflossen in Tränen und waren schon ganz in Trauer gekleidet. Es kamen drei Edelleute, die sterben zu müssen glaubten, als sie das Bild sahen; das waren Schreie, die einem das Herz brechen konnten. [. . .] Der erste, der ein Wort hervorbringen konnte, antwortete auf unsere traurigen Fragen; wir ließen uns von ihm seinen Tod schildern.

Er wollte auf den Abend beichten und hatte, dies verschweigend, die Befehle für den Abend gegeben und sollte am nächsten Tage, welcher ein Sonntag war, kommunizieren. Er glaubte, daß es zur Schlacht käme, und stieg am Samstag um zwei Uhr, nachdem er gespeist hatte, zu Pferde. Er hatte genügend Leute mit sich, die er alle etwa dreißig Schritt von der Höhe entfernt, wohin er sich begeben wollte, zurückließ. Er sagte zu dem kleinen d'Elbeuf: »Mein Neffe, bleiben Sie da, Sie sind immer nur um mich herum, dadurch wird man mich erkennen.« Er fand Monsieur d'Hamilton in der Nähe des Ortes, wohin er gehen wollte, und dieser sagte zu ihm: »Kommen Sie hierher, Monsieur, man wird da schießen, wo Sie jetzt sind.« Er antwortete: »Ich komme, ich will durchaus nicht sterben heute, so wird es am besten sein.« Er wandte sein Pferd um und bemerkte Saint-Hilaire, der mit dem Hute in der Hand zu ihm sagte: »Sehen Sie diese Batterie, die ich da habe aufstellen lassen.« Er wandte sich zwei Schritte rückwärts, und mit ungeminderter Wucht empfing er den Schuß, welcher den Arm und die Hand Saint-Hilaires, die den Hut hielt, wegriß und seinen [*Turennes*] Körper durchschlug, nachdem er den Arm dieses Helden zerschmettert hatte. Dieser Edelmann sah ihn immer noch an, er sah ihn nicht fallen; das Pferd trug ihn zu der Stelle, wo er den kleinen d'Elbeuf

gelassen hatte; er war noch nicht heruntergefallen, aber er hing mit dem Gesicht über den Sattel geneigt; in diesem Augenblick hält das Pferd an, er fällt in die Arme seiner Leute, öffnet noch zweimal die Augen und den Mund, und dann blieb er für immer still; bedenken Sie, daß ein Teil seines Herzens weggerissen war.

Man klagt und weint, Monsieur d'Hamilton gebietet Schweigen und läßt den kleinen d'Elbeuf wegnehmen, der sich über den Toten geworfen hatte und ihn nicht lassen wollte und so entsetzlich schrie, daß er fast die Besinnung verlor. Man wirft einen Mantel über ihn [*Turenne*] und trägt ihn zu einer Hecke, wo man ihn bewacht und kein Aufsehen duldet. Eine Karosse kommt herbei, man bringt ihn in sein Zelt. Da kamen die Herren de Lorge, de Roye und noch andere und glaubten, vor Schmerz fast umkommen zu müssen, aber sie mußten sich Gewalt antun und an die großen Aufgaben denken, die auf ihnen lasteten. Man hat einen Militärgottesdienst im Lager gehalten, bei dem die Tränen und das Wehklagen Zeugnis von der tiefen Trauer gaben. Als seine Leiche von der Armee fortgebracht wurde, war das nochmals eine große Verzweiflung; überall, wo er durchkam, ertönten Schmerzensschreie, aber die Leute von Langres haben alles übertroffen: sie kamen ihm alle entgegen, ganz in Trauer gekleidet, mehr als zweihundert an der Zahl, gefolgt von dem Volk, der ganze Klerus im Ornat, sie ließen ein Seelenamt lesen und legten alle zusammen für diese Ausgabe, welche sich auf fünftausend Francs beläuft, weil sie den Leichenzug bis zur nächsten Stadt geleiteten und alle Kosten dafür übernehmen wollten.

Man beginnt nun viel von der von Madame de Montespan protegierten Witwe Scarron zu reden, welche vom König die Besitzung Maintenon erhalten hat, deren Namen sie nun trägt, und die die Kinder der Liebe mit Hingabe pflegt. Im Laufe des Sommers führt sie den jungen Herzog von Maine, der einen Körperschaden hat, zu den Bädern von Barrêges. Madame de Sévigné schreibt am 7. August 1675:

Diese schöne Freundschaft der Madame de Montespan und ihrer sogenannten Freundin, die auf Reisen ist, ist seit fast zwei Jahren eine wahrhafte Abneigung. Es ist eine Verbitterung, eine Antipathie, schwarz gegen weiß. Sie fragen mich, woher das kommt? Weil die Freundin einen Stolz hat, der sie gegen die Befehle der anderen aufbegehren läßt. Zu gehorchen paßt ihr nicht; sie will wohl für den Vater da sein, aber nicht für die Mutter; sie hat die Reise seinetwegen unternommen und durchaus nicht ihr zuliebe. Man [*Madame de Montespan*] zankt den Freund aus, weil er zuviel Freundschaft für diese großartige Dame hat, aber man glaubt nicht, daß die Sache andauern wird. Dieses Geheimnis wird seit mehr als sechs Monaten herumgeflüstert und breitet sich allmählich aus.

Der König verbirgt seine Freundschaft für die Erzieherin nicht mehr, und ein neuerlicher Brief der Madame de Sévigné unterrichtet uns, daß die Freundin »noch mehr triumphiert als jene« (Madame de Montespan):

Alles steht unter ihrer Herrschaft; alle Kammerfrauen ihrer Nachbarin sind für sie da; die eine reicht ihr kniend den Salbentopf, die andere bringt ihr die Handschuhe, die dritte bringt sie zu Bett; sie grüßt niemanden, und ich glaube, daß sie insgeheim sehr über diese Dienstbeflissenheit lacht.

Indessen sieht Madame de Montespan sich noch anderen Rivalinnen gegenüber, die sie jedoch nicht allzusehr zu beunruhigen scheinen; so schreibt Madame de Caylus:

Zwar war der König keiner von den getreuesten Liebhabern, und er hatte während seines Verhältnisses mit Madame de Montespan noch einige andere galante Abenteuer, um die sie sich wenig kümmerte und von denen sie nur sprach, wenn sie schlechter Laune war oder um sich zu unterhalten. Ich weiß allerdings nicht, ob Madame de Soubise sie ebenso gleichgültig ließ, wenn sie sich auch nicht darum zu kümmern schien. Madame de Montespan entdeckte diese Intrige durch die Af-

fektiertheit, mit der Madame de Soubise jedesmal gewisse Smaragd-Ohrringe anlegte, sowie Monsieur de Soubise nach Paris ging. Auf diesen Verdacht hin beobachtete sie den König, hieß jemand ihm folgen, und es stellte sich heraus, daß dies tatsächlich das Zeichen für die Rendezvous war. Madame de Soubise hatte einen Gatten, der nicht dem der Madame de Montespan glich und den man vorsichtig behandeln mußte.

Monsieur de Soubise hatte elf Kinder von seiner Frau, und Primi Visconti bemerkt dazu:

Ihre ständigen Schwangerschaften unterbrachen die Gelüste des Königs, denn sie ist nur in der Zeit schön, wenn sie nicht schwanger ist. Sie ist weißhäutig, von schönem Wuchs, aber rothaarig.

Diese Liebe des Königs dauert nicht lange. Madame de Sévigné schreibt am 2. September 1676:

Diese Erscheinung der Madame de Soubise ist rascher als ein Blitz vorübergegangen. Alles ist wieder in Ordnung. Gestern beim Spiel hatte Quanto [*Madame de Montespan*] ihren Kopf vertraulich auf die Schulter ihres Freundes gelehnt. Man nimmt an, daß diese Zurschaustellung sagen sollte: Ich bin mehr denn je in Gunst.

Am 30. September jedoch schreibt sie:

Alle glauben, daß der Freund keine Liebe mehr empfindet und daß Quanto schwankt zwischen den Folgen, die eine Wiederkehr der Gunst haben würde, und der Gefahr, keine [*Gunst*] mehr zu erfahren, wenn man sich woanders umsehen würde. Außerdem steht das mit der bloßen Freundschaft noch nicht fest; soviel Schönheit noch und soviel Stolz bescheiden sich nur schwer mit dem zweiten Platz. Die Eifersucht ist heftig, hat sie aber jemals etwas gehindert? Es steht fest, daß er Blicke und Getue für die gute Frau [*Madame de Soubise?*] gehabt

hat, aber obgleich alles, was Sie sagen, natürlich wahr ist, so ist sie doch eben EINE ANDERE, und das will viel heißen. Die meisten glauben, daß sie viel zu gut beraten ist, um eine solche Perfidie offen sehen zu lassen, mit so geringer Aussicht, einen längeren Nutzen davon zu haben.

Wenn man Saint-Simon glauben will, bleibt Madame de Soubise die Freundschaft des Königs jedoch noch lange nach seiner Leidenschaft erhalten:

Ihre Reize hatten ihr die intimste Kenntnis der Gefühle des Königs verschafft, und diese Kenntnis wurde stets unterhalten durch das Verhältnis, das zwischen ihnen geblieben war und aus dem sie ziemliche Vorteile zu ernten wußte. Sie hatte sich dem König aus Ehrsucht geschenkt, solange die Frömmigkeit dies nicht verhinderte, und war zufrieden mit der Gunst, als sie dieser Frömmigkeit wegen dann aufgegeben wurde. In der Folge wußte sie die Skrupel des Königs zu beruhigen und sich dieser selben Frömmigkeit zu bedienen, um ihren Kredit aufrechtzuerhalten, unter dem Vorwand, daß sie durch die Veränderung, die ihr Gatte bemerken würde, und durch den Zeitpunkt dieser Veränderung diesem nicht die Augen öffnen wolle, die er so bereitwillig geschlossen hielt.

Aber noch viele andere Frauen werfen sich dem armen König an den Hals. Primi Visconti erzählt:

Dem König war es peinlich, daß die Herzogin de La Ferté ihn überall verfolgte und ihm öffentlich den Hof machte, auf die Weise, wie ich ihn einem jungen Mädchen gemacht haben würde. Deswegen kam auch der Herzog de La Ferté eines Tages maskiert zu einem Hofball und trug zwei mit Diamanten besetzte Hörner am Kopfe. Der König ließ es geschehen, aber eines Tages, als er bei der Spazierfahrt in Versailles verlangte, daß die Prinzessin de Soubise in die Karosse der Königin käme, wo er sich befand, ging die Herzogin de La Ferté aus Wut gegen Madame de Soubise so weit zu sagen: »Sie ist

jetzt viel zu alt, um darauf Anspruch zu haben.« Madame de Soubise sagte zum König gewandt: »Eure Majestät sehen, wie man mich beleidigt.« Der König gab zurück: »Dem werde ich abhelfen«, und er ließ der Marschallin de La Mothe durch den Herzog de Noailles zu verstehen geben, daß ihre Tochter, Madame de La Ferté, ihm lästig sei und daß man sie vom Hofe entfernen möge.

Gegen Ende 1676 betritt eine neue Favoritin die Szene; Liselotte von der Pfalz erzählt von ihr:

Madame de Ludre, die die Geliebte des Königs geworden war, war eine sehr schöne Frau. Sie war Ehrendame meiner Vorgängerin und, nach deren Tode, der Königin. Als das Gefolge der Hofdamen aufgelöst wurde, übernahm Monsieur wieder diese beiden Fräulein, die seinerzeit von ihm zum König übergegangen waren, Mademoiselle de Ludre und Mademoiselle de Dampierre. Mademoiselle de Ludre trug den Titel Madame, weil sie Domherrin in Lothringen war.

Der König hatte sich um diese Schöne nicht gekümmert, solange sie bei der Königin war. Er verliebte sich in sie, als sie bei mir war. Ihre Herrschaft hat zwei Jahre gedauert. Die Montespan warnte den König, daß die Ludre Pusteln am Körper habe, die die Auswirkungen eines Giftes waren, welches Madame de Cantecroix sie in ihrer Jugend habe einnehmen lassen, als sie erst zwölf oder dreizehn Jahre alt war, weil der alte Herzog von Lothringen so verliebt in dieses Kind war, daß er es heiraten wollte. Das Gift schlug nach außen und bedeckte sie von Kopf bis Fuß mit Flecken. So wurde die Heirat verhindert. Sie wurde gut genug behandelt, daß man ihr Gesicht retten konnte, aber von Zeit zu Zeit zeigt sich das Übel immer wieder.

Und Primi Visconti schreibt:

Ich besuchte sie oft und war sogar ihr Vertrauter zu der Zeit, als der Chevalier de Vendôme ihr den Hof machte, aber

sie wollte von seinen Anträgen nichts wissen, wenn es sich nicht um Heirat handeln sollte. Der Chevalier fand diesen Anspruch unbillig, obgleich auch der alte Herzog von Lothringen sie hatte heiraten wollen.

Auf die bloße Vermutung hin, daß sie vom König geliebt werde, erhoben sich bei ihrer Annäherung alle Prinzessinnen und Herzoginnen sogar in Anwesenheit der Königin und setzten sich erst wieder, wenn Madame de Ludre ihnen ein Zeichen gab, genau wie das mit Madame de Montespan gehalten wurde. Und erst durch dieses Merkmal der Auszeichnung, die man Madame de Ludre erwies, wurde die Königin auf diese neue Untreue des Königs aufmerksam, denn es hatte ihr noch niemand davon gesprochen.

Die Königin war nun an diese Treulosigkeiten gewöhnt, aber um so mehr erboste sich Madame de Montespan. Ich habe in den Tuilerien gesehen, wie Madame de Ludre und Madame de Thiange Basiliskenblicke miteinander wechselten. Madame de Montespan tat, was sie konnte, um ihre Rivalin herunterzusetzen, aber Madame de Ludres Unglück ging von ihr selbst aus. Sie hatte keinen anderen Berater als einen gewissen Poeten namens Benserade und als Vertraute eine gewisse Marianne, die mit einem gewissen Montataire verheiratet war, einem Taugenichts, der weder Ansehen noch Kredit hatte. Um diesem Geltung zu verschaffen, ließ sie [*Marianne*] sich einfallen, ihn als Vermittler zwischen Madame de Ludre und dem König fungieren zu lassen. Der König war derart überrascht, als er sich Montataire gegenübersah, daß er jede Beziehung zu Madame de Ludre abbrach und ihr mitteilen ließ, sie möge sich in ein Kloster zurückziehen, wobei er ihr zweihunderttausend Livres anbot, die sie nicht annehmen wollte.

Bussy-Rabutin erwähnt diese Ablehnung ebenfalls:

Wenn die Ablehnung dessen, was man ihr geben wollte, Madame de Ludre ihren Liebhaber zurückbringt, würde ich sie als sehr geschickt ansehen. Wenn nicht, werde ich mit dem alten Senneterre sagen, daß die Leute von Ehre keine Hosen

haben [*es zu nichts bringen*]. Dem Armen steht es schlecht an, den Freigebigen zu spielen.

Und Madame de Sévigné beschreibt den schließlichen Triumph Madame de Montespans in ihrem Brief vom 11. Juni 1677:

Ah, meine Tochter, welch ein Triumph in Versailles, welch verdoppelter Stolz! welch fest gegründete Herrschaft! welche Herzogin von Valentinois [*Diane de Poitiers, Geliebte Heinrichs II., die lange den Hof beherrschte*]. Welche Steigerung sogar durch die zeitweilige Untreue und Abwesenheit, welch abermalige Besitzergreifung. Ich war während einer Stunde in ihrem Zimmer. Sie befand sich im Bett, geschmückt und frisiert ruhte sie vor der Mitternachtsmahlzeit [*Médianoche, nach Fasttagen*]. Ich richtete Ihre Komplimente aus. Sie antwortete mit Liebenswürdigkeiten und Lobsprüchen. Ihre Schwester, die oben stand, sich ganz im Glanze einer Nikäa sonnend [*Gestalt aus dem Amadisroman*] machte die arme Io herunter [*Madame de Ludre*] und lachte darüber, daß diese die Kühnheit besessen habe, sich über sie zu beklagen. Stellen Sie sich vor, was ein wenig edelmütiger Stolz alles in seinem Triumph zu sagen fertigbringt, und Sie werden eine ungefähre Vorstellung haben.

Man sagt, daß die Kleine ihren gewohnten Dienst wieder bei Madame aufnehmen wird. Sie ging in vollkommener Einsamkeit mit der Moreuil im Garten des Marschalls du Plessis spazieren.

Ein schöner Prozeß

Durch Vorfälle wie denjenigen, den Madame de Sévigné wiedergibt, wird manchmal der Hof aufgerüttelt und ihm das Elend vor Augen geführt, das im Königreich herrscht:

Hier eine kleine Geschichte, die vor drei Tagen vorgefallen ist. Ein armer Bänderwirker aus dem Faubourg Saint-Marcel war mit zehn Talern besteuert worden als einer Steuer für die Handwerksmeisterschaften; da er sie nicht hatte, drängt man ihn wieder und wieder; er verlangt Aufschub, den man ihm verweigert, man nimmt ihm sein armseliges Bett und seinen Napf. Da er sich in diesem Zustand sieht, wird er von Wut übermannt, er durchschneidet dreien seiner Kinder, die sich im Zimmer befanden, die Kehle, seine Frau kann sich mit dem vierten retten. Der arme Mensch befindet sich im Châtelet; er wird am nächsten oder übernächsten Tage gehängt werden. Er hat gesagt, es tue ihm nur leid, daß er nicht auch seine Frau getötet habe und das Kind, das sie gerettet hat. Denken Sie, meine Tochter, daß dies so wahr ist, wie wenn Sie es selbst gesehen hätten.

Hier die offizielle Lesart von Nicolas de La Reynie, Erstem Polizeileutnant zu Paris, der an Colbert schreibt:

Monsieur Desmarets hat mir in Ihrem Auftrag geschrieben, Monsieur, daß Sie unterrichtet worden sind über das, was man von einem armseligen Bänderwirker des Faubourgs Saint-Marcel erzählt, der vier seiner Kinder getötet oder verwundet haben soll, und über Zusammenrottungen von

Branntweinhändlern. Worauf ich die Ehre haben muß, Ihnen zu sagen, daß verschiedene übelgesinnte Personen versucht haben, glauben zu machen, daß eine Aufforderung zur Zahlung einer Steuer, die an diesen armen Handwerker ergangen wäre, diesen in Verzweiflung gestürzt und in einen solchen Wahnsinn versetzt habe, daß er seine Frau und seine Kinder hätte umbringen wollen und daß ein großer Auflauf von Menschen stattgefunden habe an dem Orte, wo sich dieser Vorfall ereignet hat.

Indessen, mein Herr, und gemäß dem, was Sie für richtig hielten, ist keine Steuer irgendeinem Pariser auferlegt worden. Ich habe sogar, gemäß Ihren Befehlen, dafür Sorge getragen, und dies schon vor langer Zeit, daß dieser Gemeinschaft von Bändermachern, die sehr zahlreich und sehr arm ist, zu verstehen gegeben werde, daß sie in ihrer alten Gewohnheit weiterbestehen könne. Und so ist es ganz sicher, daß von dieser Seite nichts geschehen ist und daß dieses Unglück nur die Folge und die bloße Auswirkung des Wahnsinns ist, in dem dieser arme Mensch sich offensichtlich befindet, wie man seit seiner Verhaftung sieht. Der Auflauf in seinem Hause ist ebensowenig wahr, und es hat sich nichts weiter ereignet, als was im allgemeinen bei diesen Gelegenheiten geschieht, wo es etwas Außergewöhnliches zu sehen gibt. Der Viertelskommissar hat alle Tage nachgesehen, was sich ereignet hat, und hat mich darüber unterrichtet, und Sie verstehen doch, daß, wenn sich in dieser Sache etwas weiteres ereignet hätte, ich nicht verfehlt haben würde, Sie davon zu unterrichten.

Das Volk, welches solche außergewöhnlichen Unglücksfälle zu verherrlichen pflegt, hat daraus eine Geschichte in Versen für den Pont-Neuf und mit einer Melodie gemacht. Ich habe alles beschlagnahmen lassen, was man davon gefunden hat, obgleich diese Druckschriften von nichts anderem sprechen als von der Tragik in der Grausamkeit eines Vaters, der seine Kinder umbringt.

Bald jedoch versetzt eine schwerwiegende Sache den Hof in Aufregung: Marie-Magdeleine d'Aubray, Tochter eines

Staatsrates und Gattin des Marquis de Brinvilliers, wird angeklagt, ihren Vater und ihre beiden Brüder vergiftet zu haben, um sie zu beerben. Die Geschichte hat 1672 begonnen, nach dem Tode Godins, genannt Sainte-Croix, eines früheren Hauptmanns, der ein Alchimist und der Liebhaber der Marquise de Brinvilliers gewesen war. Man hat bei ihm eine Kassette gefunden, die Giftphiolen enthielt, sowie eine Notiz, nach der das Ganze seiner Geliebten auszuhändigen sei. Diese ist nach England geflohen. Im März 1676 wird sie in Lüttich verhaftet und nach Paris zurückgebracht. Jeder erwartet sensationelle Enthüllungen, denn Sainte-Croix wird verdächtigt, mit seinen Phiolen gewissen hohen Persönlichkeiten Dienste geleistet zu haben. Am 29. April erscheint die Marquise de Brinvilliers gemäß ihren Adelsprivilegien vor der höchsten Gerichtsbehörde des Königreichs: der vereinigten Großen Kammer und der Tournelle (Pariser Strafkammer). Der Jesuitenpater Pirot, Doktor an der Sorbonne, der dazu bestellt ist, der Angeklagten in den letzten Tagen ihres Prozesses beizustehen, erzählt, wie er mit dieser Aufgabe betraut wurde:

Am Dienstag, dem 14. Juli, bestellte mich der P. P. [*Premier Président Lamoignon*] zu sich durch den Pater de Chevigny. [...] Er ließ uns in seine Bibliothek eintreten, wo er nach einiger Zeit zu uns kam. Er erwies mir die Ehre, mir zu sagen, daß die schwere Aufgabe, die er mir geben wolle, das höchste Zeichen seines Vertrauens in mich sei, daß dieser Auftrag außerordentlich schwierig sei, daß er wohl dessen Schwere begreife und mich beklage, damit belastet zu sein.

Wir verlangen von Ihnen nur, sagte er mir, die Barmherzigkeit, Madame de Brinvilliers in ihrem Tode beizustehen, zu dem sie verurteilt werden wird, wie wir ziemlich sicher voraussehen können. Wir können dies ohne vorgefaßte Meinung sagen, wir haben sie zwar noch nicht auf dem Anklagestuhl befragt, wo sie morgen erscheinen wird, aber sicherlich wird das Urteil auf Tod lauten, und da, wenn es ausgesprochen ist, keine Zeit mehr sein wird, die Maßnahmen zu treffen, um

ihr die Dienste zu erweisen, deren sie, wie wir glauben, bedürfen wird, um sich auf ein christliches Ende vorzubereiten, haben wir geglaubt, Ihnen heute davon sprechen zu sollen.

Sie hat einen Geist, der uns erschreckt. Gestern arbeiteten wir an ihrer Sache bis acht Uhr abends; sie wurde in der Kammer dreizehn Stunden lang mit Briancourt konfrontiert, heute desgleichen während fünf Stunden, und sie hat diese beiden Konfrontationen in erstaunlicher Weise bestanden; es ist unmöglich, mehr Achtung vor den Richtern und mehr Stolz gegenüber dem Zeugen zu haben, mit dem man sie konfrontierte. Sie warf ihm vor, daß er ein dem Trunke ergebener Lakai sei, den man wegen seiner Ausschweifungen aus dem Hause gejagt hätte und dessen Zeugenaussage nicht gegen sie verwendet werden könne, und beschimpfte ihn wegen der Tränen, die er in Erinnerung an den Tod ihrer Brüder vergoß, als er ihr gegenüber darauf bestand, daß sie ihn wegen ihrer Vergiftung ins Vertrauen gezogen habe; sie sagte, daß es unschicklich sei, vor all diesen Herren zu weinen, und daß dies der Ausdruck einer niedrigen Seele sei. Alles dieses hat sie ohne Erregung gesagt und ohne daß sich, während der fünf Stunden, die wir sie heute alle beobachtet haben, ihr Gesichtsausdruck veränderte.

Das ist, mein Herr, sagte er weiter, die unerschrockene oder vielmehr die gefühllose Seele, die wir Ihren Händen zu übergeben haben. Wir wünschen, daß Gott sie rühren möge, aber wir haben für die Öffentlichkeit Interesse daran, daß ihre Verbrechen mit ihr untergehen und daß durch ein Geständnis alles dessen, was sie weiß, alle möglichen Folgen vermieden werden; ohne dieses könnten wir selbst diesen nicht vorbeugen, und ihr Gift würde ihr noch nach ihrem Tode dienen. Wir fragen Sie nicht um Ihre Ansicht darüber, sondern stellen Ihnen nur das öffentliche Interesse vor.

Warum beruft man sich auf das öffentliche Interesse? Warum sollen die Verbrechen der Brinvilliers mit ihr untergehen? Weil hohe Persönlichkeiten, und besonders Pierre-Louis de Reich, Seigneur de Pénautier, Schatzmeister der Stände des

Languedoc und Kirchlicher Generaleinnehmer, kompromittiert werden könnten. Von ihm hat man einen Brief in der Kassette von Sainte-Croix gefunden. Er hat Madame de Brinvilliers nach dem Tode ihres Freundes, des Alchimisten, aufgesucht und ihr eine hohe Summe ausgehändigt. Primi Visconti schreibt hierzu:

Es ging das Gerücht, daß man ihre Vergehen und ihre Geheimnisse [*der Brinvilliers*] nicht sehr gründlich untersucht habe, um Pénautier nicht bloßzustellen, den Schwiegersohn des Ratsmitglieds Le Boults, der ihn bereits einmal aus einer kriminellen Affäre wegen einer gleichen Sache herausgezogen hatte und der so viel Kredit beim Parlament hatte, daß der König sich bewogen fühlte zu sagen: »Wenn ich einen Prozeß mit Le Boults hätte, würde ich ihn verlieren.« Dieser Pénautier stand im Verdacht, den Herrn von Saint-Laurent vergiftet zu haben, um das Amt des Generaleinnehmers des Languedoc zu bekommen. Madame de Lionne bewohnte ein Haus, in dem vorher Pénautier gewohnt hatte. Eines Tages, als sie sich vor ihrem Spiegel zurechtmachte, fielen Würmer aus der Decke; man suchte und fand einen Totenkopf. Man munkelte, daß es der Kopf eines Lakaien sei, der Saint-Laurent das Gift zu trinken gegeben und den Pénautier dann ins Jenseits befördert habe, wobei er verbreitete, daß dieser nach Italien gegangen wäre. Pénautier rechtfertigte sich, indem er zeigte, daß es sich um ein Anatomiestück handele.

Der Grund zu seiner Verhaftung war, daß man ein Billett von ihm in der Giftkassette von Sainte-Croix gefunden hatte. Indessen, er hatte Geld und gute Freunde. Zum Zeitpunkt des Prozesses zahlte der Rat (Le Boults) zehntausend Taler für ihn an Madame d'Aubray, die nicht mehr damit rechnete und ihn für einen faulen Schuldner hielt. Die Witwe Saint-Laurents, die zuvor viel Lärm mit ihren Manifesten gemacht hatte, verstummte augenblicklich. Kurzum, nach Ablauf eines Jahres kam Pénautier aus dem Gefängnis heraus.

Was den König angeht, so wird von ihm behauptet, er habe gesagt, daß ein Mann mit vier Millionen niemals vor dem

Parlament schuldig befunden würde. Louvois haßte Pénautier, weil dieser zu der Partei Colberts gehörte, und Pénautier hatte sich einen schlechten Namen gemacht, weil er für Sainte-Croix hatte Ämter bei Hofe kaufen wollen. Sie müssen wissen, daß dieser Pénautier durch seine Darlehen, seine Schenkungen und sein vornehmes Äußere den ganzen Klerus von Frankreich, dessen Einnehmer er war, auf seine Seite gebracht hatte.

Madame de Brinvilliers scheint in der Tat Pénautier gut gekannt zu haben. Am 29. April schreibt sie ihm aus dem Gefängnis einen Brief, der abgefangen wird:

Ich erfahre durch meinen Freund, daß Sie die Absicht haben, mir in meiner Sache zu helfen. Sie dürfen glauben, daß dies mir für alle Ihre Liebenswürdigkeiten eine zusätzliche Verpflichtung sein wird. Deshalb, mein Herr, wenn Sie diese Absicht haben, darf keine Zeit verloren werden, wenn es Ihnen gefällig ist, und Sie müßten mit den Personen, die Sie aufsuchen werden, besprechen, auf welche Art Sie die Dinge machen wollen. Ich glaube, daß es richtig wäre, wenn Sie sich nicht allzu sehr zeigten, aber Ihre Freunde müssen wissen, wo Sie stehen, denn der Rat hat mich im Hinblick auf Sie sehr genau verhört.

Pénautier wird schließlich am 15. Juni verhaftet. Und Madame de Sévigné schreibt unter dem 10. Juli 1676 an ihre Tochter:

Man hat Pénautier mit der Brinvilliers konfrontiert. Dieses Wiedersehen war sehr traurig, sie hatten sich früher unter angenehmeren Umständen gesehen. Sie hat oft genug versprochen, wenn sie sterben würde, müßten andere ebenfalls sterben, daß man nicht daran zweifelt, daß sie genug aussagen wird, um diesen mit sich zu ziehen oder zum mindesten ihn ins peinliche Verhör zu bringen, welches eine schreckliche Sache ist. Dieser Mann hat eine Unzahl von bedeutenden Freunden,

die er sich durch die beiden Ämter, die er bekleidet, verpflichtet hat. Sie unterlassen nichts, um ihm dienlich zu sein. Man zweifelt nicht daran, daß überallhin Geld ausgeworfen wird, aber wenn er überführt wird, kann nichts ihm helfen.

Unterdessen steht nun der Pater Pirot der armen Sünderin gegenüber. Er redet auf sie ein, daß sie ihre Verbrechen gestehen möge:

Mein Herr, sagte sie mir, man möge mich bis morgen in Ruhe lassen. Ich werde Herrn Palluau mein Verbrechen gestehen. Ich werde vor ihm bekennen, daß ich meinen Vater vergiftet habe, daß ich meine beiden Brüder habe vergiften lassen und daß ich die Absicht gehabt habe, meine Schwester zu vergiften. Ich möchte wissen, welches die Zusammensetzung des Giftes war, das ich gebraucht habe und das man auf meinen Befehl angewandt hat, aber alles was ich davon weiß, ist, daß man [*wohl pulverisierte*] Kröten dazu verwandt hat und daß anderes nur verdünntes Arsenik war.

Der Beichtvater berührt dann die Frage der Schuld Pénautiers, den die Marquise angeklagt hatte:

Mein Herr, sagte sie, ich weiß durchaus nicht, ob er jemals ein Einvernehmen mit Sainte-Croix wegen der Gifte gehabt hat, und ich könnte ihn dessen nicht anklagen, ohne mein Gewissen zu belasten. Aber da in der Kassette ein Billett gefunden wurde, das ihn anging, und da ich ihn unzählige Male mit Sainte-Croix gesehen habe, glaube ich, daß die Freundschaft bis zum Giftgeschäft gehen konnte. Und in dieser Annahme habe ich unternommen, ihm zu schreiben, als ob ich gewußt hätte, daß dem so wäre, da ich dadurch in meiner Sache nichts verderben konnte und bei mir selbst folgendermaßen rechnete: Wenn zwischen ihnen eine Verbindung wegen der Gifte bestand, wird Pénautier glauben, daß ich das Geheimnis kenne, da ich mich so vorwage. Und das wird ihn dazu bringen, meine Sache wie die seine zu vertreten aus Angst, daß ich ihn

belasten könnte, und wenn er unschuldig ist, so hat mein Brief keinen Erfolg. Ich setze nichts aufs Spiel als die Entrüstung einer Person, die sich nicht einfallen lassen würde, sich für mich einzusetzen oder mir auch nur irgendeinen Dienst zu erweisen, wenn ich ihr nicht geschrieben hätte.

Ich war bei ihrem Verhör nicht zugegen, fügt der Pater Pirot hinzu, und weiß nicht, welches ihre Erklärung war, aber als ich sie wiedersah, sagte sie mir, daß sie alles gesagt habe, was sie wisse, und daß sie den Herren Kommissaren Palluau und Maudat versichert habe, daß sie eher gestanden haben würde, wenn ich sie früher aufgesucht hätte. Nach ihrem Verhör wurde sie der Tortur unterzogen. Ich sah sie nicht von siebeneinhalb Uhr morgens an bis um zwei Uhr nachmittags. Sie war außerordentlich erregt, das Gesicht wie Feuer, sie, die eine so weiße Haut hatte, die Augen funkelnd und entzündet, der Mund verzerrt und das Herz sehr schwach.

Das sind die letzten Augenblicke der Marquise de Brinvilliers (16. Juli). Ihr Beichtvater begleitet sie zum Schafott und betet ihr ein letztes Gebet für ihre Seele vor:

Von Dir ist sie ausgegangen [*mein Gott*], möge sie zu Dir zurückkehren. Du bist ihr Ursprung und ihr Grund. Wollest Du, mein Gott, ihr Mittelpunkt und ihr Ende sein.

Es schien mir, daß ich alle diese Worte von ihr hörte; es folgte ihnen ein dumpfer Schlag, dessen Geräusch meine Ohren traf und mich stillschweigen ließ.

Es war der Schlag, den der Henker ihr versetzte, um ihr den Kopf abzuschlagen. Er tat dies so geschickt, daß ich das Messer nicht herunterkommen sah, obwohl ich meinen Blick stets auf den Kopf, den er abtrennte, gerichtet hatte, und ich weiß noch nicht, wie dieses Instrument aussieht, das ich noch niemals, weder blank noch in der Scheide, gesehen habe. Das Geräusch des Schlages schien mir von einem großen Hackbeil zu kommen, wie wenn Fleisch auf einem Hackklotz zerhauen wird. Ich habe nicht gesehen, daß der Henker den Hals abgetastet hätte, um etwa Maß zu nehmen und die genaue Stelle

zu finden, wo er zuschlagen sollte. Er sagte kein Wort zu Madame de Brinvilliers. Sie hielt nur den Kopf sehr gerade. Er schlug ihn ihr mit einem so scharfen Schlage ab, daß er einen Augenblick auf dem Rumpf blieb, ohne herunterzufallen. Ich war einen Moment in Angst, da ich glaubte, daß er seinen Schlag verfehlt habe und ein zweites Mal zuschlagen müsse. Aber meine Furcht war nur von kurzer Dauer und schwand in dem Augenblick, als der Kopf auf das Schafott fiel, ganz langsam nach rückwärts, ein wenig nach links, und der Rumpf nach vorne auf den Holzkloben, den man quer vor sie gestellt hatte. Ich sah dies alles ohne Schrecken und betrachtete kaltblütig auf der einen Seite den Kopf, der keinen Sprung machte und nur wenig Blut von sich gab, und auf der anderen Seite den Körper, aus dem ebenfalls wenig Blut hervortrat.

Viele Hofleute wohnen der Hinrichtung bei; darüber Madame de Sévigné:

Nun ist es geschehen. Die Brinvilliers schwebt in der Luft. Ihr armer kleiner Körper wurde nach der Hinrichtung in ein starkes Feuer geworfen und die Asche in den Wind gestreut, so daß wir sie nun einatmen, und durch die Vermittlung der kleinen Geister werden wir nun vielleicht Vergiftungsgelüste bekommen, über die wir ganz erstaunt sein werden. Um sechs Uhr hat man sie, nur mit einem Hemd bekleidet und einen Strick um den Hals, nach Notre-Dame geführt, um öffentlich Abbitte zu leisten, und dann hat man sie in denselben Karren geworfen, in dem ich sie gesehen habe, rücklings auf dem Stroh, mit einer platten Haube und dem Armesünderhemd, ein Geistlicher neben ihr, der Henker auf der anderen Seite. In der Tat, das hat mich erzittern lassen. Diejenigen, die die Hinrichtung gesehen haben, sagen, daß sie mit ziemlichem Mut auf das Schafott gestiegen ist. Was mich angeht, so war ich mit der Baronin d'Escars auf dem Pont Notre-Dame. Man hat noch nie einen solchen Menschenauflauf noch Paris so bewegt und gespannt gesehen.

Ein Tageslauf in Versailles

Wie lebt nun der Hof in Versailles? Seit 1672 residiert er meistens dort, allerdings mit Unterbrechungen, denn der König nimmt noch zeitweilig Aufenthalt in Saint-Germain und in Fontainebleau, was jedesmal zu einem ungeheuren Umzug mit Karossen und Karren führt, die alles von einem Palast zum anderen transportieren, was zur Versorgung, zum Komfort, zu den Vergnügungen notwendig ist, die Möbel, die Theaterdekorationen und sogar die Tapisserien, die jeweils von den Wänden abgenommen werden. Zu Beginn der Regierungszeit schildert der Zeitungsschreiber Loret diese Reisen in Versen. »Lundi, le quart du présent mois ...«:

Montag, vierten dieses Monats,
Gingen viele Wagen ab,
Trugen des Königs Gepäck,
Der andern Tags die Reise machte
Nach seiner Öde groß und weit,
Die man nennt Fontainebleau.

Primi Visconti, der seit 1673 am Hofe wohnt, ist begeistert von dieser Reise des Königs und seines Gefolges:

Es ist ein herrliches Schauspiel, den Zug Ludwigs XIV. zu sehen mit den Gardes du Corps, den Karossen und Pferden, den Höflingen, der Dienerschaft und einer bunten Menge, die mit Lärm den Zug umkreist. Das erinnert mich an eine Bienenkönigin, wenn sie mit ihrem Schwarm auf die Felder fliegt.

Derselbe Visconti gibt uns ein Bild von dem Tagesablauf des Königs in Versailles:

In seiner Lebensführung ist er sehr geregelt; er erhebt sich stets um acht Uhr morgens, bleibt im Rat von zehn bis zwölf Uhr, wonach er dann zur Messe geht, dies immer in Gesellschaft seiner Familie, mit der Königin. Um ein Uhr nachmittags, nachdem er die Messe gehört hat, besucht er bis zwei Uhr die Favoritinnen, wonach er diniert, dies stets öffentlich und in Gesellschaft der Königin. Im weiteren Tagesverlauf geht er zur Jagd oder zur Promenade; meistens jedoch hält er noch Rat. Von Beginn der Dämmerung bis zehn Uhr abends unterhält er sich mit den Damen oder spielt oder geht zur Komödie oder zum Ball. Um elf Uhr, nach dem Souper, begibt er sich abermals in die Gemächer der Favoritinnen. Er schläft stets im Schlafgemach der Königin. Er hat die Stunden des Tages und der Nacht unter seine Geschäfte, seine Vergnügungen, seine Religionsübungen und seine Pflichten aufgeteilt.

Um etwas vom König zu erlangen, muß man sich auf seinem Weg einfinden – am besten, wenn er aus dem Rat kommt. Wie man eine Audienz bei Ludwig XIV. erhalten konnte, erzählt uns François Grandet, Präsidialrat[1] in Angers, der später Bürgermeister dieser Stadt wird. Er hat sich im Februar 1676 nach Paris begeben, um sich für die Geistlichen des Seminars von Angers zu verwenden, die von der Ausweisung durch ihren – jansenistischen – Bischof bedroht sind. Unterstützt von dem Erzbischof von Paris soll er dem König durch den Grafen von Armagnac, vorgestellt werden.

Einen Augenblick, bevor Seine Majestät aus dem Kabinett herauskam, trat Monsieur Le Grand ein und näherte sich dem diensthabenden Hauptmann der Garden, bat ihn um die Erlaubnis, mich vorstellen zu dürfen, was dieser sofort gewährte. Er tat noch mehr, denn er verließ seinen Platz, wo er den

1 Das Präsidialtribunal bestand aus mindestens neun Räten oder Richtern, welche die weniger wichtigen Zivilsachen untersuchten und manchmal auch das Räuberunwesen. Die Präsidialtribunale waren durch Heinrich II. im Jahre 1551 eingerichtet worden.

König erwartete, und kam mich zu fragen, ob ich derjenige sei, von dem ihm Monsieur d'Armagnac gesprochen habe. Ich bejahte dies. Worauf er erwiderte, daß ich da nicht am günstigen Platze sei, weil, sobald der König aus seinem Kabinett herauskäme, um zur Messe zu gehen, alle Hofleute, die ihm in Menge nachfolgten, mir das Wort wegnehmen würden. Ich solle mich auf die Schwelle der Türe postieren, die von dem Zimmer des Königs in den Saal der Garden gehe, welcher Saal groß und lang sei, so daß die Menge sich in einem so großen Raum zerstreuen könne und ich die Freiheit hätte, mit Seiner Majestät während einer ziemlichen Zeit zu sprechen.

In dem Augenblick, da der König auf die Schwelle der Türe trat, wo ich mich aufgestellt hatte, kam Monsieur d'Armagnac an die Seite des Königs, um mir besser behilflich sein zu können, und sagte zu ihm, daß ich derjenige sei, den Seine Majestät ihm befohlen habe, ihr vorzustellen. Nachdem ich meine Reverenz erwiesen hatte, erzählte ich dem König, meine Bittschrift in der Hand haltend, worum es sich handelte, und der König, der seine Schritte verlangsamte, gewährte mir eine volle Audienz. Da Seine Majestät sah, daß ich meine Bittschrift in der Hand hielt, ohne sie zu überreichen, sagte sie zu mir: »Geben Sie mir Ihre Bittschrift und seien Sie versichert, daß man diesen Herren Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.«

Nachdem er meine Bittschrift genommen hatte, die ich nicht zurückhalten konnte, stieg ich in die Kapelle hinunter, wo ich Monsieur de Châteauneuf, der zu mir kam, um zu erfahren, was der König zu mir gesagt hatte, die günstige Aufnahme berichtete. Als ich ihm sagte, daß ich meine Bittschrift nicht mehr habe, sagte er zu mir: »Das ist eine verlorene Audienz, denn der König, der heute nachmittag zur Jagd geht, wird sich umkleiden, und dann bleibt die Bittschrift in seiner Tasche und ist so gut wie verloren.«

Die Messe wird in der Kapelle gelesen. Auf seiner Tribüne, die dem Altar gegenüberliegt, kniet der König auf einem Samtkissen. La Bruyère hat diese Szene beschrieben:

Die Großen der Nation versammeln sich jeden Tag zu festgesetzter Stunde in einem Tempel, den sie Kirche nennen; im Hintergrund dieses Tempels befindet sich ein Altar, der ihrem Gott geweiht ist und an dem ein Priester die Mysterien feiert, die sie heilig, geweiht und furchtbar nennen; die Großen bilden einen weiten Kreis am Fuße dieses Altars und stehen aufrecht, mit dem Rücken zum Priester und den heiligen Mysterien gewandt und die Gesichter zu ihrem König erhoben, den man auf einer Tribüne kniend sieht und dem sie ganz ihren Geist und ihr Herz zuzuwenden scheinen. Man kann nicht umhin, in dieser Sitte eine Art Stufenordnung zu sehen, denn dieses Volk scheint den Fürsten und der Fürst Gott anzubeten.

Darauf folgt die Mittagstafel, eine sehr wichtige Angelegenheit, nach der Zahl der Bediensteten der königlichen Tafel, des Service de la Bouche, zu urteilen, die sich auf 498 beläuft. Der König hat einen starken Appetit, und Liselotte von der Pfalz erzählt:

Ich habe oft den König vier Teller verschiedener Suppen essen sehen, einen ganzen Fasanen, ein Rebhuhn, einen großen Teller mit Salat, zwei große Scheiben Schinken, mit Knoblauch zubereitetes Hammelfleisch mit Brühe, einen Teller voller Backwaren und dann noch Obst und harte Eier. Der König und Monsieur liebten harte Eier sehr.

Später wird sie noch hinzufügen:

Man hatte der guten Manieren wegen dem Herzog von Burgund [*dem Sohn des Dauphins*] und seinen beiden Brüdern beigebracht, sich beim Essen der Gabel zu bedienen. Aber als sie zum Souper des Königs zugelassen wurden, wollte dieser nichts davon wissen und verbot es ihnen. Mir hat man niemals etwas verboten, denn ich habe mich jederzeit beim Essen nur meines Messers und meiner Finger bedient.

Saint-Simon beschreibt das Zeremoniell eines Diners:

Das Diner fand stets bei sogenanntem kleinem Gedeck statt, das heißt für ihn allein in seinem Zimmer, auf einem viereckigen Tisch [...], es war mehr oder weniger reichhaltig, denn er befahl am Morgen kleines Gedeck oder ganz kleines Gedeck, aber dieses letztere bestand stets aus vielen Gerichten und drei Gängen, ohne das Obst. Wenn der Tisch hereingebracht wurde, traten zuerst die vornehmsten Höflinge ein, danach alle, die irgendwie Namen hatten, und der erste Edelmann des königlichen Gemachs ging, um den König zu benachrichtigen. Er bediente den König, wenn der Großkämmerer nicht da war.

Ich habe hierbei oft Monsieur gesehen, der entweder von Saint-Cloud gekommen war, um den König zu besuchen, oder aus dem Depeschenrat, dem einzigen Rat, dem er angehörte. Er reichte dem König die Serviette und verweilte stehend. Wenn der König nach kurzer Zeit sah, daß er nicht wegging, fragte er ihn, ob er sich nicht setzen wolle; er machte eine Reverenz, und der König befahl, ihm einen Sitz zu bringen. Es wurde ein Taburett hinter ihn gestellt. Einige Augenblicke später sagte dann der König: »Mein Bruder, setzen Sie sich doch.« Er machte eine Reverenz und setzte sich bis zum Ende der Mahlzeit, sodann reichte er die Serviette.

Es muß bemerkt werden, daß Molière ebensowenig wie sonstwer jemals mit dem König gespeist hat und daß die Erzählung, die beschreibt, wie Ludwig XIV. ihn an seiner Tafel empfängt, von Madame Campan, der Vorleserin der Töchter Ludwigs XIV., erfunden ist. Saint-Simon erklärt kategorisch:

Außer bei der Armee hat der König niemals mit jemand zusammen gespeist, wo immer dies auch gewesen sein möge, nicht einmal mit einem der Prinzen von Geblüt, die nur bei ihren Hochzeitsfeiern in Gegenwart des Königs speisten, wenn der König die Hochzeit ausrichtete.

Darauf folgt die Promenade, wenn der König eine solche angeordnet hat, meistens in der Karosse und in ziemlicher

Entfernung vom Schloß, denn, so behauptet Liselotte von der Pfalz:

Obgleich Versailles die schönsten Spazierwege der Welt hat, spaziert dort niemand außer mir. Der König pflegt zu sagen: Nur Sie genießen die Schönheiten von Versailles.

Manchmal findet ein wahrer Umzug nach Saint-Germain oder Fontainebleau statt. Saint-Simon schreibt später hierzu:

Bei den Reisen gab es immer viele Arten von Speisen: Fleisch, Backwaren und Früchte. Kaum hatte man eine Viertelmeile zurückgelegt, fragte der König, ob man nicht essen wolle. Man mußte Hunger haben, fröhlich sein und mit Appetit und guter Miene essen, sonst war er verstimmt und zeigte dies mit ziemlicher Schärfe. Im übrigen durfte von irgendwelchen anderen Bedürfnissen nicht gesprochen werden, ganz davon abgesehen, daß dies für die Damen sehr peinlich gewesen wäre mit den Abteilungen der Soldaten des Königs und den Gardes du Corps vor und hinter der Karosse und den Berittenen neben den Türen, die einen Staub aufwirbelten, der alle in der Karosse einhüllte. Der König, der frische Luft liebte, wollte immer alle Fenster geöffnet haben, und er hätte es sehr übel vermerkt, wenn eine Dame den Vorhang gegen die Sonne, den Wind oder die Kälte zugezogen hätte. Man durfte dessen nicht einmal gewahr werden, ebensowenig wie irgendeiner anderen Unbequemlichkeit. Ein Unwohlsein war ein Verstoß, der nicht wieder gutzumachen war.

In der Tat lastet eine eiserne Disziplin auf den Höflingen. Ezechiel Spanheim bemerkt dazu:

In Versailles ist alles von vornherein festgelegt, reservierter, gezwungener und unfreier, als dem ursprünglichen Geist dieses Volkes angemessen ist; sogar die gesellschaftlichen Unterhaltungen und die häufigen Feste, die der König den vornehmsten Damen des Hofes gibt, stellen um so weniger eine

besondere Annehmlichkeit dar, als sie streng geregelt sind und stets der Zwang der Etikette herrscht.

Aber glücklicherweise lockert man sich beim Spiel wieder auf, einem Spiel, dem keine Grenzen gesetzt sind und das vom König geduldet und gebilligt wird. Madame de Sévigné an ihre Tochter unter dem 9. Oktober 1676:

Man spielt in Versailles um ungeheure Summen. In Paris ist das Hoca[1] bei Todesstrafe verboten, und beim König spielt man es: 5 000 Pistolen an einem Morgen sind gar nichts.

Die Spieler [*stellt Liselotte von der Pfalz fest*] sind wie die Wahnsinnigen, einer schreit, der andere schlägt so stark auf den Tisch, daß der ganze Saal davon erdröhnt, der dritte stößt haarsträubende Gotteslästerungen aus; alle sind außer Rand und Band.

Und der junge Marquis de Feuquières schreibt an seinen Vater:

Das Spiel der Madame de Montespan hat sich zu einem solchen Unmaß gesteigert, daß Verluste von hunderttausend Talern nichts Ungewöhnliches sind: Am Weihnachtstage verlor sie siebenhunderttausend Taler, darauf spielte sie auf drei Karten einhundertfünfzigtausend Pistolen und gewann sie[2]. Bei diesem Spiel (dem Landsknecht) kann man fünfzig oder sechzig Mal in einer Viertelstunde gewinnen oder verlieren.

Manche Höflinge übrigens bestreiten ihren Lebensunterhalt vom Spiel, wie der Marquis de Dangeau.

Darauf hat er sein ganzes Vermögen und seine Ämter ge-

1 Hoca: Italienisches Spiel, zur Zeit Mazarins eingeführt. Die Spieler setzen auf ein Brett, das in dreißig Felder eingeteilt ist. Wenn ihre Nummer herauskommt, gewinnen sie den achtundzwanzigfachen Einsatz.

2 Der Taler gilt 3 livres, die Pistole 10 livres, die livre etwa rund 2 Goldfranken.

stellt [*sagt Saint-Maurice*]. [*Und Madame de Sévigné rechnet:*] Zweihunderttausend Franken in zehn Tagen, einhunderttausend Taler in einem Monat, das alles steht in seinem Einnahmebuch.

Primi Visconti stellt noch folgendes fest:

Das von der Königin bevorzugte Spiel ist L'hombre, aber sie ist so naiv, daß sie ständig verliert, und die arme Prinzessin d'Elbeuf bestreitet ihren Lebensunterhalt nur von dem Spiel der Königin. Wenn dieses Spiel nur lange genug dauert, ist es stets die beste Einnahmequelle des Hofes. Das Spiel ist ein allgemeines Laster in Frankreich, besonders bei den Damen. Eine einfache Unterhaltung weiß man gar nicht zu schätzen; man sucht einen Gewinn, der eine hier, der andere dort. Das geschieht nicht, um Geld anzuhäufen, sondern um die Kosten für Tafel und Toilette zu bestreiten.

In der Tat ist man gezwungen, sich in irgendeiner Weise Geld zu beschaffen, um die aufwendige Lebensführung aufrechterhalten zu können. Oft erbitten die Höflinge Ämter oder Gunsterweise für ihre Freunde und lassen sich diese von den Empfängern bezahlen.

Das königliche Haus [*bemerkt Madame de Motteville*] ist wie ein großer Markt, wo man notwendigerweise Handel treiben muß, sowohl für den eigenen Lebensunterhalt wie für die Interessen derjenigen, denen wir durch Pflicht oder Freundschaft verbunden sind.

Oft jedoch muß das Spiel den Balletts und Unterhaltungen weichen, die im Garten abgehalten werden und zu denen die Öffentlichkeit zugelassen ist, denn:

Das Volk [*schreibt Ludwig XIV. in seinen Memoiren*] findet Gefallen am Schauspiel. Dadurch beherrschen wir die Geister und die Herzen manchmal vielleicht stärker als durch Belohnungen und Wohltaten.

Meistens jedoch spielt der König abends von sieben bis acht Uhr eine Partie Billard im Salon der Diana, und die Erfrischungen werden in dem Salon der Venus serviert. Das Ganze wird »l'appartement« genannt. Liselotte von der Pfalz findet es sterbenslangweilig:

Das Appartement ist eine ganz unausstehliche Sache. Man geht an das Billard und legt sich auf den Bauch, ohne daß jemand ein Wort spricht, so bleibt man zusammengekauert, bis der König eine Partie gespielt hat. Danach erhebt man sich, um zur Musik zu gehen. Da wird eine alte Opernarie gesungen, die man schon hundertmal gehört hat. Darauf gehen wir zum Ball, der von acht bis zehn Uhr dauert. Diejenigen, die wie ich nicht tanzen, bleiben da stundenlang sitzen, ohne ihren Platz zu verlassen, und sehen und hören nichts anderes als ein endloses Menuett. Um ein Viertel vor zehn Uhr tanzen sie eine Contredanse, einer nach dem anderen, wie die Kinder, die den Katechismus aufsagen, und dann ist der Ball zu Ende.

Dreimal in der Woche wird auch eine Komödie aufgeführt, aber viele unter den Zuschauern sind wie die Herzogin von Osnabrück, die Tante Liselottes, die in Versailles zu Besuch ist. Sie gesteht:

Ich hatte so viele Leute zu betrachten, daß ich auf die Schauspieler nicht acht hatte. Es herrschte ein großes Gedränge und eine entsetzliche Hitze. Ich dachte, daß die Vergnügen am französischen Hofe mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden sind. Zur Erfrischung trank man Limonade.

Indessen können die Höflinge nicht ohne diese »Unbequemlichkeiten« und diese »Langeweile« leben, wie es scheint, und sind untröstlich, wenn sie von Versailles fern sind. Madame de Sévigné schildert uns die Rückkehr des Marquis de Vardes, der vor etwa zwanzig Jahren nach Montpellier verbannt worden ist und dem der König zu verzeihen geruhte.

Er kam am Samstagmorgen an mit einem Kopf, der einzig in seiner Art war, und einem alten Justaucorps à brevet[1], wie man ihn 1663 trug. Er ließ sich im Zimmer des Königs auf ein Knie nieder. Der König sagte zu ihm, daß er ihn nicht zurückgerufen habe, solange sein Herz gekränkt gewesen sei, aber daß er dies jetzt mit freiem Herzen tue und sich freue, ihn wiederzusehen. Monsieur de Vardes antwortete auf gute Art und mit ergriffener Miene, und die Gabe der Tränen, die Gott ihm verliehen, wirkte bei dieser Gelegenheit nicht schlecht. Nach diesem ersten Gespräch ließ der König den Dauphin rufen und stellte ihn als einen jungen Hofmann vor. Monsieur de Vardes erkannte ihn wieder und grüßte ihn. Der König sagte lachend: »Vardes, das ist aber eine Dummheit, Sie wissen recht wohl, daß man in meiner Gegenwart niemanden grüßt.« Vardes erwiderte in demselben Ton: »Sire, ich weiß nichts mehr, ich habe alles vergessen. Euere Majestät müssen mir bis zu dreißig Dummheiten verzeihen.« »Nun gut«, sagte der König, »bleiben also neunundzwanzig.« Danach machte der König sich über seinen Rock lustig. Monsieur de Vardes antwortete: »Sire, wenn man elend genug ist, fern von Ihnen zu sein, ist man nicht nur unglücklich, man ist auch lächerlich.«

1 Enger blauer Rock, gold- und silberbestickt, den der König gewissen Hofleuten zu tragen erlaubte, wofür er ihnen einen Erlaubnisbrief (brevet) ausstellte. Man erneuerte sie alle zwei Jahre, sagt Mademoiselle de Montpensier.

Gift

Der König führt weiter Krieg gegen Holland, Spanien und gegen das Reich. Nach einigen Rückschlägen haben die Siege wieder begonnen. Racine und Boileau werden 1677 zu königlichen Geschichtsschreibern ernannt und beauftragt, über die Schlachten zu schreiben, denn, sagt Primi Visconti:

Racine war in Mode, ebenso wie sein unzertrennlicher Gefährte Despréaux. Man nannte sie die Philosophen. Ich habe sie beide gekannt. Racine ist ein Pedant, aber Despréaux ist ein Mann von klugem Urteil. Er hat mehrere geistvolle Satiren verfaßt, und er hat mir anvertraut, daß er sich mit der Geschichte nur auf Befehl befasse und nicht aus eigener Neigung.

Madame de Sévigné ist natürlich empört, daß man zwei Bürgerlichen einen solchen Auftrag erteilt hat:

Vor vier Tagen sagte der König zu ihnen: »Ich bin ungehalten, daß Sie nicht bei diesem letzten Feldzug dabei waren[1], Sie hätten den Krieg gesehen, und Ihre Reise hätte nicht lange gedauert. Racine gab zur Antwort: »Sire, wir sind zwei Bürgerliche, die nur Stadtkleidung haben; wir hatten Feldkleidung bestellt, aber die Städte, die Sie angegriffen haben, wurden eher eingenommen, als unsere Kleider fertig waren.« Dieses wurde gut aufgenommen. Ah, und ich kenne einen Mann von Stande, den ich, wenn ich sein Herr gewesen wäre,

1 Der Feldzug des Marschalls de Créquy im Elsass im Oktober 1677.

eher meine Geschichte hätte schreiben lassen als diese beiden Bürger. Das wäre der Nachwelt würdig gewesen.

Im Frühjahr 1678 ist der König Sieger bei Ypern und Gent. Racine, der ihm folgt, macht Aufzeichnungen:

Als der König sich Valenciennes näherte, erhielt er die Nachricht, daß Gent umstellt sei und daß in der Stadt und in dem Schloß nur einhundertfünfzig Mann Infanterie und fünfzehnhundert Pferde seien. – Eifer der Bauern an dieser Grenze. – Greueltaten der Bauern in Cateau-Cambrésis. Eine Meile von Valenciennes entfernt, hat der König mir sieben Städte gezeigt, die man alle überblicken konnte und die jetzt ihm gehören. Er sagte mir: »Sie werden Tournai sehen, welches wohl wert ist, daß ich etwas wage, um es zu halten.« Als er nach Valenciennes kam, war der König so müde, daß er sich nicht entschließen konnte, zu seinem Zimmer hinaufzusteigen.

Gent, den 4. März. Als der König um elf Uhr morgens ankam, fand er Gent von dem Marschall d'Humières belagert. Er speiste und ging, um die Quartiere auszugeben und eine Runde um die Stadt zu machen. Am Abend wurde der Schützengraben vorbereitet. Monsieur de Maran ließ den Zugangsgraben machen, den man dann benutzt hat bei dem Angriff, den man den Angriff von Navarra genannt hat, auf der rechten Seite. Am anderen Morgen wurde der Graben auf der linken Seite durch das Regiment der Garden angegangen. Elender Zustand der Spanier. Sie ergeben sich aus Mangel an Lebensmitteln. Der alte bärtige Gouverneur sagte zum König nichts weiter als: »Ich will Gent Eurer Majestät übergeben, das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Während dieser Zeit bereitet sich der größte Skandal dieser Regierungszeit vor und kommt schließlich zum Ausbruch: Am 21. September 1677 wird ein anonymes Schreiben in einem Beichtstuhl der Jesuitenkirche der Rue Saint-Antoine gefunden, das besagt, daß ein Komplott bestehe, um den König zu ermorden. Die Beichtiger geben zu, daß viele ihrer Beicht-

kinder sich anklagen, jemanden vergiftet zu haben. La Reynie, Erster Polizeilieutenant von Paris, kann schreiben: »Das Menschenleben wird praktisch wie eine Ware gehandelt. Der Mord ist beinahe das einzige Hilfsmittel, dessen man sich bei allen Familienstreitigkeiten bedient. Gottlosigkeiten, Sakrilege und Schändlichkeiten sind an der Tagesordnung in Paris, auf dem Lande, in den Provinzen.« Am 5. Dezember wird Louis de Vanens verhaftet, ein Alchimist, der Zaubertränke verkauft, ferner seine Freundin Finette. Durch sie kommt man an andere heran: die Vigoureux, Frau eines Schneiders, wird im folgenden Jahr verhaftet, dann die Kartenlegerin Marie Bosse. Endlich, am 12. März 1679, ist die Reihe an Catherine Deshayes, Frau von Antoine Voisin oder Movnoisin und Hebamme, und ihrem hauptsächlichsten Mithelfer, Le Sage. Die Enthüllungen der Angeklagten belasten viele Personen aus den gehobenen bürgerlichen Schichten und vom Hofe. Am 7. April ernennt der König eine besondere Kommission, um diese Fälle abzuurteilen: Es ist die Chambre royale de l'Arsenal, auch Chambre ardente genannt, weil, wie der »Mercure galant« dieses Monats mitteilt, »man früher Verbrecher, die von hoher Geburt waren, in einem schwarz verhängten Zimmer, das nur durch Fackeln erhellt war, aburteilte«. Die berühmte Giftaffäre hat begonnen. Am 19. April schreibt der venezianische Botschafter Contarini an den Dogen von Venedig einen vertraulichen Brief:

Durchlauchtigster Fürst, als die Gewohnheit der Vergiftungen in diesem Lande aufgekommen war und mehrere Personen des Adels und aus dem Volke als Mitschuldige an diesen schändlichen Verbrechen erkannt wurden, sind die Urteile des Parlaments in einer so heiklen Sache nicht mit der nötigen Strenge ergangen; darum hat der König Mitglieder seines Staatsrates und mehrere Gerichtsbeamte abgeordnet[1], die die Untersuchung leiten sollen, und er hat ein Tribunal eingesetzt, das er Chambre ardente nennt, um die Schuldigen abzuur-

1 8 Staatsräte und 6 Maîtres des Requêtes, unter ihnen der Erste Polizeilieutenant von Paris, Nicolas de La Reynie.

teilen. Die Gefängnisse von Vincennes und der Bastille sind voll von ihnen. Es sind hauptsächlich Frauen vom Adel und aus der Bürgerschaft. Der Erste Präsident hat dem König vorgestellt, welcher Schlag dadurch dem Parlament versetzt würde, dem man seinen gewohnten Anteil wegnehme, und hat seine unbescholtene Justiz gerühmt, damit man ihm diesen Makel und diese Herabsetzung erspare. Der König hat jedoch standgehalten und hat den Vorhaltungen nicht nachgeben wollen. In den nächsten Tagen werden wir die traurigen Schauspiele sehen, die von diesem Tribunal gegeben werden.

Nach Primi Visconti:

Die Chambre ardente, die im Arsenal eingerichtet war, machte dazumal großes Aufsehen, denn außer den Vergiftungen verfolgte sie auch den Aberglauben und alle Laster; sie schien eine Inquisition des Staates und des Gewissens zu sein. Ganz Frankreich zitterte, um so mehr als man, aufgrund eines bloßen Verdachtes, sogar Prinzessinnen und Marschälle teils auf der Flucht, teils in den Gefängnissen sah.

Colbert sah dieses Tribunal mit scheelen Augen, denn außer, daß es den König sehr viel kostete, erkannte er, daß es dem Ansehen der Nation schadete. Louvois hingegen unterstützte es; es war sein Werk, und er selbst hatte es dem König angeraten. [. . .]

In Beziehungen zu Le Sage war eine gewisse Voisin, welche unter dem Vorwand der Zauberei und der Hellseherei aus ihrem Haus einen Ort der Ausschweifung gemacht hatte und einen Handel mit Drogen und Duftwässern betrieb, die man im Verdacht hatte, Gifte zu sein. Tatsache ist, daß sie viele Fehlgeburten verursacht hatte und Pflanzen aller Art sammelte. Die meisten Damen von Paris hatten sie besucht; sie hatte eine Liste ihrer Namen und dessen, was sie wünschten, aufgestellt. Man verbreitete, daß die Herzogin von Foix ein Mittel verlangt hatte, um ihre Brüste zu entwickeln, Madame de Vassé ein solches für ihre Hüften und um groß zu werden; viele wollten ein Geheimrezept, um Liebe zu wecken, und einige wünschten sich den Platz der Madame de Montespan.

Indessen rühmte sich die Voisin, daß ihre Kunst es sei, die Madame de Montespan und Louvois in der königlichen Gunst erhielt[1].

In der Zwischenzeit spinnen sich andere Intrigen am Hofe an. Die Erzieherin der Kinder der Madame de Montespan, diese Madame de Maintenon, die sich einen besonderen Platz bei dem Liebespaar erworben hat, schreibt am 17. März 1679 an ihren Beichtvater, den Abbé Gobelin:

Sie wissen, daß ich bedürftig bin, daß man zu Gott für mich betet. Ich flehe Sie nochmals darum an, zu beten und beten zu lassen für den König, der sich am Rande eines tiefen Abgrunds befindet.

Dieser »Abgrund« ist ein junges Mädchen von achtzehn Jahren und von außerordentlicher Schönheit, das neu an den Hof gekommen ist und Ludwig XIV. betört hat. Wer ist sie? Ezechiel Spanheim, Lehrer des Sohnes des Kurfürsten von der Pfalz und außerordentlicher Abgesandter am Hofe von Versailles, berichtet:

Es war Mademoiselle de Fontanges, Tochter des Grafen von Roussille, eines angesehenen Edelmannes aus der Auvergne, welche im Jahre 1679 als Ehrendame von Madame an den Hof kam mit der bestimmten Absicht und der von ihrer Familie selbst genährten Hoffnung, den König zu ihrem Liebhaber zu machen.

Ihre Jugend, ihre Schönheit, die bei weitem alles übertraf, was man bisher in Versailles gesehen hatte, im Verein mit einem Wuchs, einer Haltung, einem Wesen, die geeignet waren, einen so galanten Hof zu erstaunen und zu bestricken –

1 Primi Visconti selbst wird beinahe mit in diese Affäre verwickelt. Er erzählt, daß der Polizeilieutenant Nicolas de La Reynie gehört hatte, daß »ich als Mann der Wissenschaft sehr gesucht war und daß ich hätte viele Dinge wissen und entdecken können«, aber die Kommissare lachten ihm ins Gesicht, und der König mußte sagen, daß er sich für mich verbürge.

dabei allerdings von mäßigem Geist und noch ziemlich provinziell –, erzielten bald völlig die Wirkung, die sie sich versprochen hatte. Der Herzog von La Rochefoucauld, der hoch in der Gunst des Königs stand, machte sich zum Vermittler dessen Leidenschaft und hatte keine Mühe, eine günstige Antwort von der Dame zu erlangen.

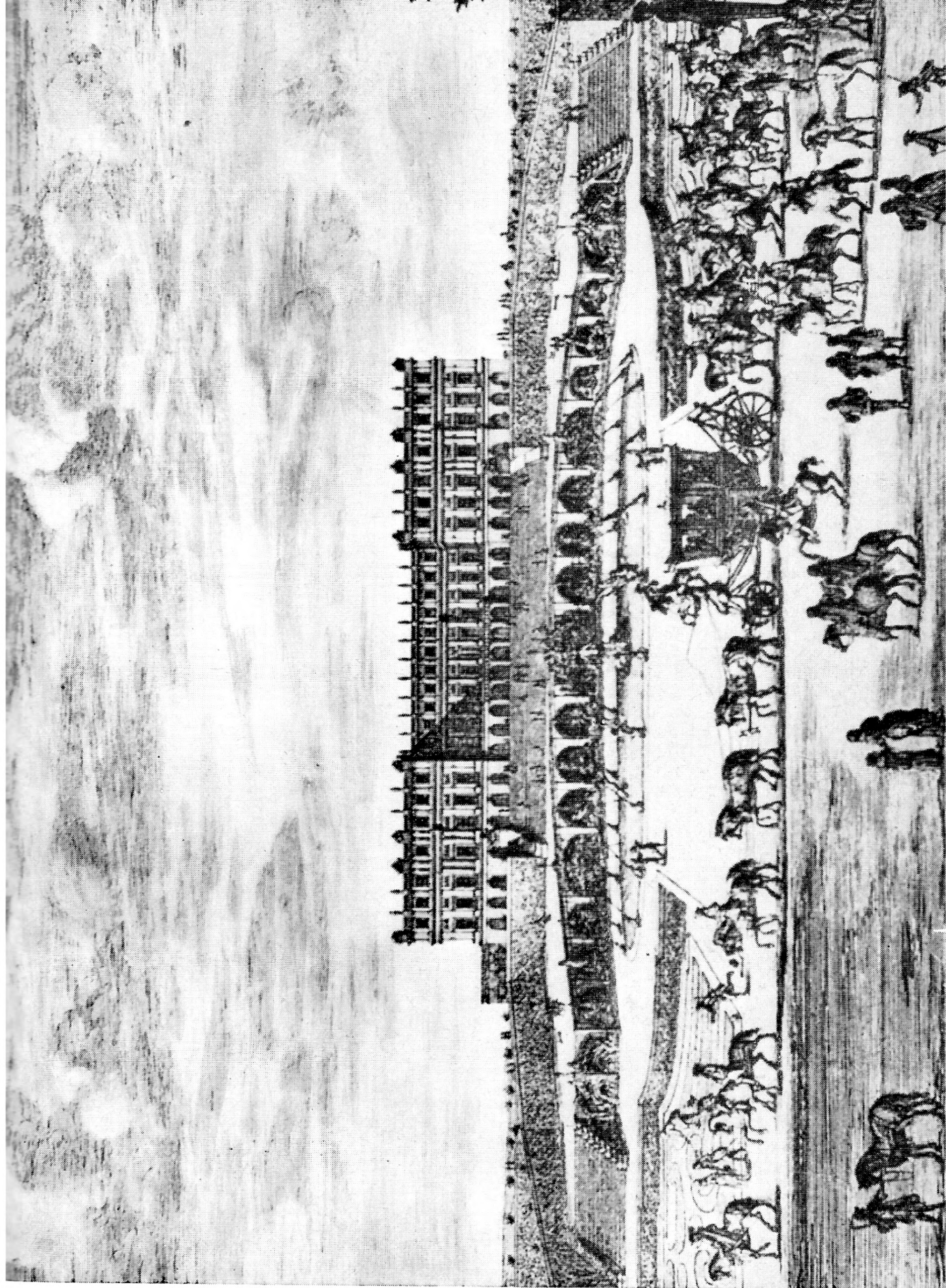
Primi Visconti fügt hinzu:

Der König war Madame de Montespans müde. Sie hatte eine Macht über ihn gewonnen, die zu einer Art Beherrschung geworden war. Sie hatte zwei weitere Kinder bekommen, und ihre Beleibtheit war so groß, daß, als ich sie eines Tages aus der Karosse steigen sah, ich bemerken konnte, daß ihr Bein fast so dick war wie ich selber. [...]

Marsillac [*La Rochefoucauld*] war eingeweiht. Er hatte keine Mühe, die Dinge zum Erfolg zu führen, da Mademoiselle de Fontanges nichts mehr wünschte. Er [*der König*] ging also zur Nacht nach Paris, nur von einigen Gardes du Corps begleitet, und begab sich in das Palais Royal. Mademoiselle des Adrets öffnete die Türe des Appartements der Damen Madames, ihrer Gefährtinnen, und dies war das erste Mal, daß der König Mademoiselle de Fontanges besaß.

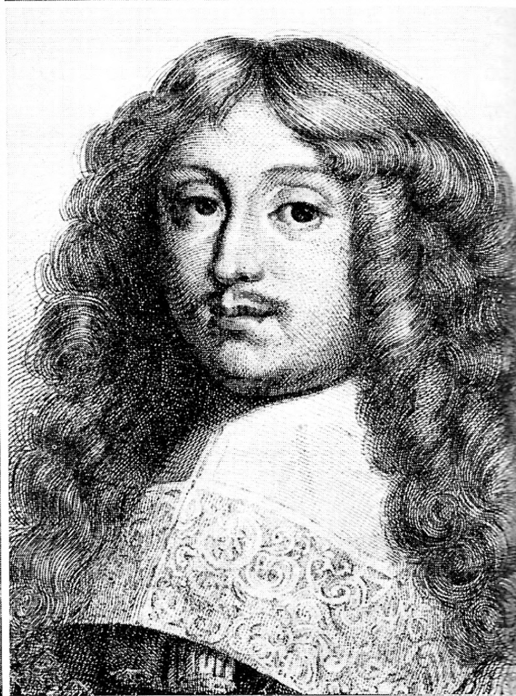
Trotz der Dunkelheit wurde der König bei seiner Rückkehr durch Frühaufsteher bemerkt. Wenn er in Saint-Germain war, begab er sich ebenfalls nachts durch den Park in das Neue Schloß [*von Versailles*]. Als er einmal von jemand beobachtet wurde, hieß er seine Garden ihm folgen und ihn verhaften. Es war Villeroy. Dieses Vorkommnis brachte Villeroy die Entfernung vom Hof für einige Zeit ein.

Man gab nun Mademoiselle de Fontanges das Appartement, das an das Kabinett des Königs anstieß. Es brannte dort stets ein Kronleuchter, und man hatte ihr [*auch*] ein Zimmer außerhalb der Garderobe über dem Zimmer des Königs hergerichtet, und der König stieg hinauf, oder sie war es, die die kleine Treppe herunterstieg, die das Zimmer mit dem Kabinett verband. In der Öffentlichkeit tat der König jedoch, als ob er sie nicht kenne.



Gartenfassade des Neuen Schlosses Versailles vor 1678. Noch fehlen die beiden Seitenflügel Mansards, die dem Schloß seine endgültige Gestalt geben.



Oben: François-Michel Le Tellier, Sieur de Chaville, Marquis de Louvois (1641–1691), seit 1668 Kriegsminister. – Antoine Nompar de Caumont, Marquis de Puyguilhem (1632–1723), Herzog von Lauzun, Maréchal de France. – Unten: Sébastien Le Prestre, Marquis de Vauban (1633–1707), seit 1678 Generalkommissar für das Festungswesen, 1703 Maréchal de France. – François VI., Herzog von La Rochefoucauld (1613–1680), französischer Schriftsteller

Unter dem 22. März 1679 schreibt Bussy-Rabutin an seinen Freund Erard du Châtelet, Marquis von Trichâteau, Gouverneur von Sémur:

Madame de Montespan reiste am Mittwoch, dem 15. dieses Monats, plötzlich von Saint-Germain nach Paris ab.[1] Man sagt, daß es Zwistigkeiten zwischen dem Paar gegeben hat und daß diese durch die Eifersucht entstanden sind, die sie gegen eine junge Dame von Madame hat, Mademoiselle de Fontanges, die, so sagt man, dem König nichts mehr zu verweigern hat, denn, wie Sie wissen, brauchen die Könige nicht lange zu seufzen, wenn sie begehren. Man muß das weitere abwarten; nach dem Abenteuer mit der Ludre bin ich sehr mißtrauisch, was den guten Erfolg dieser neuen Liebschaft angeht.

Der gleiche Bussy erzählt in seiner »Histoire amoureuse des Gaules«:

Da Madame de Montespan sah, daß der Große Alkander [*Ludwig XIV.*] sich täglich immer mehr von ihr zurückzog, empfand sie eine solche Wut, daß sie öffentlich Mademoiselle de Fontanges zu schmähen begann; sie sagte einem jeden, daß der Große Alkander nicht besonders wählerisch sein müsse, wenn er ein Mädchen liebe, das in seiner Provinz bereits Liebschaften gehabt habe, daß sie weder Geist noch Erziehung besitze und daß sie doch schließlich, um es ehrlich zu sagen, nichts weiter als ein schönes Bild sei. Sie sagte noch hundert andere ebenso schmähliche Dinge.

Im Monat April erhält Madame de Montespan ihren Abschied, wobei sie gleichzeitig Oberintendantin des Hauses der Königin wird, eine Stellung, die man ihr verweigert hatte, solange sie Favoritin war. Dieses Mal ist es Trichâteau, der unter dem 14. April an Bussy-Rabutin schreibt:

1 Diese Abreise wurde mit der Verhaftung der Voisin am 12. März in Verbindung gebracht.

Am Mittwoch erhielt die Comtesse de Soissons den Befehl, ihr Amt abzugeben. Diese Prinzessin war zu Chaillot in einem kleinen Hause, das sie dort besitzt. Monsieur Colbert ist viel hin- und hergelaufen. Sie sprach mit dem König abends bei der Königin, die ihr sagte, daß sie ihr wunders was für ein Vergnügen bereiten würde. Sie antwortete mit aller gebotenen Untertänigkeit, und schließlich hat sie zweihunderttausend Taler angenommen, und damit war Madame de Montespan Oberintendantin des Hauses der Königin und ist nun nicht mehr die Geliebte. Man behauptet, daß sie alles verlassen und nach Fontrevault gehen wollte, aber ihre Freundinnen haben sie überredet, am Hofe zu bleiben. Man spricht schon von ihrer Versöhnung mit ihrem Mann, und der Pater de La Chaise verwendet sich dafür.

Ende August kommt die Herzogin von Osnabrück, die Tante Liselottes von der Pfalz, nach Versailles, um der Hochzeit einer Tochter Monsieurs mit König Karl II. von Spanien beizuwohnen. In der Kapelle bemerkt sie, daß Madame de Montespan sehr niedergeschlagen ist; sie ist in der ersten Reihe, aber:

[...] sehr nachlässig gekleidet, mit gestickter Haube, in dumpfem Schmerz, weil eine Jüngere über sie triumphiert.

Mademoiselle de Fontanges dagegen, mit ihrem Gebetbuch in der Hand, strahlt natürlich:

Dieses Brevier diente ihr als Vorwand, um die Augen nach unten zu richten, auf den König, den sie ohne Zweifel mehr liebte als den König der Könige, was weiter nicht erstaunlich ist, denn er ist sehr liebenswert.

Während der Hof sich über den Verdruß Madame de Montespans amüsiert, geht der Giftprozeß weiter. Man verhaftet zahlreiche Personen, die sich der Voisin und ihrer Freunde bedient hatten: Madame de Dreux, Gattin eines Maître des

Requêtes; Madame Le Féron, Gattin eines Parlamentspräsidenten; beide unter der Anklage, versucht zu haben, ihre Gatten zu vergiften. Dann werden noch andere Namen von Le Sage genannt: der des Herzogs von Luxemburg und des Marquis de Feuquières. Louvois schreibt am 8. Oktober 1679 an den König:

Ich sprach gestern mit Monsieur de La Reynie, der mir mitteilte, daß die Verbrechen der in Vincennes gefangenen Personen jeden Tag außergewöhnlicher erscheinen. Es soll dreizehn oder vierzehn Zeugen für das Verbrechen der Madame Le Féron geben. Er übergab mir sodann das Original des Verhörs des genannten Le Sage, wobei er wünschte, daß ich es Eurer Majestät nicht übersenden möge, da es lang und schlecht geschrieben ist und Ihnen Mühe machen würde, es zu entziffern. Ich habe mit ihm vereinbart, daß ich es behalte, bis ich die Ehre haben werde, es Eurer Majestät vorzulesen.

Alles was Eure Majestät gegen den Herrn von Luxemburg und Feuquières gesehen haben, ist nichts im Vergleich zu der Erklärung, die dieses Verhör enthält und in welcher der Herr von Luxemburg angeklagt wird, den Tod seiner Frau verlangt zu haben und den des Marschalls von Créquy, ferner die Heirat seiner Tochter mit meinem Sohn, seine Wiedereinsetzung in das Herzogtum von Montmorency sowie ruhmreiche Kriegstaten, die Eure Majestät den Fehler vergessen lassen sollen, den er bei Philippsburg gemacht hat. Monsieur de Feuquières wird darin als der böseste Mensch auf der ganzen Welt geschildert, der die Gelegenheiten ergriffen hat, sich dem Teufel zu verschreiben, um die Demoiselle Voisin zu bewegen, daß sie den Onkel oder Vormund eines Mädchens vergifte, das er heiraten wollte.

Im November bezichtigt die Voisin den Dichter Jean Racine, Mitglied der Akademie und Geschichtsschreiber des Königs. Er war früher der Geliebte der Schauspielerin Du Parc. Sein Sohn Louis sagt, daß Racines wegen die beste Schauspielerin Molières diesen verließ, um an das Theater im Hôtel

de Bourgogne zu gehen. In einer Unterhaltung mit Boileau, die Mathieu Marais aufgezeichnet hat, sagt dieser: Monsieur Racine liebte die Du Parc. Er schrieb »Andromache« für sie. Die Du Parc starb einige Zeit später im Wochenbett. Auf einmal behauptet die Giftmörderin, zu wissen, daß Racine seine Geliebte ermordet hat (man findet diese Beschuldigung in dem Protokoll des Verhörs der Voisin vom 21. Noember 1679):

Frage: Wer hat ihr [*Voisin*] Kenntnis gegeben von der Schauspielerin Du Parc?

Antwort: Sie hat sie seit vierzehn Jahren gekannt, sie waren sehr gute Freundinnen und sie hat von allen ihren Angelegenheiten während dieser Zeit gewußt. Sie hatte schon vor einiger Zeit die Absicht, uns zu erklären, daß die Du Parc vergiftet worden sein müßte und daß man Jean Racine dessen verdächtigt habe; es ist viel davon geredet worden; weshalb sie um so mehr Grund habe, solches zu vermuten, war, daß Jean Racine sie, die doch die gute Freundin der Du Parc war, stets daran gehindert hat, sie während ihrer ganzen Krankheit, an der sie schließlich gestorben ist, zu besuchen, obgleich die Du Parc stets nach ihr verlangt hätte. Aber wann immer sie hinging, um sie zu sehen, hätte man sie niemals eintreten lassen wollen, und dies auf Geheiß Racines; was alles sie durch die Stiefmutter der Du Parc, die sich Mademoiselle de Gorle nennt, und durch die Töchter der Du Parc erfahren habe, die im Hôtel de Soissons sind und ihr gesagt haben, daß Racine die Ursache ihres Unglücks sei.

Die de Gorle hat ihr gesagt, daß Racine, der die Du Parc im geheimen geheiratet hatte, auf alle Welt eifersüchtig war und besonders auf sie, die Voisin, der er sehr mißtraute, und daß er die Du Parc durch Gift beseitigt habe aus grenzenloser Eifersucht, daß während der Krankheit der Du Parc Racine nicht von ihrem Bett gewichen sei, daß er ihr einen kostbaren Diamanten vom Finger gezogen habe und daß er auch die Schmuckstücke und hauptsächlichsten Dinge der Du Parc, die einen beträchtlichen Wert darstellten, beiseite gebracht habe.

Die Beweise gegen den Dichter sind äußerst dürftig. Man findet indessen in den Archiven der Bastille einen Brief Louvois' an den Richter der Chambre ardente Bazin de Bezons, welcher besagt: »Die Befehle des Königs für die Verhaftung des Herrn Racine werden Ihnen übersandt werden, sobald Sie darum ansuchen.« Zweifellos hat der Richter, ein Kollege Racines in der Akademie, diese Befehle nicht angefordert. Es scheint, daß der Dichter nicht vorgeladen worden ist, aber andere Verhaftungen werden Anfang 1680 vorgenommen. Am 27. Januar schreibt Bussy-Rabutin an La Rivière:

Ich teile Ihnen große Neuigkeiten mit. Die Kammer für die Giftaffäre hat Verhaftungsbefehl gegen den Herrn von Luxemburg, die Comtesse de Soissons, die Marquise d'Alluye und Herrn von Polignac erlassen.

Man hat Vorladungen zum persönlichen Erscheinen ergehen lassen an Madame de Bouillon, die Prinzessin von Tingry, die Marschallin de La Ferté und Madame du Roure. Weiter ist ein Verhaftungsbefehl für Cessac erlassen worden.

Man erzählt sich, daß das Verbrechen des Herrn von Luxemburg darin besteht, bei der Armee einen Steuerintendanten für Flandern vergiften haben zu lassen, von dem er königliche Gelder bekommen hatte.

Die Comtesse de Soissons wird beschuldigt, ihren Mann vergiftet zu haben; die Marquise d'Alluye ihren Schwager Sourdis; die Prinzessin von Tingry ihre neugeborenen Kinder; Madame de Bouillon einen Kammerdiener, der von ihren Liebesverhältnissen wußte. Der König hat der Herzogin von Foix ein Billett zurückgegeben, das sie an die Voisin geschrieben hatte und in dem sie dieser unter anderem mitteilt: »Je mehr ich reibe, desto weniger wachsen sie.« Da Seine Majestät sie um die Erklärung dieser Worte ersuchte, hatte sie geantwortet, daß sie die Voisin um ein Rezept zur Entwicklung ihres Busens gebeten habe.

Letzten Donnerstag hat man zwei Priester verhaftet, deren einer mit Namen Le Sage[1] ausgesagt hat, daß eine Madame

[1] Le Sage war schon lange vorher verhaftet worden.

de Brizy, die bereits in Vincennes [*inhaftiert*] ist, noch sehr jung und verliebt in Rubanstel, gekommen sei, um von ihm Geheimrezepte zu erfahren, die ihr die Liebe Rubanstels gewinnen sollten. Er hatte ihr gesagt, ein unfehlbares Mittel sei, daß er ihr die Messe über ihren Leib lese, wobei sie ganz nackt sein müsse; sie hätte darin eingewilligt; vierzehn Tage später sei sie gekommen und habe sich bei ihm beklagt, daß Rubanstel um nichts weniger gleichgültig gegen sie sei; daraufhin habe er ihr gesagt, daß man dem Opfer noch etwas hinzufügen müsse; wenn, beim letzten Evangelium, er sich mit ihr vereinige, würde Rubanstel eine maßlose Leidenschaft für sie empfinden, und die Dame habe in alle diese Zeremonien eingewilligt.

Der Abbé de Choisy erzählt über die Comtesse de Soissons:

Der König, mit einer letzten Rücksicht auf das Andenken des Kardinals [*Mazarin, dessen Nichte die Comtesse war*], schickte ihr Herrn de Bouillon, um ihr sagen zu lassen, daß er ihr die Wahl ließe, entweder morgen in die Bastille zu gehen und dort die Härten der Gefangenschaft und der Verurteilung zu ertragen oder sofort Frankreich zu verlassen. Der Herzog von Villeroy und die Marquise d'Alluye befanden sich bei ihr. Sie hielten Rat. Alle wollten, daß sie in die Bastille gehen solle, da sie sich ja unschuldig bekenne, aber sie wagte es nicht; sie sagte zu ihnen: »Herr von Louvois ist mein Todfeind, weil ich meine Tochter seinem Sohn verweigert habe. Er hatte so viel Kredit, mich unter Anklage zu setzen, er hat falsche Zeugen. Wenn man schon einen Verhaftungsbefehl gegen eine Person wie mich erlassen hat, wird er sein Verbrechen vollenden und mich auf dem Schafott sterben oder zum mindesten stets im Gefängnis halten lassen. Ich ziehe vor zu fliehen. Ich werde mich später rechtfertigen.« Ihre treue Freundin, die Marquise d'Alluye, floh mit ihr.

Am 19. Januar wird die Voisin zum Tode verurteilt und der Herzog von Luxemburg in die Bastille gesperrt. Madame de Sévigné schreibt am 29. an den Grafen von Guitaut:

Scheint es Ihnen aus der Ferne nicht so, als ob wir hier nur Gift einatmeten, als ob wir uns inmitten der Sakrilegien und der Kindesabtreibungen befänden? In der Tat, dies alles erregt Abscheu in ganz Europa, und die uns in hundert Jahren lesen werden, werden jene beklagen, die die Zeugen all dieser Beschuldigungen waren. Sie wissen, wie dieser arme Luxemburg freiwillig wieder in die Bastille gegangen ist; er war selbst der Offizier, der sich hingeführt hat; er hat Bèzemaux selbst den Verhaftungsbefehl vorgezeigt. Er kam von Saint-Germain und traf unterwegs Madame de Montespan; sie stiegen beide aus ihrer Karosse, um ungestörter reden zu können; er weinte sehr. Dann ging er zu den Jesuiten und verlangte nach mehreren Vätern; er betete zu Gott in der Kirche und vergoß ständig Tränen. Er schien nicht mehr zu wissen, welchem Heiligen er sich befehlen solle. Er traf Monsieur de Vauvineux und sagte ihm, daß er in die Bastille ginge, daß er zwar unschuldig wieder herauskommen, nach einem solchen Unglück aber nicht mehr in die Gesellschaft zurückkehren werde.

Zuerst wurde er in ein ziemlich schönes Zimmer gebracht. Zwei Stunden später kam ein Befehl, ihn strenger einzuschließen. Nun ist er ganz oben in einem sehr schlechten Zimmer. Er wurde vier Stunden lang durch die Herren Bezons und de La Reynie verhört.

Was die Comtesse de Soissons angeht, so ist es eine ganz andere Sache. Sie hat ihre Unschuld beteuert. Sie ist nachts abgereist und hat gesagt, daß sie nicht das Gefängnis auf sich nehmen könne noch die Schande, Bettlerinnen und Spitzbübinnen gegenübergestellt zu werden. Die Marquise d'Alluye ist mit ihr. Sie haben den Weg nach Namur genommen. Man hat nicht die Absicht, sie zu verfolgen. Es liegt etwas sehr Natürliches und Nobles in diesem Verfahren. Was mich angeht, so billige ich es. Es heißt indessen, daß die Dinge, deren sie angeklagt ist, pure Dummheiten sind, die sie hundertmal erzählt hat, wie man das so tut, wenn man von diesen Zauberinnen oder denen, die sich so nennen, kommt. Über diese Dinge könnte man vieles reden. Man tut auch gar nichts ande-

res, aber ich glaube nicht, daß man das schreibt, was man denkt. In der Folge wird man sehen, von welcher Farbe diese Verbrechen sind. Bis jetzt scheinen sie höchstens graubraun. Sie kennen die Namen aller Personen, die vorgeladen sind, um auszusagen. Der Marschall von Villeroy sagt: »Diese Herren und Damen, sie glauben an den Teufel und glauben nicht an Gott.«

Und hier der Bericht eines der Angeklagten, Antoine de Feuquières, Marquis de Pas, der unter dem 29. Januar des gleichen Jahres an seinen Vater, der zu dieser Zeit Botschafter in Schweden ist, schreibt:

Die Nachrichten, die Ihnen mit diesem Kurier zugehen werden, werden Sie sowohl überraschen wie erschrecken. Monsieur de Tourmont wird Sie schon mit dem vorigen Kurier darauf vorbereitet haben. Indessen kann ich Ihnen nur von neuem wiederholen, daß am letzten Mittwoch aufgrund eines Verhaftungsbefehles der Kammer für die Giftaffäre Herr von Luxemburg sich wieder in die Bastille begeben hat, da er wegen verschiedener Verbrechen, die man noch nicht kennt, angeklagt ist, aber zum wenigsten kann ich Ihnen sagen, daß dies sehr verleumderisch ist und daß ich sicher bin, daß die Ereignisse ihn rechtfertigen werden. Aber dessen ungeachtet, denken Sie nur, welch ein Unglück es für einen Mann seines Ranges ist, sich solcher schwarzen und infamen Dinge angeklagt zu sehen. Die Schilderung dieser Dinge würde viele Seiten ausfüllen, aber, im ganzen, werden Sie, mein Herr, bemerken, daß einige berufsmäßige Giftmörder und -mörderinnen ein Mittel gefunden haben, ihr Leben zu verlängern, indem sie von Zeit zu Zeit eine Anzahl Leute von Rang denunzieren, die man dann verhaften und deren Prozeß man einleiten muß, was alles ihnen Zeit gibt. Nach der letzten Entdeckung sind außer für den Herrn von Luxemburg Verhaftungsbefehle ergangen für die Comtesse de Soissons, die Marquise d'Alluye – diese beiden sind, um nicht vor den Richtern erscheinen zu müssen, geflohen –, Herrn von Cessac, Frau von

Polignac, Herrn von Lusignan und Herrn von Vardes, wie man mir erzählt hat.

Vorladungen zu persönlichem Erscheinen sind ergangen an Madame de Bouillon, den Herrn von Vendôme, Madame de Tingry und die Marschallin de La Ferté, eine Unzahl von anderen Personen und an mich selbst, wie es heißt. Indessen hat man zu mir noch nichts gesagt, obgleich den anderen die Vorladungen schon zugegangen sind. Auf keinen Fall dürfen Sie sich jedoch beunruhigen. Diese Sache wäre äußerst unangenehm, wenn man allein wäre, aber ganz abgesehen davon, daß die Gesellschaft anderer die Unannehmlichkeit verringert, kann ich selbst nicht begreifen, welchen Grund ich der Kammer gegeben haben könnte, um mich vorzuladen. Schließlich, mein Herr, um die Sache kurz zu machen, ich für mein Teil erwarte in aller Ruhe, was ihnen gefallen wird, in dieser Sache anzuordnen. Ich bin von der Unschuld des Herrn von Luxemburg überzeugt, aber ich bin außer mir vor Zorn darüber, wenn ich denke, wie ein Mann wie dieser nur so schwarze Verleumder gefunden haben kann, die ihn anklagen, da das, was ich von seiner Sache habe verstehen können, so falsch ist, wie es die Hölle nicht ärger sein kann. Was mich angeht, mein Herr, so wiederhole ich Ihnen nochmals, sich keine Sorgen zu machen.

Im März erfährt Feuquières endlich, was man ihm vorwirft. In einem Brief an seinen Vater schreibt er am 16. März 1680:

Ich möchte Ihnen wegen meiner Sache sagen, daß ich die Voisin niemals gesehen habe, daß die Anklagen, die gegen mich erhoben werden, Unsinnigkeiten ohne jegliche Begründung sind, über die ich mich noch gründlich mit Ihnen unterhalten werde und die in Wahrheit nicht wert sind, daß man sie niederschreibt, ganz abgesehen davon, daß man das alles in drei Tagen nicht aufschreiben könnte. Sie bestehen in zwei Hauptanklagepunkten, nämlich daß ich eine Frau namens Madame Vigoureux gebeten hätte, mich zu verheiraten. Diese Frau ist vor fast einem Jahr bei dem peinlichen Verhör gestorben. Sie war eine von diesen vermessenen Giftmörderin-

nen. Ich habe sie niemals gesehen als vor etwa zwei Jahren, als sie zu mir kam, um mir zu sagen, daß ihr Mann ein Schneider für Damen sei, daß er für meine verstorbene Mutter gearbeitet habe und daß ich ein gutes Werk tun würde, wenn ich einen kleinen Jungen, den sie mit sich hatte und den sie als ihren Sohn und Patenkind meiner Mutter ausgab, als Lakai annähme. Aber zu meinem Glück fand ich ihn zu klein und wollte ihn nicht. Anscheinend, da sie sich ja auch mit Wahrsagen abgab, wird sie ihnen etwas gesagt haben, was sie dazu gebracht hat, mich diesem Verhör zu unterziehen. Sie sehen wohl, daß das nicht erheblich ist.

Der andere Anklagepunkt ist die Geschichte eines Billetts, das in Gegenwart von Herrn von Luxemburg, des verstorbenen La Vallière und der meinen verbrannt worden ist und von dem ein Mann namens Le Sage behauptet hat, daß er uns in drei Tagen die Antwort darauf bringen würde, ohne es vorher gesehen zu haben; wir machten uns darüber lustig, La Vallière beschrieb ein Blatt mit Unsinn, und dann verbrannten wir es. Dieser Kerl hat gesagt, daß es sich darin um sehr wichtige Dinge gehandelt hätte, und man fragte mich, was es gewesen wäre.

Aber alles dieses wird mir nicht den Aufenthalt in Paris verleiden können, welches der schönste auf der Welt ist. Was Herrn von Luxemburg angeht, so fragen Sie mich nicht, wessen man ihn anklagt, denn wir wissen nichts Genaues. Ich weiß wohl, daß er kein Giftmörder ist, aber seien Sie wenigstens meinetwegen ohne Sorgen.

Feuquières wird schließlich doch nicht verhaftet, und der Herzog von Luxemburg kommt bald aus dem Gefängnis. Die Voisin ist am 22. Februar lebendig verbrannt worden, wie Madame de Sévigné berichtet:

Ich werde Ihnen nur von der Voisin sprechen. Es war nicht am Mittwoch, wie ich es Ihnen gemeldet hatte, daß sie verbrannt wurde, es war gestern. Sie kannte ihr Urteil seit Donnerstag, eine außergewöhnliche Sache. Am Abend sagte sie zu

ihren Wächtern: »Wie, halten wir nicht medianoche?« Sie aß mit ihnen um Mitternacht, aus Laune, denn es war kein Fasttag. Sie trank sehr viel Wein. Sie sang zwanzig Trinklieder. Am Dienstag wurde sie dem ordentlichen und außerordentlichen peinlichen Verhör unterworfen; sie hatte gegessen und acht Stunden geschlafen. Sie wurde auf dem Streckbett mit den Damen de Dreux und Le Féron [*die ihre Männer vergiftet haben sollen*] und mit noch anderen konfrontiert. Es wird noch nichts darüber gesagt, was sie ausgesagt hat. Man glaubt immerhin, daß man merkwürdige Dinge erfahren wird. [...]

Sie erschien weißgekleidet auf dem Karren; das ist eine Art Kleidung für die Verbrennung. Sie war sehr rot, und man sah, daß sie den Beichtvater und das Kruzifix heftig zurückstieß. Wir sahen sie vom Hôtel de Sully [*Rue Saint-Antoine*] aus vorbeiziehen, Monsieur de Chaulnes, de Sully, die Comtesse [*de Fiesque*] und viele andere.

1 Aus dem Spanischen: media noche (Mitte der Nacht), Fleischmahlzeit nach Mitternacht an einem Fasttage.

Die Fontanges, »schön wie ein Engel ...«

Die Giftaffäre ist indessen nicht das einzige, was dem Hof Sorge bereitet. Im November erfährt er mit Bestürzung, daß der Staatssekretär für die Äußeren Angelegenheiten, Arnaud de Pomponne, in Ungnade gefallen ist und durch Charles Colbert de Croissy, den Bruder Jean-Baptiste Colberts, ersetzt wird. Madame de Sévigné ist untröstlich über diese Neuigkeit, die sie ihrer Tochter mitteilt:

Sie werden sehr überrascht und betroffen sein, mein liebes Kind, Monsieur de Pomponne ist in Ungnade gefallen. Er bekam am Samstagabend, als er von Pomponne zurückkehrte, den Befehl, sein Amt abzugeben. Der König hatte angeordnet, daß er siebenhunderttausend Franken bekommen und daß die Pension [*Gehalt*] von zwanzigtausend Franken, die er als Minister hatte, weiterlaufen solle. Seine Majestät wollte ihm durch diese Regelung bezeigen, daß sie mit seiner Treue zufrieden war. Es war Monsieur Colbert, der ihm dieses Kompliment ausrichtete und ihm versicherte, daß er untröstlich sei, gezwungen zu sein etc. etc. Monsieur de Pomponne fragte, ob er nicht die Ehre haben könne, mit dem König zu sprechen und aus seinem Munde zu erfahren, welches der Fehler sei, der ihm diesen Donnerschlag zugezogen habe. Man sagte ihm, daß dies nicht möglich wäre, so daß er an den König schrieb, um ihm seine äußerste Betroffenheit zu bezeigen sowie die Unwissenheit, in der er sich befinde über das, was zu seinem Unglück beigetragen haben könnte; er sprach ihm von seiner zahlreichen Familie und bat ihn, Rücksicht zu nehmen auf acht Kinder, die er habe. [...]

Wir waren, wie ich Ihnen mitgeteilt habe, am Freitag in Pomponne, und zwar Monsieur de Chaulnes, Caumartin und ich; wir trafen ihn und die Damen, die uns sehr fröhlich empfingen. Man unterhielt sich den ganzen Abend und spielte Schach; ach, welch ein Schach und Matt hatte man in Saint-Germain für ihn in Bereitschaft.

Aber Sie werden leicht die Wege der Vorsehung verstehen, wenn Sie erfahren, daß es der Herr Präsident Colbert [*de Croissy*] ist, der nun das Amt hat. Da er in Bayern ist, versieht es in der Zwischenzeit sein Bruder und hat ihm voller Freude, um ihn zu überraschen und wie wenn man sich geirrt hätte, über den Brief geschrieben: An Herrn Colbert, Minister und Staatssekretär. Stellen Sie sich nur die Allmacht dieser Familie vor.

Tatsächlich bereitet man die Heirat des Dauphins mit Marie-Christine von Bayern vor, die, wie Madame de Caylus sagt:

[...] nicht allein häßlich war, sondern so unangenehm, daß Sanguin, der Erste Haushofmeister des Königs, der von diesem nach Bayern geschickt worden war, als man die Heirat aushandelte, sich nicht enthalten konnte, bei seiner Rückkehr zu Seiner Majestät zu sagen: »Sire, seien Sie nicht betroffen von dem ersten Anblick.« Monseigneur indessen liebte sie.

Nach Primi Visconti jedoch hat die künftige Dauphine:

[...] schöne Haut, schöne Zähne, schöne Augen, was die anderen Züge erträglich macht.

Andererseits hat der König beschlossen, seine Tochter, die er von Mademoiselle de La Vallière hat, mit dem Prinzen Louis-Armand de Conti zu verheiraten. Eine Liebesheirat, nach Madame de Sévigné, die unter dem 27. Dezember 1679 schreibt:

Der Hof ist hocherfreut über die Heirat des Prinzen von Conti mit Mademoiselle de Blois. Sie lieben sich wie in Romanen; der König hat sich ein vergnügliches Spiel mit dieser Liebe geleistet: Er redete sehr zärtlich mit seiner Tochter und versicherte, daß er sie so sehr liebe, daß er sie nicht habe von sich entfernen wollen; die Kleine war so gerührt und erfreut, daß sie weinte. Der König sagte zu ihr, daß er wohl sähe, dies sei darum, weil sie eine Abneigung gegen den Gatten habe, den er ihr ausgewählt habe. Sie weinte nur noch mehr, ihr kleines Herz konnte soviel Freude gar nicht fassen. Der König erzählte diese kleine Szene, und alle fanden großes Vergnügen daran. Was den Prinzen von Conti angeht, so war er überglücklich, er wußte nicht mehr, was er sagte noch was er tat; er rannte alle Leute um, die auf seinem Wege waren, um zu Mademoiselle de Blois zu gehen. Madame Colbert[1] wollte nicht, daß er sie vor Abend sehen sollte; er erzwang sich Einlaß, warf sich zu Füßen seiner Angebeteten und küßte ihr die Hand. Sie, ohne weitere Umstände, umarmte ihn und fing wieder an zu weinen. Diese kleine Prinzessin ist so zärtlich und so hübsch, daß man sie aufessen möchte. Der Graf von Gramont machte wie die anderen dem Prinzen von Conti seine Komplimente und sagte: »Monsieur, ich freue mich über Ihre Heirat; glauben Sie mir, halten Sie sich gut mit dem Schwiegervater, verärgern Sie ihn nicht, machen Sie kein Aufhebens von Kleinigkeiten mit ihm, benehmen Sie sich gut in dieser Familie, und ich verbürge mich, daß Sie mit dieser Verbindung sich wohl befinden werden.«

In dem gleichen Brief lesen wir:

Das Porträt der Madame la Dauphine ist angekommen. Sie scheint darauf von sehr mäßiger Schönheit. Man lobt jedoch ihren Geist, ihre Zähne, ihren Wuchs, das heißt alles, was Troy [*der Maler des Königs*] mit seinem Pinsel nicht erfassen konnte.

1 Madame Colbert hatte Mademoiselle de Blois aufgezogen.

Wer aber wird zur zweiten Dame d'atours der künftigen Dauphine ernannt? Die Witwe Scarron, die seit vier Jahren unmerklich weiter aufsteigt. Sie hat diese Gunst wohl verdient, denn nach Madame de Caylus haben der König und Madame de Montespan ihre Dienste oft in Anspruch genommen:

Man schickte nach Madame de Maintenon, als die ersten Wehen sich bei Madame de Montespan einstellten. Sie nahm das Kind mit sich, verbarg es unter ihrem Schal, verbarg sich selbst unter einer Maske und kehrte so in einem Fiaker nach Paris zurück. Was hatte sie für eine Angst, das Kind könnte schreien? Diese Ängste haben sich öfters wiederholt, da Madame de Montespan sieben Kinder von dem König hatte.[1]

Primi Visconti berichtet:

Der gesamte Hof war erstaunt, daß die Wahl [*zur Dame d'atours der Dauphine*] auf Madame de Maintenon gefallen war, eine Unbekannte, die Witwe des Dichters Scarron, für die das Amt einer Erzieherin der natürlichen Kinder des Königs der Gipfel des Glücks zu sein schien. Es dauerte indessen nicht lange, und Madame de Rochefort machte sich eine Ehre daraus, sie wie ihresgleichen zu behandeln, denn der König verbrachte den größten Teil seiner Zeit in der Nähe Madame de Maintenons, sehr zum Schaden seiner Besuche bei Madame de Montespan und bei Mademoiselle de Fontanges. Niemand wußte, was er davon halten sollte, denn sie war schon alt[2], die einen hielten sie für die Vertraute des Königs, die anderen für seine Zwischenträgerin, wieder andere für eine geschickte Person, deren der König sich bediene, um die Memoiren seiner Regierung zu redigieren. Es steht fest, daß

1 1669: eine Tochter, die nur drei Jahre alt wird; 1670: Louis-Auguste, Herzog von Maine; 1672: Louis César, Graf von Vexin; 1673: Louise-Françoise, genannt Mlle. de Nantes (vermählt mit Louis de Bourbon-Condé); 1674: Louise-Marie, genannt Mlle. de Tours, gestorben mit sieben Jahren; 1677: Françoise-Marie, genannt Mlle. de Blois (vermählt mit dem Herzog von Chartres); 1678: Louis-Alexander, Graf von Toulouse.

2 Sie war damals vierundvierzig Jahre alt.

nach ihrer Kleidung, ihrer Aufmachung und ihrem Benehmen man nicht wußte, mit wem man es zu tun hatte. Manche waren der Ansicht, daß es Männer gebe, deren Sinne sich mehr von den Älteren als von den Jungen angezogen fühlten. Deshalb versuchten auch Madame de Montespan und die Feinde der neuen Favoritin, die Makel ihrer Geburt und ihrer Person hervorzuheben, wie man das bei denen zu tun pflegt, die in die Höhe kommen. Man munkelte, daß man sie, als sie jung war, als Page verkleidet auf dem Bett des Herrn von Villarceaux gesehen habe, aber einer meiner persönlichen Freunde, der Generalleutnant Marquis de Marsilly, der Barcelona sechs Monate lang verteidigte und der einer der Verehrer der Madame Scarron gewesen war, hat mir versichert, sie sei tugendhaft gewesen und habe dreißigtausend Taler von dem Oberintendanten Lorme zurückgewiesen, obgleich sie arm gewesen sei; was ich durchaus glauben will, denn Marsilly schreckt nicht davor zurück, Übles zu sagen.

Über die Tugend von Madame Scarron haben wir das Zeugnis Ninon de Lenclos', der berühmtesten Kurtisane des Jahrhunderts, die an Saint-Evremond schreibt:

Scarron war mein Freund. Seine Frau hat mir viele Freude gegeben durch ihre Unterhaltung, und ich habe sie zu der Zeit viel zu ungeschickt für die Liebe gefunden. Was die Einzelheiten betrifft, so weiß ich nichts, ich habe nichts gesehen, aber ich habe ihr und Villarceaux oft mein gelbes Zimmer zur Verfügung gestellt.

Auch Saint-Simon bestätigt Ähnliches:

Madame Scarron [*nachdem sie verwitwet war*] mietete für sich und eine Magd ein Zimmer in einer steilen Gasse und lebte dort sehr beengt; ihre Reize erweiterten diese Beschränkung bald. Villars, der Vater des Marschalls, Beuvron, der Vater Harcourts, die drei Villarceaux, welche ihre alten Ansprüche aufrechterhielten, und viele andere hielten sie aus.



Ein Hofball in Versailles im Jahre 1682 »zur glücklichen Rückkehr Ihrer Majestäten«. Der König und die Königin beim Tanz. Auf dem Notenblatt vorn ein Menuett auf Ludwig XIV. von Marc-Antoine Charpentier, dem Konkurrenten Lullis.






Oben: Louise de La Baume Le Blanc de La Vallière (1644–1710), Hofdame Henriettes von England, 1667 zur Herzogin von Vaujours erhoben. – Françoise-Athénaïs de Rochechouart-Mortemart, Marquise de Montespan (1641–1707). – Unten: Françoise d'Aubigné, Marquise de Maintenon (1635–1719), 1684 mit Ludwig XIV. heimlich getraut. – Marie-Angélique de Scoraille, Herzogin von Fontanges (1661–1681), Hofdame Liselottes von der Pfalz

Und Madame de Caylus verzeichnet in diskreter Weise:

Obgleich ich von der Tugend der Madame de Maintenon überzeugt bin, würde ich mich nicht so verhalten wie Herr de Lassay, der eines Tages, als er allzu fest behauptet hatte, daß alles, was zu diesem Gegenstand gesagt werde, falsch sei, sich eine sonderbare Frage seiner Frau zuzog, die eine natürliche Tochter von Monsieur le Prince [*des Prinzen von Condé*] ist. Verdrießlich über die Länge des Disputes und voller Bewunderung darüber, wieso ihr Mann so überzeugt sein konnte, wie er schien, sagte sie mit bewundernswerter Kaltblütigkeit zu ihm: »Wie machen Sie denn das, mein Herr, um dieser Dinge so sicher zu sein?«

Innerhalb weniger Jahre hat also die Witwe Scarron die Gunst des Königs gewonnen und war öfters Zeugin der Szenen, die ihm die reizbare Madame de Montespan machte. Madame de Caylus berichtet:

Ich habe von Madame de Maintenon erzählen hören, daß sie eines Tages eine äußerst heftige Auseinandersetzung mit Madame de Montespan hatte, worüber der König hinzukam und, da er sie beide sehr erregt fand, fragte, was es gäbe. Madame de Maintenon ergriff mit großer Ruhe das Wort und sagte zum König: »Wenn Eure Majestät in das andere Zimmer gehen wollen, werde ich die Ehre haben, es Ihnen zu sagen.«

Der König ging hinein, Madame de Maintenon folgte ihm, und Madame de Montespan blieb allein. Ihre Ruhe bei dieser Gelegenheit erstaunt mich, und ich gestehe, daß ich es nicht glauben könnte, wenn daran zu zweifeln mir möglich wäre.

Als Madame de Maintenon sich mit dem König allein sah, verheimlichte sie nichts; sie schilderte die Ungerechtigkeit und die Härte der Madame de Montespan auf eine sehr anschauliche Art und bewies, wie sehr sie Grund habe, deren Auswirkungen zu fürchten. Die Dinge, die sie aufzählte, waren

dem König nicht unbekannt, aber da er Madame de Montespan immer noch liebte, suchte er sie zu rechtfertigen und sagte, um zu zeigen, daß sie doch kein so hartes Herz habe, zu Madame de Maintenon: »Haben Sie nicht schon oft bemerkt, daß ihre schönen Augen sich mit Tränen füllen, wenn man ihr eine edle und ergreifende Tat schildert?«

In der Folge hat sich die Witwe Scarron, so gut sie konnte, der Liebe der Mademoiselle de Fontanges zum König entgegengestellt. Sie selbst erzählt in ihren »Instructions à Saint-Cyr«, wie sie zwei Stunden bei ihr verbrachte, als sie von Ludwig XIV. zu seiner jungen Geliebten, die ihm schmollte, geschickt worden war, um sie zu besänftigen:

Ich benutzte diese Zeit, um ihr zuzureden, den König zu verlassen, und versuchte sie zu überzeugen, daß dies schön und lobenswert sei. Ich erinnere mich, daß sie mir gereizt antwortete: »Aber, Madame, Sie verlangen von mir, daß ich eine Leidenschaft von mir werfe wie ein Hemd.«

La Beaumelle, der Verfasser der »Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon«, sagt später zusammenfassend:

Der König wandte sich Mademoiselle de Fontanges aus Schwäche zu, kam zu Madame de Montespan aus Gewohnheit zurück und ging aus Neigung zu Madame de Maintenon über.

Im Dezember jedoch bringt die schöne Fontanges einen Sohn zur Welt, der im Januar stirbt. Dieser Tod, der kaum Beachtung findet, wird von Madame de Sévigné in einem Brief an ihre Tochter vom 19. Januar 1680 mit folgenden Worten angedeutet:

Die schöne Fontanges erschien nicht zur Hochzeit [*des Prinzen von Conti*]. Es heißt, daß sie betrübt ist über den Tod eines kleinen Menschen.

Und Jahre später wird Liselotte von der Pfalz schreiben:

Die Montespan war die bösartigste Person der Welt. Ich kenne drei Personen, die sie vergiftet hat: die Fontanges, deren kleinen Jungen und eine Dienerin, die diese bei sich hatte, ohne von denen zu sprechen, die ich nicht kenne.

Am 6. April ereignet sich ein Theatercoup. Die unermüdliche Madame de Sévigné berichtet ihrer Tochter:

Sie sollen eine Neuigkeit erfahren, die kein Geheimnis mehr ist, aber Sie sollen das Vergnügen haben, sie als erste zu erfahren.

Mademoiselle de Fontanges ist Herzogin geworden, mit einer Pension von zwanzigtausend Talern; sie nahm heute die Glückwünsche dazu in ihrem Bett entgegen. Der König war in aller Öffentlichkeit zugegen. Morgen bekommt sie ihr Taburett [*das Taburett war ein Privileg der Herzoginnen, die in Gegenwart des Königs und der Königin sitzen durften*] und wird die Ostertage in einer Abtei verbringen, die der König einer ihrer Schwestern gegeben hat. Madame de Montespan ist außer sich vor Wut, sie weinte gestern sehr. Sie können sich denken, welch ein Martyrium ihr Stolz erleidet.

Die neue Favoritin kommt am 14. Mai 1680 an den Hof zurück; fast unmittelbar danach erkrankt sie. Hierüber wieder Madame de Sévigné:

Sie wissen, was die Glücksgöttin alles der Herzogin von Fontanges geschenkt hat. Aber was hat sie nun für sie aufbewahrt: einen so großen Blutverlust, daß sie noch in Maubuisson [*der Abtei*] ist, wo sie das Bett hüten muß und noch das Fieber sich dazu gesellt hat. Sie fängt an, aufgedunsen zu werden. Ihr schönes Gesicht ist ein wenig geschwollen. Der Prior von Cabrières weicht nicht von ihrem Bett. Wenn ihm diese Kur gelingt, wird er am Hofe sehr angesehen sein.

Man munkelt, Gift sei die Ursache dieser Krankheit; der Name der Madame de Montespan wird genannt: hat sie nicht einen starken Verbrauch an Parfums, und sind nicht diese Parfums dem König verdächtig? Bussy-Rabutin schreibt unter dem 18. Mai an seinen Freund Trichâteau:

Ich habe eben erfahren, daß der König, als er nach Saint-Germain abreiste und mit der Königin in die Karosse stieg, einen Wortwechsel mit Madame de Montespan hatte wegen der Riechwasser, die sie stets gebraucht und die Seiner Majestät Übelkeit verursachen. Der König sprach zuerst höflich zu ihr, aber da sie mit ziemlicher Schärfe antwortete, wurde Seine Majestät sehr ungehalten. Nach meiner Ansicht wird sie nicht lange mehr am Hofe bleiben.

Die Giftaffäre geht weiter. Seit einem Jahre geht die Kammer im Arsenal ihren Erhebungen nach, und erschreckende Enthüllungen werden von den Komplizen der Voisin gemacht: ein Kammerdiener, Romani, und sein Gevatter Bertrand behaupten, daß die Bande die Vergiftung des Königs mittels einer Bittschrift plante, die man ihm in Saint-Germain überreichen sollte, sowie die Vergiftung der Mademoiselle de Fontanges durch Stoffe und Handschuhe. Die Freundin der beiden, Filastre, bestätigt diese Geständnisse. Weiter hat man den Geistlichen Guibourg verhaftet, den früheren Sakristan der Kirche Saint-Marcel und Vikarstellvertreter zu Vanves, der angibt, auf Verlangen der Voisin schwarze Messen zelebriert zu haben. Und deren Tochter, Marguerite Monvoisin, beschuldigt Madame de Montespan, eine alte Kundin ihrer Mutter gewesen zu sein. Nun schaltet sich der König ein und schreibt am 2. August 1680 einen Brief an La Reynie, der in den Archiven der Bastille erhalten ist:

Nachdem ich die Erklärung gesehen habe, die Marguerite Monvoisin, Gefangene in meinem Schloß zu Vincennes, am 12. des vergangenen Monats gegeben hat, schreibe ich Ihnen diesen Brief, um Ihnen zu sagen, daß es mein Wunsch ist, daß

Sie innerhalb Ihrer Zuständigkeit alle Sorgfalt anwenden mögen, um die Tatsachen zu erhellen, die in der genannten Erklärung und in dem Verhör enthalten sind; daß Sie Sorge tragen, daß die Protokollvergleichungen, Konfrontationen und alles was die Untersuchung betrifft, die über die genannte Erklärung und das Verhör gemacht wird, in getrennte Hefte verzeichnet werden; und daß Sie nichtsdestoweniger den Bericht über die Verhöre von Romani und Bertrand an meine Königliche Kammer, die im Arsenal meiner guten Stadt Paris tagt, aufschieben wollen, bis Sie dazu den Auftrag von mir erhalten haben werden, und in der Gewißheit, daß Sie allem nachkommen werden, was in dieser Sache mein Wille ist, schreibe ich Ihnen nicht ausführlicher hierüber.

Die junge Voisin erzählt weiter. Ihr Verhör vom 20. August belastet Madame de Montespan sehr schwer:

Sie hat gesehen, daß zwei Messen von Guibourg in dem Schlafzimmer ihrer Mutter gelesen wurden ... Die erste, von der sie weiß, fand vor mehr als sechs Jahren statt, sie half ihrer Mutter, die dazu notwendigen Dinge herzurichten, nämlich eine Matratze, die auf Stühle gelegt wurde, zwei Schemel zu beiden Seiten, auf denen die Leuchter mit den Kerzen standen. Danach trat Guibourg, mit seinem Meßgewand bekleidet, aus dem kleinen Zimmer daneben hervor, und hierauf ließ die Voisin die Frau eintreten, über deren Leib die Messe gelesen werden sollte, und hieß sie – die Monvoisin – hinausgehen.

Als sie älter war, hat ihre Mutter sich nicht mehr vor ihr gescheut, und sie war bei dieser Art von Messe zugegen und hat gesehen, daß die Dame völlig nackt auf die Matratze gelegt wurde, den herabhängenden Kopf durch ein Kissen über einem umgedrehten Stuhl gestützt, die Beine herabhängend, eine Serviette auf dem Leib, und auf der Serviette, an der Stelle des Magens, ein Kreuz sowie der Kelch.

Madame de Montespan hat sich eine solche Art von Messe durch Guibourg bei der Voisin vor etwa drei Jahren lesen las-

sen, sie kam gegen zehn Uhr abends und ging erst gegen Mitternacht hinweg. Und da die Voisin zu der Dame sagte, daß sie die Zeit sagen möge, zu welcher man die beiden anderen Messen lesen könne, die erforderlich seien, um ihre Sache gelingen zu lassen, sagte diese, daß sie keine Zeit dafür finden könne, und sie [*die Voisin*] müsse ohne sie auskommen und tun, was nötig sei, um die Sache zu einem guten Ende zu führen. Worauf diese ihr versprach, daß sie die beiden Messen über sich nach ihrer, der Madame de Montespan, Meinung lesen lassen werde. Einige Zeit später wohnte sie [*die junge Voisin*] einer Messe bei, die Guibourg auf dieselbe Art über den Leib ihrer Mutter las, und bei der Opferung nannte er den Namen Louis de Bourbon und denjenigen der Dame, der aus zwei oder drei Namen bestand, sagte aber nicht den Namen Montespan.

Sie hat der Madame de Montespan mehrere Male im Auftrage ihrer Mutter Pulver gebracht, die über den Kelch gehalten worden waren, und andere Pulver, deren Eigenschaft und Verwendung man nicht kennt, da ihre Mutter, als sie sie fragte, was sie sagen solle, ihr sagte, daß es nichts zu sagen gäbe, weil alles besprochen sei. Und sie hat einmal die Zubereitung eines solchen Pulvers gesehen, welches aus Maulwürfen hergestellt war.

Schließlich erklärt Marguerite Monvoisin noch, daß Mademoiselle Des Oeillets, die Kammerfrau der Madame de Montespan, oft gekommen sei, um Pulver dieser Art für ihre Herrin abzuholen. Sie spricht ferner von einer Bittschrift, die dem König in Saint-Germain überreicht werden sollte:

[...] und war keine andere Absicht dabei, als den König mit dieser Bittschrift zu vergiften.

Sie fügt weiter hinzu:

Fünf Wochen oder einen Monat, bevor ihre Mutter verhaftet wurde, hatte diese zu ihr gesagt, daß sie sie nach Clagny

schicken wolle [*zu Madame de Montespan*] mit einem Billett, um zweitausend Taler zu verlangen, weil Romani gesagt hatte, daß man ohne Geld nicht die Stoffe bekommen könne, die er Mademoiselle de Fontanges vorlegen wolle und die nötig seien, damit er als Händler auftreten könne. Romani schien jedoch nichtsdestoweniger Geld zu haben.

Nach Laurent de La Beaumelle, dem Autor der Memoiren zur Geschichte der Madame de Maintenon, soll die letztere zu dieser Zeit mehrere Briefe an ihre Freundin Anne de Frontenac geschrieben haben, um ihr eine Szene zwischen dem König und Madame de Montespan zu beschreiben:

Am 19. August: Monsieur de Louvois hat Madame de Montespan eine Unterhaltung unter vier Augen mit dem König verschafft. Man [*Ludwig XIV.?*] vermutete seit einiger Zeit diese seine Absicht, beobachtete seine Schritte, sah sich gegen die Gelegenheiten vor, wollte seine Maßnahmen zunichte machen, aber diese waren so gut getroffen, daß man schließlich in die Falle ging. In diesem Augenblick sind sie dabei, Erklärungen zu geben, aber die Liebe allein wird heute den Ausschlag geben. Der König ist fest, aber Madame de Montespan in ihren Tränen ist sehr liebenswert.

Und am 23.: Diese Aufklärung hat den König wieder gefestigt. Ich habe ihn dazu beglückwünscht, daß er eine so gefährliche Feindin besiegt habe. Er gesteht, daß Herr von Louvois ein noch gefährlicherer Mann ist als der Prinz von Oranien, aber er ist ein notwendiger Mann. Madame de Montespan hat zuerst geweint, dann hat sie ihm Vorwürfe gemacht, schließlich hat sie hochfahrend gesprochen. Nach ihrer Gewohnheit hat sie über mich losgezogen.

Sollte die Favoritin Erklärungen über ihre Rolle in der Giftaffäre geben? Oder hatte Louvois, nach diesen Briefen zu urteilen, ihr nur Gelegenheit geben wollen, sich dem König wieder zu nähern? (La Beaumelle wird von Voltaire und allen zeitgenössischen Geschichtsschreibern als ein wenig ver-

trauenswürdiger Mann angesehen.) – Die Krankheit der Mademoiselle de Fontanges zieht sich hin. Am 1. September schreibt Madame de Sévigné wieder an ihre Tochter:

Man erzählt sich, daß die schöne Schönheit glaubt, vergiftet worden zu sein, und das fordert Vorsichtsmaßregeln. Sie ist immer noch leidend, aber so angetan von der Größe, daß man sie sich genau als das Gegenteil des kleinen Veilchens [*La Vallière*] vorstellen muß, das sich im Grase versteckte und sich schämte, Geliebte, Mutter, Herzogin zu sein. Von dieser Art wird es keine mehr geben.

Am 30. September 1680 wird die Giftmörderin La Filastre, die ebenfalls Madame de Montespan belastet hat, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Am gleichen Tage stellt die Kammer im Arsenal auf Befehl des Königs ihre Sitzungen vorläufig ein. La Reynie faßt die Lage in einem Memorandum zusammen, das er Louvois zustellt:

Es befinden sich einhundertsiebenundvierzig Personen in der Bastille und in Vincennes. Unter diesen Vielen ist nicht ein einziger, gegen den nicht schwere Beschuldigungen wegen Giftmordes oder Handels mit Giften vorlägen. Wenn indessen der Lauf der Gerechtigkeit angehalten wird, geht der größte Teil dieser Bösewichte straflos aus. Als die Voisin [*die Tochter*] auf dem Anklagestuhl gehört wurde, war die Rede von Madame de Montespan und Mademoiselle Des Oeillets. Davon ist in der Tat einiges in die Öffentlichkeit gedrungen, aber ich muß zur Ehre der Richter sagen – nachdem sie bei den Verhören der Filastre auf dem Anklagestuhl durch Herrn Boucherat verstanden hatten, daß ein Befehl des Königs vorliegen müsse, nicht auf die Einzelheiten des Planes dieser Frau, bei Mademoiselle de Fontanges Einlaß erhalten zu wollen, einzugehen, obgleich diese Elende gerade vor allen gesprochen und in dieser Richtung Verdacht erweckt hat und obgleich sie ganz klar gesagt hat, daß die Messe, von der Guibourg gesprochen hatte, von diesem in einem Keller und für den Pakt

der Madame de Montespan gelesen wurde –, daß nichtsdestoweniger der Respekt der Richter vor einem nur vermuteten Befehl bewirkt hat, daß über diese Dinge nichts nach außen gedrungen ist.

Aber, so fügt La Reynie hinzu:

Wenn die interessierten Personen Kenntnis erhalten von dem, was gegen sie gesagt worden ist, und wenn sie unschuldig sind, kann man dann annehmen, daß sie darüber in einer Art von Indolenz verbleiben und sich nicht erregen und keine Mittel ergreifen werden gegen Anklagen von dieser Ungeheuerlichkeit?

Andererseits, wenn diese gleichen Personen sich schuldig fühlen und wenn sie davon unterrichtet waren, daß etwas über sie entdeckt worden war, in welcher Unruhe und in welchen Gemütsbewegungen mußten sie dann sein inmitten der Freiheit, die sie genießen? Schien ihnen jeder andere Ausweg mehr zu fürchten als der, eine völlige Aufklärung dieser scheußlichen Verbrechen abzuwarten, und was kann in diesen Fällen der Furcht und der Verzweiflung diesen Menschen nicht noch einfallen, die schon fähig waren, sich anderen seltsamen und verbrecherischen Gedanken hinzugeben? Und vielleicht ist gerade die Zeit, da man sie verhört, gefährlich?

Meine Pflicht in einer so schweren und so bedeutenden Sache drängt mich, allein auf die Vermutung hin, daß diese Tatsachen möglich wären, dem König in meiner Eigenschaft als Richter und in Kenntnis der Akten vorzuhalten, daß in dieser Sache die Gefahr nicht näher untersucht werden soll, ohne vorher einige Vorsicht zu gebrauchen, und diese selbe Pflicht läßt mich Gott bitten, daß er Seine Majestät weiter beschützen und ihr eingeben möge, was unter diesen Verhältnissen zu seiner Ehre, zur Erhaltung Seiner Majestät und zum Besten der Gerechtigkeit geschehen soll.

Am 29. Januar 1681 fordert Louvois die Anklageakten von La Reynie an, der sie ihm schickt und dazu »Bemerkun-

gen« verfaßt, »die auf das Bündel der auf königlichen Befehl an Herrn Louvois übersandten Akten zu legen sind, welche sich in einer Kassette befinden, deren Schlüssel ich unter Siegel habe zusenden lassen«. Diese abgekürzten Notizen bestätigen alle gegen Madame de Montespan erhobenen Anklagen.

Le Sage, eindringlich über alles dies befragt, hat erklärt, daß die Absicht bestanden habe, den König durch Zauberei zu töten, daß die Voisin ihn an diesem Plan habe arbeiten lassen, daß Vautier und seine Frau [*zwei Freunde der Giftmischerin*] ihm den Großen Urheber [*den sogenannten Meister der Kabale*] zu diesem Zwecke beigegeben hätten und daß die Voisin, als sie sah, daß er, Le Sage, mit seinen Maschinen nichts ausrichtete, sich in die Hand des »Urhebers« gegeben habe, daß der »Urheber« an giftigen Pulvern bei Vautier gearbeitet habe, die er der Voisin für die Des Oeillets gegeben habe.

Und daß die Absicht bestand, sie der Madame de Montespan als Liebespulver zu geben und dabei den König durch die Hand der Madame de Montespan zu vergiften, ohne daß diese wußte, was sie tat. [...] Es wurde in diesem Prozeß festgestellt, daß bereits zwei oder drei Jahre bevor Le Sage verhaftet wurde, er die Befürchtung geäußert hatte, diese Sache würde ihn zugrunde richten. Er hat ausgesagt, daß er die Voisin verlassen wollte wegen der Beziehungen, die sie zu der Des Oeillets hatte.

Seit Beginn dieser Untersuchung ist von den gleichen Dingen die Rede gewesen. La Bosse, die zuerst verurteilt wurde, hat die ersten Nachrichten darüber gegeben, sie hat davon bei dem peinlichen Verhör gesprochen, aber weil der König noch nicht erlaubt hatte, daß man diese Aussagen gegen bedeutende Personen aufgreifen solle, und da im übrigen nichts vorlag, weshalb man ihnen die geringste Aufmerksamkeit hätte widmen sollen, wurde in dem Protokoll über das Verhör der La Bosse nichts von dem erwähnt, was sie über Madame de Montespan gesagt hatte.

Was die zweite Sache angeht, betreffend die andere Ab-

sicht, die man zur gleichen Zeit hatte, Mademoiselle de Fontanges durch Stoffe und Handschuhe zu vergiften, ist zu bemerken, daß die Tochter Voisin sagt, daß in dieser gleichen Zeit, das heißt in der Zeit des Planes mit der Bittschrift, schon vor dem März 1679, wie aus den Akten hervorgeht, ein Plan gegen die Person des Königs bestand und ein anderer Plan, Mademoiselle de Fontanges zu vergiften.

Romani hatte versucht, in das Haus Madame de Fontanges zu gelangen, um als Stoffhändler mit Stoffen und Handschuhen durch La Bretesche eingeführt zu werden, welche, unabhängig von dieser Sache, in anderen Prozessen als berühmte Giftmischerin bezeichnet wird.

Inzwischen ist Mademoiselle de Fontanges an den Hof zurückgekehrt, aber sie ist stets leidend, und im Frühling 1681 verschlimmert sich ihr Zustand. Man bringt sie nach dem Faubourg Saint-Jacques in einen kleinen Pavillon, der zu Port-Royal gehört, wo sie am 28. Juni stirbt. An ihrem Sterbebett befindet sich nur der Herzog von Noailles. Ludwig XIV. schreibt sofort an diesen:

Obgleich ich schon seit langem die Nachricht, die Sie mir gemeldet haben, erwartete, hat sie mich dennoch überrascht und betrübt. Ich sehe aus Ihrem Brief, daß Sie alle notwendigen Anordnungen gegeben haben, um das ausführen zu lassen, was ich Ihnen aufgetragen habe. Sie brauchen nur fortzuführen, was Sie begonnen haben. Bleiben Sie, solange Ihre Anwesenheit notwendig ist, und kommen Sie dann, um mir über alles Bericht zu erstatten.

Was die Absicht angeht, die Leiche öffnen zu lassen, so glaube ich, daß es die beste Lösung wäre, wenn man es vermeiden könnte.

Übermitteln Sie den Brüdern und Schwestern meine Komplimente und versichern Sie sie, daß sie mich bei gegebener Gelegenheit stets geneigt finden werden, ihnen Zeichen meiner Protektion zu gewähren.

Welches sind die Befehle, von denen der König spricht? Es handelt sich darum, durch den Kommissar Delamare unter der Aufsicht von La Reynie die Korrespondenz von Mademoiselle de Fontanges sicherzustellen, bevor ihre Diener sich ihrer bemächtigen konnten. Und am 2. Juli 1681 schreibt der Herzog von Noailles an Delamare:

Wenn Sie die Briefbotschaften, von denen ich Ihnen gesprochen habe, und das Bild herausgeholt haben, müssen Sie sie mir entweder selbst bringen oder sie mir auf einem sicheren Weg schicken, das Ganze wohl mit Ihrem Petschaft versiegelt.

Nach Bussy-Rabutin und seinem Buch »L' histoire amoureuse des Gaules« fand jedoch eine Autopsie statt, und sie bestätigte den Verdacht der Vergiftung:

Nachdem man sie geöffnet hatte, fand man an den edlen Teilen kleine schwarze Flecke, welche, wie man behauptet, unzweifelhafte Beweise dafür sind, daß sie vergiftet worden ist. Der Schmerz des Königs darüber war so heftig, daß er sich nicht beherrschen konnte, ihn sehen zu lassen, und es ist sicher, daß er sich an Madame de Montespan auf spektakuläre Art gerächt haben würde, wenn er nicht zwingende Gründe gehabt hätte, sein Ressentiment zu verbergen. Denn er war vollkommen davon überzeugt, daß Mademoiselle de Fontanges der Eifersucht und der Verzweiflung dieser ehrgeizbesessenen Frau zum Opfer gefallen war, die sich in der Hoffnung gewiegt hatte, immer herrschen zu können.

Ein Fragment des Protokolls über die Obduktion von Mademoiselle de Fontanges befindet sich übrigens in den Archiven der Bastille:

Die Ursache des Todes dieser Dame muß einzig der totalen Fäulnis der rechten Lungenlappen zugeschrieben werden, die sich ergeben hat als Folge der krankhaften Veränderung und

der heißen und trockenen Verfassung ihrer Leber, welche eine große Menge galligen und scharfen Blutes erzeugt und die vorhergegangenen Blutverluste verursacht hat.

Ezechiel Spanheim, der außerordentliche Abgesandte des brandenburgischen Kurfürsten in Versailles, glaubt den Tod der jungen Frau verursacht durch:

[...] eine bedauerliche Krankheit, die ihr von ihrem ersten Wochenbett geblieben war und die ein ziemlich verbreitetes Gerücht, das jedoch vielleicht unbegründet war, einem Trank zuschrieb, der ihr auf Befehl der Madame de Montespan verabreicht worden wäre.

Liselotte von der Pfalz jedoch ist kategorisch:

Es ist sicher, daß die Fontanges an Gift gestorben ist. Sie selbst hat die Montespan als an ihrem Tod schuldig angeklagt. Ein Diener, den diese bestochen hatte, hat sie mit Milch vergiftet, ebenso wie einige ihrer Leute. Zwei davon sind gestorben, und man sagt öffentlich, daß sie vergiftet worden sind.

Die Giftaffäre wird erst im Juli 1682 abgeschlossen. La Reynie zieht die Bilanz in einem Dokument, das in den Archiven der Bastille liegt: 210 Sitzungen, 319 Verhaftungsbefehle, 318 tatsächliche Verhaftungen, 88 Verurteilte ... Er sagt abschließend:

Es ist angebracht, die Kammer aufzuheben, aber man muß vermeiden, dies unter dem Eindruck der Ermüdung oder des Abscheus der Richter zu tun, damit nicht die große Zahl der interessierten Personen darin einen Anlaß findet, die Justiz zu schmähen.

Am 15. Dezember des gleichen Jahres unterzeichnet der König den Befehl zur Deportation und zur Einkerkerung der

66 Angeklagten, die sich noch in der Bastille oder in Vincennes befinden. Guibourg, Le Sage, Romani und acht andere werden in der Zitadelle von Besançon eingekerkert. Am 16. Dezember schreibt der Minister Louvois an Chauvelin, den Intendanten der Franche-Comté:

Besonders empfehlen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, diesen Herren [*den Offizieren der Garnison*], zu verhindern, daß man die Dummheiten hören kann, die sie [*die Gefangenen*] herumschreien könnten, da es öfters vorgekommen ist, daß sie solche über Madame de Montespan verbreitet haben, die ohne jeden Grund sind, und ihnen zu drohen, sie beim geringsten Lärm so grausam zu züchtigen, daß es keinen mehr geben werde, der einen Laut von sich zu geben wage.

Prinzliche Spiele

Am 6. März 1682 richtet sich der Hof endgültig in Versailles ein. Das Unterhaltungsprogramm sieht drei Komödien in der Woche vor, Ball an jedem Samstag und an den anderen Tagen Musik und Gesang von sechs Uhr abends ab. Es wird auch sehr viel gespielt: der Dauphin, die Dauphine, Monsieur und Madame haben zusammen einen Salon. Der Marquis de Sourches, Prévôt de l' Hôtel du Roi (etwa oberster Sicherheitsbeamter des königlichen Schlosses, Profos) und Grand Prévôt (Großprofos) von Frankreich, schreibt in seinen Memoiren:

Und in diesem selben Zimmer befand sich eine große Zahl von Tischen, die mit kostbaren Teppichen bedeckt waren und wo jeder das Spiel spielte, das ihm am besten gefiel. Eine große Zahl von Bediensteten hatte an nichts anderes zu denken, als die Wünsche der Spieler zu erraten. In dem vierten Zimmer befand sich ein Billard, an dem der König sehr oft mit den besten Spielern des Hofes spielte. In dem fünften war ein großartiger Imbiß hergerichtet, wo jeder hinging, um zu essen und zu trinken, wann es ihm gefiel. Am reizendsten jedoch war die Ungezwungenheit, die dort herrschte, dank der Güte des Königs, der nicht wollte, daß man an diesen Tagen ein Zeremoniell beobachtete, und der sich leutselig inmitten der Spieler und Zuschauer hin- und herbewegte, ohne daß ihm jemand anderer folgte als der Hauptmann seiner Garden.

Indessen genügt diese Ungezwungenheit den jungen Prinzen und ihren Höflingen nicht. An diesem Hofe, den die

Giftaffäre in eine solche Bewegung versetzt hat, beunruhigt nun ein anderes Laster den König. Nicht selten werden Vorfälle von der Art erwähnt, wie sie Bussy-Rabutin am 27. Januar 1680 seinem Schwiegersohn La Rivière erzählt:

Letzthin, als der Herzog de La Ferté, Berain, der Chevalier de Colbert und d'Argenson betrunken im B ... waren, schickten sie nach einem Gebäckverkäufer, welchen, da er ein hübscher Junge war und sie ihn nach ihrem Geschmack fanden, sie zu ihrem Lustknaben machen wollten, und da er sich verteidigte, brachten sie ihm zwei Degenstiche bei. Als der König dies erfuhr, befahl er Herrn Louvois, dem Herzog de La Ferté alle Schmähungen zu sagen, die eine solche Tat verdient. Herr Colbert sperrte seinen Sohn ein und verprügelte ihn schimpflich.

Und der ehrliche Primi Visconti bestätigt, daß er sich gegen die Anträge des Marquis de La Vallière, des Bruders der Exfavoritin, zu verteidigen hatte:

Eines Tages führte er mich in sein Zimmer, näherte sich mir und sagte: »Mein Herr, in Spanien die Mönche, in Frankreich die Großen, in Italien jedermann ...« Ich warf mich zurück und erwiderte scherzend, daß dieser Gedanke mir fern läge, daß ich fünfundzwanzig Jahre alt sei und einen Bart habe. Er erwiderte mir, daß Franzosen von Geschmack sich weder um das Alter noch um den Bart kümmerten. Kurz, ich hatte nicht wenig Mühe, um wegzukommen. Der Marquis starb wenig später an einer Krankheit am Anus, und diese Krankheit war dazumal sehr verbreitet.

Madame de Sévigné, etwas diskreter, schreibt am 16. Oktober an ihre Tochter:

Monsieur de La Vallière ist an ich weiß nicht was gestorben. Ich finde es immer häßlich, wenn Männer eine Krankheit am Hinterteil haben.

Das Beispiel kommt übrigens von oben. François Hébert, Pfarrer von Versailles, brandmarkt in seinen Memoiren die »schandbaren Praktiken«, denen sich die Höflinge und gewisse Mitglieder der königlichen Familie hingeben:

Ich hätte sehr gewünscht, daß der König mit Nachdruck gehandelt hätte, um diesen abscheulichen Lastern entgegenzuwirken. Ich hatte wegen dieser Sache eine lange Unterhaltung mit Madame de Maintenon, die durchaus unterrichtet war über das, was sich in dieser Hinsicht ereignete. Ich stellte ihr eindringlich vor, daß ich sie für verpflichtet halte, darüber mit dem König zu sprechen und ihn zu bewegen, seine ganze Autorität einzusetzen, um dieser abscheulichen Verderbtheit Einhalt zu gebieten. Sie sagte mir, daß sie dies bereits mehrere Male getan hätte.

»Aber, Madame«, entgegnete ich ihr, »haben Ihre Vorstellungen denn keinen Eindruck auf den König gemacht, und kann Seine Majestät nicht einsehen, daß solche Vergehen seinem Königreich alle Übel und den Zorn Gottes zuziehen können, der sie nie und nimmer ungestraft lassen wird?«

»Ich habe es ihm gesagt«, antwortete mir diese Dame, »und eines Tages, als ich in ihn drang, diese Dinge zu beseitigen, antwortete er mir: ›Da müßte ich bei meinem Bruder anfangen.‹ «

Bussy-Rabutin schildert in seiner »France galante« die »italienischen Sitten« des Hofes:

Die Willfährigkeit aller dieser Damen hatte ihre Reize für die Jugend so verächtlich gemacht, daß man bei Hofe beinahe nicht mehr wußte, was es wäre, sie nur anzusehen. Die Ausschweifung herrschte dort mehr als an irgendeinem anderen Orte der Welt, und obgleich der König des öfteren seinen unglaublichen Abscheu vor dieser Art von Vergnügungen bezeugt hatte, so war dies dennoch das einzige, worin ihm nicht Folge geleistet wurde. Der Wein und das, was ich nicht zu sagen wage, waren so sehr im Schwange bei Hofe, daß die-

jenigen, die ihre Zeit angenehmer hinzubringen suchten, überhaupt kein Ansehen mehr genossen, und welche Neigung sie auch haben mochten, nach den Gesetzen der Natur zu leben, die Zahl derjenigen, die in der Unmoral lebten, war größer als ihre, und das Beispiel verdarb die anderen, so daß sie nicht lange ihren Sitten treu blieben.

Nicht allein die meisten der Standesherren waren von diesem Schlage, sondern auch die Prinzen, was den König außerordentlich aufbrachte. Sie verhielten sich indessen so diskret wie möglich, um ihm nicht zu mißfallen, und das zwang sie nun, die ganze Nacht umherzustreunen, da sie hofften, die Finsternis würde ihnen gnädig sein. Aber der König (der über alles informiert wurde) erfuhr, daß sie eines Tages, nachdem er sich zur Ruhe begeben hatte, nach Paris gegangen waren, wo sie derart gezecht hatten, daß mehrere betrunken in ihrer Karosse nach Hause zurückgekehrt waren. Und da sich dies in einem Wirtshaus abgespielt hatte (denn sie beobachteten keine Vorsicht mehr, um ihre Ausschweifungen geheimzuhalten), nahm er es zum Anlaß, einem jungen Prinzen, der bei der Gesellschaft gewesen war und an dem er großen Anteil nahm, eine lange Strafpredigt zu halten. Er sagte ihm, daß, wenn er schon unglücklich genug wäre, dem Weine ergeben zu sein, er zu Hause trinken solle, soviel er möge, aber nicht an einem Orte wie diesem, der in jedem Falle einer Person von seiner Geburt unwürdig sei.

Diese Jugend war so dem Trunke ergeben, daß kein Tag verging, an dem man nicht von ihren Exzessen sprechen hörte. Indessen, welche Ausschweifungen sie auch begingen, so kam doch keine der gleich, die sie in einem anständigen Hause verübten, wo sie, nachdem sie diejenigen der Kurtisanen, die ihnen am besten gefielen, auf italienische Art traktiert hatten, eine von ihnen mit Gewalt an Armen und Beinen an die Bettpfosten fesselten und dann, nachdem sie ihr eine Rakete an einer Stelle, die mir der Anstand zu nennen verbietet, beigebracht hatten, diese unbarmherzig anzündeten, ohne sich von den verzweifelten Schreien dieser Unglücklichen rühren zu lassen. Nach einer so tollwütigen Tat trieben sie die Roheit

bis zum äußersten, sie durchschweiften die ganze Nacht die Straßen, zerstörten eine Unzahl von Laternen und hatten nicht genug, bis sie auf der Holzbrücke, die auf die Insel führt, als Gipfel der Tollheit, oder besser gesagt der Gottlosigkeit, das Kruzifix, das sich in der Mitte befand, ausgerissen hatten; damit noch nicht zufrieden, wollten sie Feuer an die Brücke legen, was ihnen aber nicht gelang.

Es hat sich nun eine Art Bruderschaft unter jenen jungen Leuten gebildet, die dem Laster ergeben waren, das der König verdammt. Sandras de Courtilz schreibt in seinen »Intrigues amoureuses de la Cour de France«:

Um sich nicht den Zorn des Königs zuzuziehen, hielten sie es für geraten, einen Schwur zu leisten, auf alle Frauen zu verzichten, und diesen Schwur allen jenen abzuverlangen, die in die Bruderschaft einzutreten wünschten, denn sie beschuldigten einen von ihnen, ihre Mysterien einer Dame entdeckt zu haben, mit der dieser sich gut stand, und sie glaubten, daß der König auf diese Art alles erfahre, was sie täten. Sie beschlossen sogar, diesen nicht mehr in ihre Gesellschaft aufzunehmen, jedoch nachdem er aufgenommen zu werden wünschte und geschworen hatte, diese Frau nicht mehr sehen zu wollen, ließen sie für dieses eine Mal noch Gnade ergehen unter der Bedingung, daß es kein Erbarmen mehr für ihn geben würde, wenn er wieder zu ihr zurückkehre. Hierin bestand die erste Regel der Bruderschaft, aber da die meisten gesagt hatten, daß dann ihr Orden bald so groß sein würde, wie der des heiligen Franziskus und es nötig sei, Regeln aufzustellen, wie man in ihm leben müsse, billigten die übrigen diesen Beschluß, und es handelte sich nur mehr darum, diejenigen auszuwählen, die die Satzung aufzustellen hatten.

Es folgen nun heftige Zänkereien unter den Kandidaten:

Der Chevalier de Tilladet hatte das Wort ergriffen und gesagt, daß Manicamp ihm früher hätte Konkurrenz machen

können, was er nicht ungewöhnlich gefunden haben würde, weil das Gerücht ging, daß er große Qualitäten gehabt hätte, aber heute, da seine Kräfte verbraucht seien, wäre es ein Mißgriff, ihm ein Amt zu geben.

Manicamp konnte es nicht ertragen, daß man ihm in so guter Gesellschaft auf diese Art seinen Prozeß machen sollte, und fürchtete, daß danach niemand mehr mit ihm zu tun haben wolle, so daß er sagte, er sei noch nicht so unfähig, daß er nicht der Marschallin d'Estrées, seiner Schwester, einige Dienste habe erweisen können, die sehr zufrieden gewesen wäre, daß sie sich nicht habe anderswo umsehen müssen, und daß jene, die sie kännten, wohl wüßten, daß sie sich nicht mit wenigem zufriedengebe, wogegen sie sich über ihn niemals beklagt habe.

Sandras de Courtilz verfällt zweifellos ins Romanhafte, aber der Marquis de Sourches bestätigt in seinen Memoiren diese Dinge:

Der Anfang des Monats Juni 1682 wurde gekennzeichnet durch die Verbannung einer großen Zahl vornehmer Leute, die ultramontaner Ausschweifungen beschuldigt wurden. Der König verbannte sie nicht alle auf einmal vom Hofe, sondern zuerst den Prinzen de La Roche-sur-Yon, den er nach Chantilly schickte zu seinem Onkel. Monsieur le Prince, dann den Prinzen von Turenne und den Marquis de Créquy (den Sohn des Marschalls), der Befehl erhielt, sich nach Straßburg zu seinem Regiment, dessen Hauptmann er war, zu begeben.

Einige Tage später verbannte der König den Chevalier de Saint-Maure, einen der sechs Edelleute, die der König dem Dauphin beigegeben hatte und die ihm überallhin folgen sollten[1]; den Chevalier de Mailly, der seit seiner Kindheit mit Monseigneur zusammen erzogen worden war; Herrn von Caillemotte, den Sohn des Herrn von Ruvigny, des General-

1 Diese sechs Edelleute waren: Dangeau, Cheverny, Florensac, Grignan (der Bruder des Schwiegersohnes der Madame de Sévigné), Thorigny und Saint-Maure. Sie bezogen jeder ein Gehalt von sechstausend Livres.

deputierten der Hugenotten; Herrn von Mimeurre, der als Page der Gemächer von Monseigneur aufgewachsen und mit tausend Talern Pension noch in seinen Diensten war; und den Chevalier de Tilladet, den Cousin Louvois, der Dragoneroberst und maréchal de camp [*etwa Brigadegeneral*] gewesen war. Dieser letztere hatte noch während einiger Tage die Hoffnung, wieder zu Gnaden zu kommen, aber schließlich mußte er wie die anderen auch abreisen. Schließlich verbannte der König noch den Grafen de Roucy und den Vidame von Laon [*Vidame war der weltliche Stellvertreter eines Bischofs*], die Söhne des Grafen de La Roye aus dem Hause de La Rochefoucauld, eines Hugenotten, aber eines der tapfersten, der ehrenwertesten und der besten Herren des Königreiches. Der Herzog von La Rochefoucauld setzte all seinen Kredit beim König ein, um seinem Verwandten, den er sehr liebte, einen so tödlichen Kummer zu ersparen. Aber der König blieb unerbittlich. Er gewährte indessen auf die inständigen Bitten von Monsieur Le Grand, daß der Graf von Brionne, sein ältester Sohn, nicht wie die anderen verbannt wurde, obgleich er derselben Sache angeklagt war. Aber Monsieur Le Grand konnte den Grafen von Marsan, seinen Bruder, nicht retten, welcher, obgleich er nicht vom Hofe entfernt wurde, unwiderruflich im Ansehen des Königs gesunken war. Man beschuldigte noch eine große Zahl von Hofleuten.

Der Herr Graf von Vermandois[1], der erst vierzehn oder fünfzehn Jahre zählte, war an diesen Ausschweifungen beteiligt und hatte, da der König ihn mit der ganzen Autorität eines Vaters und eines Königs ins Verhör genommen hatte, nicht gegen ihn bestehen können und alles eingestanden, so daß der König durch ihn die Namen der Beteiligten erfahren hatte, was dann zu ihrer Verbannung führte. Man beschuldigte noch eine Anzahl anderer, aber am 10. Juni waren nur diejenigen verbannt, die ich genannt habe.

[1] Der junge Prinz wurde nach der Normandie verbannt. Er sollte im folgenden Jahre bei der Armee in Flandern, wohin er mit sechzehn Jahren geschickt worden war, an einem Fieberanfall sterben.

Unter den Verbannten befindet sich der junge Prinz de La Roche-sur-Yon, der Neffe des Prinzen von Condé (der nach dem Tode seines älteren Bruders Prinz von Conti wird). Der König ist immer von äußerster Strenge gegen diesen jungen Mann, der von außerordentlicher Schönheit und der Liebling des Hofes ist, und gegen seinen Bruder Armand, der mit der natürlichen Tochter des Königs und der La Vallière vermählt ist. Für diesmal wird François-Louis de La Roche-sur-Yon an den Hof zurückgerufen, wird aber ständig überwacht. Dangeau wird später in seinem Journal unter dem 26. Dezember 1684 berichten:

Die Herren Prinzen von Conti haben sich heftig darüber beklagt, daß Monsieur de La Feuillade ihnen am Weihnachtsabend, als sie bei Herrn de Langlec soupierten, Späher nachgeschickt hat. Der König erklärte, daß dies auf seinen Befehl geschehen sei und daß er Monsieur de La Feuillade diesen Auftrag gegeben habe, um zu verhindern, daß sich zwischen den Prinzen und dem Herrn von Soissons etwas ereigne.

Der König zeigt sich nicht von der gleichen Strenge gegenüber dem Herzog von Vendôme (dem Urenkel Heinrichs IV. und Gabriele d'Estrées') dem vom Glück begünstigten General, über dessen Gunststellung am Hofe sich Saint-Simon entrüstet:

[...] was einen äußerst verwundert bei dem König, der während einer so langen Zeit seines Lebens galant gegenüber den Damen und während einer anderen Zeit von großer Frömmigkeit war und dadurch oft seiner Umgebung lästig fiel, in beiden Lebensabschnitten jedoch erfüllt von einem gerechten und ganz besonderen Abscheu gegen alle Bewohner Sodoms und sogar auch nur gegen den leisesten Anschein dieses Lasters. Der Herr von Vendôme frönte zeit seines Lebens diesem Laster schmutziger als irgendeiner, und dies in so öffentlicher Weise, daß er selbst darum nicht mehr Umstände machte als bei der leichtesten und unschuldigsten Galanterie,

ohne daß jedoch der König, der dies von Anfang an wußte, jemals daran Anstoß genommen noch ihn weniger gut behandelt hätte. Dieser Skandal folgte ihm sein ganzes Leben hindurch, am Hofe, zu Anet und bei der Armee. Seine Diener und untergeordneten Offiziere befriedigten stets seine scheußliche Neigung, waren dafür bekannt und als solche von seinen Vertrauten und jenen, die sich gut bei ihm stellen wollten, umschmeichelt.

Andere, wie etwa der Marquis d'Effiat, werden nicht von der königlichen Ungnade betroffen: man denkt – einige Zeit später – sogar daran, ihn dem Sohn des Herzogs von Orléans als Erzieher zuzuteilen, worüber Liselotte sich höchlich entrüstet:

Darauf antwortete mir Monsieur: »Ich muß wirklich gestehen, daß der Marquis d'Effiat lasterhaft war und daß er die Knaben geliebt hat, aber er hat sich schon seit langem von diesem Laster bekehrt.« – »Es ist erst ein paar Jahre her«, antwortete ich, daß ein junger und hübscher Deutscher, der hier war, mir seine Entschuldigungen übermittelt hat, daß er mich nicht so oft besuche, wie er wolle, weil d'Effiat ihn zu sehr belästige, wenn er ins Palais Royal komme.

Glücklicherweise benimmt sich der Thronerbe normal. Im Juli 1682 ist das große Ereignis in Versailles die Geburt des Herzogs von Burgund, des Sohnes des Grand Dauphin. Der Abbé de Choisy, der der Geburt dieses Dauphins beigewohnt hat, schildert uns in seinen Memoiren die Atmosphäre, die in Versailles und in Paris herrschte:

Der König kam als erster aus dem Vorzimmer und sagte uns: Madame La Dauphine ist von einem Sohne entbunden. Ich war beide Male anwesend und stellte einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Freude und Freude fest. Alle waren sehr glücklich über die Geburt des Herrn Dauphin, überall wurden Freudenfeuer entzündet, und die spanischen

Komödianten tanzten im Brunnenhofe vor dem Balkon der Königin ein Ballett mit Kastagnetten, Harfen und Gitarren. Bei der Geburt des Herzogs von Burgund verlor man jedoch fast den Verstand. Jeder nahm sich die Freiheit, den König zu umarmen. Die Menge trug ihn von der Oberintendantur, wo Madame la Dauphine entbunden worden war, bis zu seinem Appartement. Er ließ sich umarmen von wem immer. Das niedere Volk war außer sich. Sie machten von allem Freudenfeuer. Sänftenträger verbrannten ganz selbstverständlich die vergoldete Sänfte ihrer Herrin. Sie entzündeten ein großes Freudenfeuer im Hofe der Prinzengalerie und warfen einen Teil der Täfelung und des Parketts der Galerie in das Feuer. Bontemps, der darüber in Zorn geriet, ging es dem König zu sagen, der zu lachen begann und sagte: »Man soll sie gewähren lassen, wir werden ein anderes Parkett bekommen.« In Paris war die Freude ebenso groß und dauerte lange an; die Läden waren während dreier Tage geschlossen.

Madame de »Maintenant«

Im Herbst des Jahres 1679 wurde mit dem Bau eines kleinen Schlosses in Marly begonnen, wo der König sich von dem Pomp und der Etikette von Versailles erholen will. Denn, wie Saint-Simon sagt:

Schließlich, müde des Schönen und der Menge, redete der König sich ein, daß er auch einmal das Kleine und die Einsamkeit wünsche. Er sah sich in der Gegend von Versailles um, um etwas zu finden, das diesem neuen Geschmack angemessen wäre. Er besuchte mehrere Orte, wanderte auf den Hügeln umher, die den Blick auf Saint-Germain freigeben und die große Ebene, die unten liegt und durch die sich die Seine windet und, nachdem sie Paris verlassen hat, so viele große Ortschaften und Besitzungen bewässert. Man drängte ihn, sich in Luciennes niederzulassen, wo Cavoye nachmals ein Haus mit herrlichem Ausblick hatte, aber er antwortete, daß diese glückliche Lage ihn ruinieren würde und daß, da er nur ein Geringes wünsche, er auch eine Lage wünsche, die ihn nicht in Versuchung bringe, irgend etwas zu unternehmen. Er fand ein enges Tal hinter Luciennes, tief, mit steilen Hängen, unzugänglich durch Sümpfe, ohne irgendwelchen Ausblick, von allen Seiten von Hügeln umschlossen und äußerst eng, mit einem elenden Dorf an einem der Hänge, das sich Marly nannte. Diese Abgeschlossenheit ohne Ausblick und ohne Möglichkeit, solchen zu schaffen, war der ganze Vorzug. Die Enge des Tales, in dem man sich nicht ausdehnen konnte, erhöhte ihn noch.

Félibien beschreibt in »La Vie des Peintres« dieses Schloß von Marly:

Dieses Schloß befindet sich inmitten eines Parks, der an den von Versailles anstößt. Ein runder Hof, in dem sich die Wachmannschaften befinden und in den die Höfe für die Ställe und Wagenremisen einmünden, ist das erste, was sich darbietet. [...] Von diesem Hofe aus gelangt man zum Schloß über eine Zufahrt von einhundertfünfzehn Klaftern Länge, die von Böschungen mit Bäumen gesäumt ist. Am Ende der Allee kommt man zum Vorhof, in dem zwei Pavillons stehen, deren einer die Kapelle ist [...], und in dem anderen befindet sich im Erdgeschoß das Wachlokal, die Wohnungen darüber beherbergen mehrere höhere Offiziere.

Das Schloß besteht eigentlich aus einem großen freistehenden Pavillon, der sozusagen das Mittelstück bildet, und zwölf kleineren, die sich, je sechs, zu beiden Seiten befinden.

Der große Pavillon mißt zwölf Klafter auf allen Seiten; die äußere Ausschmückung besteht in Freskomalerei und korinthischen Säulen sowie in Trophäen und Inschriften zwischen den Fenstern des ersten Stockwerks.

Es wird nun zur Gewohnheit, daß sich der König des öfteren mit nur einigen bevorzugten Höflingen (zwei Personen je Pavillon) hierher zurückzieht und während dieses Aufenthalts jede Etikette aufhebt. – Noch ein anderer Wechsel hat sich am Hofe vollzogen. Schon am 18. September 1680 schreibt Madame de Sévigné an ihre Tochter:

Ich weiß nicht, welchem Hofmann zuerst die Zunge ausgerutscht ist: sie nennen, ganz leise, Madame de Maintenon Madame de Maintenant[1]. Diese Dame de Maintenon oder de Maintenant verbringt alle Abende von acht bis zehn Uhr bei Seiner Majestät. Monsieur de Chamarande bringt sie hin und führt sie wieder zurück, im Angesichte aller.

1 Wortspiel mit frz. maintenant = jetzt, nunmehr, gegenwärtig; »Madame de Maintenant« also im Sinne von »Die Derzeitige«.

Im Laufe des Jahres 1681 gewinnt die neue Favoritin immer mehr an Boden und nimmt sogar die Königin für sich ein. Languet de Gergy, der Schützling Bossuets, der später Almosenier der Herzogin von Burgund wird, erklärt:

Der Gegensatz einer Bescheidenheit und Zurückhaltung, die so selten bei den Hofleuten waren, zu der unersättlichen Gier der Madame de Montespan, trug nicht wenig dazu bei, den König von dieser loszulösen und ihm eine Neigung für Madame de Maintenon einzugeben, aber diese Neigung beschränkte sich immer nur auf Achtung, und die Leidenschaft für Madame de Montespan, wie abgekühlt sie auch war, bestand noch immer. Der Grund hierzu war vielleicht in dem Verhalten der Königin gegenüber dem König zu suchen. Die Königin war eine fromme Fürstin, aber sie hatte keine sehr einnehmenden Manieren, war manchmal ungefällig und besaß nichts von jenen äußeren Talenten, die das Herz eines Gatten gewinnen können. Sie hatte mit einer zu sehr betonten Ungeduld die Verhältnisse des Königs mit seinen Geliebten ertragen und ermangelte bei hundert Gelegenheiten jener zarten Aufmerksamkeiten, an die der König durch die Gefälligkeit seiner Hofleute gewöhnt war. Ihre Frömmigkeit hieß sie zur Kirche gehen, wenn der König wünschte, daß sie mit ihm zur Promenade käme, und ihre Laune ließ sie die Zurückgezogenheit vorziehen, wenn der König wünschte, sie an den Festen und Vergnügungen teilnehmen zu sehen, die er dem Hofe gab.

Nichtsdestoweniger bezeigte sie Madame de Maintenon Achtung und bald sogar Vertrauen. Sie fand Gefallen an ihrem Geist, ihrer Diskretion, ihrer Bescheidenheit und ihrer Frömmigkeit; sie machte sich ihren Rat zu Nutzen. Madame de Maintenon beantwortete ihre Freundlichkeiten, indem sie den König bewog, mehr Aufmerksamkeit und Rücksicht sowie ein zärtliches Verhalten gegenüber der Königin an den Tag zu legen. Dies war einer der ersten Erfolge ihrer Gunst und des Sturzes der Madame de Montespan. Die Königin erkannte bald, wem sie dies verdankte. Sie war bis zu

Tränen gerührt über die Freundschaftsbeweise, die ihr der König gab, und sagte überglücklich: »Gott hat Madame de Maintenon aufgerufen, um mir das Herz des Königs wiederzugeben.« Sie stellte ihr dieses Zeugnis noch wenige Tage vor ihrem Tode aus, als sie den Personen, die ihr Vertrauen hatten, gestand, daß sie noch niemals so gut von dem König behandelt worden sei, als seitdem Madame de Maintenon angefangen hatte, Einfluß zu gewinnen.

Aber Liselotte von der Pfalz erzählt die Sache ganz anders:

Die Montespan ist schuld daran, daß der König sich in die alte Zott [*sie nennt Madame de Maintenon nie anders in ihren Briefen*] verliebt hat. Zuerst, damit sie sie bei ihren Kindern haben sollte, hat sie dem König verborgen, daß dieses Tier ein sehr ausschweifendes Leben geführt hat. Sie hat allen, die mit dem König zusammenkamen, empfohlen, diese Frau zu loben und ihre Tugend und Frömmigkeit zu preisen. Auf diese Weise hat man dem König eingeredet, daß alles, was man ihm an Schlechtem und Ungünstigem über sie sagte, nur Lüge sei, und er hat sich niemals von dieser irrigen Meinung freigemacht.

Die Montespan war eine launenhafte Kreatur, die sich in nichts beherrschen konnte, jegliche Art Vergnügen liebte, sich langweilte, mit dem König allein zu sein; sie liebte ihn nur aus Eigennutz und Ehrgeiz und kümmerte sich sehr wenig um ihn selbst. Um ihm Unterhaltung zu geben, hatte sie sich ausgedacht, die Maintenon kommen zu lassen, damit er nicht merken sollte, wie sie selbst spielte und sich vergnügte.

Die Alte [*Madame de Maintenon, die den Herzog von Maine erzogen hatte*] benutzte ihren Herzog von Maine, um seiner Mutter einzureden, daß, da der König andere Geliebte, wie die Ludre und die Fontanges, hatte, sie keine Autorität mehr haben und ein Gegenstand der Verachtung für den ganzen Hof sein würde. Das ärgerte sie. Sie war schlechter Laune, wenn der König zu ihr kam. Die Maintenon dagegen hörte nicht auf, den König zu bemitleiden; sie sagte ihm, daß er sich

der Verdammnis aussetze, wenn er nicht besser mit der Königin lebe. Der König erzählte dies alles der Königin wieder, welche, da sie die beste Seele von der Welt war, glaubte, der Madame de Maintenon nun sehr verpflichtet zu sein; sie zeichnete sie aus und willigte darin ein, daß diese zur Dame d'atours der Dauphine aus Bayern ernannt wurde, so daß die Maintenon nun nichts mehr mit der Montespan gemein hatte. Diese wurde darüber so rasend, daß sie dem König das ganze Leben der Scarron erzählte, aber der König, der wohl wußte, welch ein bösartiger Teufel sie war und daß sie in ihrem Zorn niemand verschonte, wollte nichts davon glauben, was immer sie ihm auch sagen mochte.

Madame de Montespan scheint indessen im Laufe dieses Jahres 1681 nicht allen Einfluß auf den König verloren zu haben. Sie bemüht sich, Mademoiselle de Montpensier zur Schenkung ihrer Güter, des Fürstentums Dombes und der Grafschaft Eu, an den Herzog von Maine zu bewegen gegen das Versprechen der Freilassung ihres teueren Lauzun, der immer noch im Gefängnis ist. Die arme Verliebte willigt darin ein und erzählt, was dann geschah:

Eines Tages, als ich an nichts dachte und bei Tische war, schickte Madame de Montespan und ließ mich fragen, ob ich spazierengehen wolle, da schönes Wetter sei. Sie ließ mich bitten, in ihrem Zimmer vorbeizukommen. Der König fragte mich, was es gäbe, und ich sagte es ihm. Er sagte: »Gehen Sie, da sie mit Ihnen zu sprechen hat.« Mir schlug das Herz, und ich dachte wohl, daß es sich um Herrn von Lauzun handeln müsse.

Als ich eintrat, sagte Madame de Montespan: »Sie haben nicht gerade Eile zu kommen, und ich hatte deren sehr, daß Sie kämen. Der König hat mir gesagt, daß Herr von Lauzun aus Pignerol herauskäme, um nach Bourbon zu gehen. Ich antwortete: »Wie, er soll nicht hierherkommen, nach allem was ich getan habe?« Sie sagte zu mir: »Ich weiß darüber nicht mehr. Er [*der König*] läßt Ihnen die Wahl, wo Sie wünschen,

daß er ihn hält. Er will, daß es den Anschein einer Gefangenhaltung habe.« Ich weinte und sie sagte zu mir: »Sie sind sehr schwer zufriedenzustellen. Wenn Sie etwas bekommen haben, wollen Sie immer mehr.« Wir spazierten nach dem Val, welches ein Garten am Ende des Parks von Saint-Germain ist. Als wir dort waren, sagte sie zu mir: »Der König wünscht nicht, daß Sie jemals daran denken, Herrn von Lauzun zu heiraten.« Darauf fing ich an zu weinen und sagte, daß ich die Schenkungen nur unter der Bedingung gemacht habe und daß alles unter dieser Voraussetzung geschehen sei. Madame de Montespan sagte zu mir: »Ich habe Ihnen niemals etwas versprochen.« Sie hatte bekommen, was sie wollte, so ertrug sie ohne Widerrede alles, was ich ihr sagen mochte. Da man seinen eigenen Interessen mehr nachgeht als denen der anderen, ist man auf sich bedacht und bedenkt nicht die anderen.

Am 30. Juli 1683 stirbt die Königin Marie-Therese in Versailles, an einem falsch behandelten Geschwür, wie man glaubt. Louvois schreibt dies am gleichen Tag an den Marquis de La Trousse:

Ich zweifle nicht daran, daß Sie mit der äußersten Überraschung und mit großem Schmerz die Nachricht von dem Verluste empfangen werden, den der König heute erlitten hat. Vor drei Tagen wurde die Königin krank. Man sagt, daß sich ein Furunkel unter der Achsel gebildet habe, dessen Schmerzen ihr ein wenig Fieber verursachten. Gestern gegen Mittag, bevor ich von Versailles wegging, um hierher [*nach Meudon*] zu kommen, ging ich in ihr Vorzimmer, und man sagte mir, daß das Fieber ein wenig gestiegen sei, daß man sich aber deswegen nicht zu beunruhigen brauche, weil die Schmerzen dies verursachten. Diesen Morgen, gegen elfeinhalb Uhr, ist Herr von Gourville von Paris aus hier durchgekommen und hat mir gesagt, daß er soeben Herrn von Briolle getroffen habe, der nach Paris ging, um den Dauphin zu benachrichtigen, daß die Königin sich schlechter befinde und daß Gefahr bestünde. Sofort nach dem Mittagessen bin ich in mei-

ner Kutsche abgereist und habe mich rasch nach Versailles begeben, wo ich erfuhr, daß die Königin gegen zehn Uhr morgens die Kommunion empfangen, gegen elf Uhr einen Aderlaß am Fuß bekommen, dies entgegen dem Rate Fagons und der beiden Chirurgen, und kurz vor Mittag ein Brechmittel eingenommen habe. Ich war noch keine halbe Viertelstunde in dem Vorzimmer, als man Unruhe in dem Zimmer hörte, in welches ich dann eintrat und die arme Fürstin fand, die hinübergegangen war. Der König ist äußerst betrübt. Er ist eine halbe Stunde später von Versailles abgereist, um sich nach Saint-Cloud zu begeben, wohin Monsieur ihm folgte.

Nach Liselotte von der Pfalz:

Unsere Königin ist gestorben an einem Geschwür, das sie unter dem Arm hatte. Anstatt es nach außen zu ziehen, hat Fagon, der zum Unglück nun ihr Arzt war, sie zur Ader gelassen, das ließ das Geschwür nach innen aufgehen. [. . .] Nach dem Aderlaß gab er ihr eine große Portion Brechmittel, und bei dieser Behandlung ist die arme Königin ins Jenseits hinübergegangen. Man kann wohl sagen, daß das ganze Glück Frankreichs mit ihr gestorben ist. Der König war sehr niedergeschlagen, aber der böse alte Teufel von Fagon hat es mit Absicht getan, um damit besser das Glück der alten Zott zu machen.

Einige Wochen später verstirbt auch Colbert. Ezechiel Spanheim erklärt dazu:

Der genannte Minister Colbert befand sich mit dem Hofe in Fontainebleau, als die Nachricht hingelangte, daß ein Teil eines neuen Baues am Schlosse von Versailles eingestürzt sei durch die Schuld derer, die mit der Arbeit beauftragt waren, und Seine Majestät konnte sich nicht enthalten, ihm darüber ihre Mißbilligung zu bezeigen als demjenigen, auf den sie sich einzig dieser Überwachung wegen verließ und der dafür in seiner Eigenschaft als Oberintendant der Bauten die Verant-

wortung trug. Monsieur Colbert, wenig gewöhnt an das unfreundliche Gesicht seines Herrn, empfand seinerseits starken Verdruß über diesen Vorwurf, ging sofort nach Paris und ließ seinen Ärger an den Unternehmern aus, auf die er sich verlassen hatte, und erregte dadurch seine Galle so sehr, daß er krank wurde und bald darauf starb.

Racine, dessen Aufzeichnungen sein Sohn unter dem Titel »Historische Fragmente« veröffentlicht hat, erzählt:

Man behauptet, daß Herr Colbert in seinem Ärger gestorben ist; daß der König ihm einige Tage vor seinem Tode geschrieben und ihm empfohlen habe, zu essen und sich zu pflegen, daß er aber kein Wort gesagt habe, nachdem man ihm diesen Brief vorgelesen hatte. Man brachte ihm unterdessen eine Brühe, die er aber ablehnte. Madame Colbert sagte zu ihm: »Wollen Sie nicht dem König antworten?« Er erwiderte: »Das ist wohl nicht die Zeit dazu. Ich muß daran denken, dem König der Könige zu antworten.« Als sie ihm ein anderes Mal ebenfalls etwas Ähnliches sagte, erwiderte er: »Madame, wenn ich in diesem Zimmer war, um für die Geschäfte des Königs zu arbeiten, wagten weder Sie noch die anderen hier einzutreten, und jetzt, da ich an meinem Heil arbeiten muß, lassen Sie mich nicht in Ruhe.«

Man hat Colbert sogar böse Absichten gegen seinen Herrn unterstellt; so heißt es in einem Brief, den Madame de Maintenon am 10. September 1683 an Madame de Saint-Géran geschrieben hat:

Der Tod Monsieur Colberts hat ihn [*den König*] betrübt, und manche Leute haben über seine Trauer gelacht. Die schlechten Absichten, die er gehabt haben soll, sind dummes Gerede, und der König hat ihm von ganzem Herzen verziehen, daß er sterben wollte, ohne seinen Brief zu lesen, um so besser an Gott denken zu können.

Madame de Maintenon ist nun die Favoritin, ohne daß man dieses Wort ausspräche, denn der König hat sich gewandelt und denkt an sein Seelenheil. Nach Languet de Gergy:

Gegen das Jahr 1683 oder 84 wurde die Wandlung, die sich nach und nach und sozusagen stufenweise im Sinn und in der Haltung des Königs vollzogen hatte, ausgeprägter und offensichtlicher. Er verbarg nicht mehr die neue Art, nach der er jetzt zu leben begann, und fürchtete nicht mehr, das zu scheinen, was er war, und öffentlich die Religionsübungen den galanten Abenteuern vorzuziehen, die ihn bis jetzt beschäftigt hatten.

Hatte der König sich heimlich mit Madame de Maintenon vermählt? Languet de Gergy glaubt es:

Ich kann bezeugen, daß man nicht daran zweifelte, daß zwischen dem König und Madame de Maintenon eine wirkliche Ehe bestand, die legitim im Angesichte der Kirche vollzogen worden war, eine Heirat, die die Würde des Thrones nicht öffentlich zu erklären und das Gewissen andererseits nicht gänzlich zu verbergen erlaubte.

Indessen blieb der König, besonders in der letzten Zeit, jeden Tag bis gegen zehn Uhr abends bei ihr, und da der Gesundheitszustand Madame de Maintenons und späterhin ihr Alter sie zwangen, frühzeitig zu Bett zu gehen, manchmal schon vor zehn Uhr, so geschah es in dem gleichen Zimmer, wo der König war, und in dem Alkoven, der sich darin befand, daß Madame de Maintenon sich entkleidete und zu Bett begab, was der Anstand einer anderen als seiner Gemahlin nicht erlaubt haben würde. Sie trat mit der gleichen Selbstverständlichkeit bei dem König ein, wenn dieser krank war und sich im Bett befand. Sie erwies ihm dann alle Dienste, die eine liebende Gattin ihrem Gatten erweisen kann.

Eines Sommertages, als der König krank zu Bette lag und wegen der außerordentlichen Hitze nur leicht bedeckt war, während Madame de Maintenon an seinem Bett saß, trat

Monsieur, der Bruder des Königs, in das Zimmer ein. Der König, der ihm zu verstehen geben wollte, daß der Zustand, in dem er ihn antraf, nicht gegen den Anstand verstoße, sagte folgende Worte zu ihm, die sehr bemerkt wurden: »Mein Bruder, der Zustand, in dem ich mich vor Madame de Maintenon befinde, sagt Ihnen wohl, was sie für mich ist.«

Und der Abbé de Choisy erzählt, daß der König, nachdem er sich entschlossen hatte, seine alte Freundin zu heiraten, Louvois um Rat fragte:

Er vertraute dies eines Tages Herrn von Louvois an als eine Sache, die noch nicht fest beschlossen sei, und fragte ihn um Rat. »Ah, Sire«, rief dieser aus, »denken Euere Majestät wirklich an das, was Sie sagen? Der größte König der Welt, ruhmbedeckt, heiratet die Witwe Scarron? Wollen Sie sich entehren?«

Er warf sich sogleich zu Füßen des Königs und brach in Tränen aus. »Vergeben Sie mir, Sire«, sagte er, »die Freiheit, die ich mir nehme. Nehmen Sie mir meine Ämter weg, werfen Sie mich ins Gefängnis, dann werde ich eine solche Entwürdigung nicht sehen.« Der König sagte zu ihm: »Stehen Sie auf. Sind Sie verrückt? Haben Sie den Verstand verloren?« Er erhob sich und ging aus dem Kabinett des Königs, ohne zu wissen, ob seine Vorhaltungen gewirkt hatten, am anderen Tage jedoch glaubte er, an dem gezwungenen und zeremoniellen Benehmen Madame de Maintenons zu sehen, daß der König die Schwäche gehabt hatte, ihr alles zu erzählen, und von diesem Moment an gewahrte er, daß sie seine erbittertste Feindin geworden war.

Die heimliche Heirat fand einige Zeit später statt. Der Erzbischof von Paris, Harlay, und der Pater de La Chaise waren die Priester, Bontemps und der Chevalier de Forbin die Trauzeugen. Drei Jahre später ereignete sich eine Sache, die einen Hinweis darauf gab. Ich hatte dem König ein Buch gewidmet und bat Bontemps, der zu meinen Freunden zählte, ein Exemplar in meinem Auftrag an Madame de Maintenon zu über-

geben; sie war dazumal krank und empfing niemanden. Er entledigte sich seines Auftrags. Vierzehn Tage später, als er mir erzählte, was er zu der Dame gesagt habe, bediente er sich folgender Worte: »Ich bin überzeugt, daß Eure Majestät...«, worauf er innehielt, da er sich der Indiskretion bewußt wurde, zu einem anderen Thema übersprang und versuchte, mich abzulenken. Ich gab mir den Anschein, die sakramentalen Worte nicht gehört zu haben, und habe nie wieder davon zu ihm gesprochen.

Die späteren Historiker der Madame Maintenon glauben, daß die Hochzeit im Oktober 1683 stattfand. Marie-Jeanne d'Aumale, die ein Zögling von Saint-Cyr und Sekretärin der Madame de Maintenon war, schreibt jedoch:

Die Heirat fand also statt; wahrscheinlich war dies im Januar 1686. Der Erzbischof von Paris, Harlay de Champvallon, assistiert von dem Pater de La Chaise, traute sie. Bontemps, der Erste Kammerdiener; Herr von Montchevreuil; Herr von Fénélon und Herr von Louvois waren die Zeugen. Zum wenigsten habe ich so von Leuten sagen hören, die unterrichtet sein dürften.

Für Saint-Simon sind es die Monate unmittelbar nach dem Tode der Königin, in denen der König sich mit Madame de Maintenon vermählt haben soll:

Es steht fest und ist sicher wahr, daß einige Zeit nach der Rückkehr des Königs von Fontainebleau und in dem Winter, der dem Tod der Königin folgte – eine Sache, die die Nachwelt kaum glaublich finden wird, obgleich sie vollkommen wahr und erwiesen ist –, der Pater de La Chaise, der Beichtvater des Königs, mitten in der Nacht in einem der Kabinette des Königs in Versailles die Messe las. Bontemps, der Schloßverwalter von Versailles und Erste Kammerdiener des Königs, der den Vierteljahresdienst hatte und das meiste Vertrauen von allen vieren [*Kammerdienern*] genoß, diente bei dieser

Messe, wo der Monarch und Madame de Maintenon getraut wurden, in Gegenwart des Erzbischofs von Paris, Harlay, als des Diözesanbischofs, und von Louvois, die beide vom König auf ihr Verlangen die Zusicherung erhalten hatten, daß er diese Heirat nicht öffentlich bekanntgeben würde, sowie weiter nur noch von Montchevreuil als Drittem, der ein Verwandter und Freund von Villarceaux war, dessen Namen Mornay er ebenfalls führte und dem er früher jeden Sommer sein Haus von Montchevreuil zur Verfügung gestellt hatte, ohne daß er und seine Frau es jedoch verlassen hätten, und wo Villarceaux diese Königin [*Madame de Maintenon*] aushielt wie in Paris und alle Unkosten bezahlte.

Indessen spielt Madame de Montespan Ende des Jahres 1684 immer noch die Rolle der erklärten Favoritin. Der Marquis de Dangeau verzeichnet in seinem Journal unter dem 31. Dezember:

Madame de Montespan überreichte am Abend nach dem Souper dem König ein kostbar gebundenes Buch zum Geschenk, das Miniaturabbildungen aller jener holländischen Städte enthielt, die der König im Jahre 1672 erobert hat. Dieses Buch hatte sie 4 000 Pistolen gekostet, wie sie uns erzählte. Racine und Despréaux haben den Text geschrieben und eine historische Lobrede auf Seine Majestät zugefügt. Es ist das Neujahrsgeschenk, das Madame de Montespan dem König gegeben hat, es ist unvergleichlich kostbar, kunstvoll gearbeitet und sehr schön.

René-Louis de Voyer d'Argenson, Sohn des Polizeilieutenants und späterer Staatsrat und Minister, erhebt gegen Madame de Maintenon Anschuldigungen, die nicht bestätigt sind:

Der König hatte sie sicher geheiratet; es schien nicht wahrscheinlich, daß dies bekanntgegeben würde, sie wollte aber nichts dulden, was diesem Anspruch zuwider wäre. Es ist ein Gesetz, daß niemand als der König auf dem Bett der Königin

liegen darf, und wenn es sich um das kostbarste Leben handelte oder um jemand, der der vornehmste nach dem König wäre, wie Sie sehen werden: Die Herzogin von Burgund wurde bei Madame de Maintenon von einem Unwohlsein befallen, und es war keine Zeit mehr, sie in ihre Gemächer zu bringen. Madame de Maintenon legte Kissen auf ein Sofa, damit man sie nicht auf ihr Bett lege, und sie wurde auch nicht auf das Bett gelegt. [. . .]

Das wird eines Tages die große Frage für die Geschichtsschreiber sein, die die endgültige Geschichte festlegen, nämlich zu wissen, ob der König sowohl Liebhaber wie auch Ehemann der Madame de Maintenon gewesen ist oder ob sie ganz einfach eine gute Freundin war, die ihm in jeder Weise gefällig sein wollte, so daß sie, die sie die alles beherrschende Neigung des Königs für das weibliche Geschlecht kannte, ihre Anstalt von Saint-Cyr einrichtete, um eine Menge hübscher Untertaninnen Seiner Majestät zu haben, die sie ihm nach Bedarf zur Verfügung stellte. Es steht fest, daß der König öfters einige der hübschesten Insassinnen von Saint-Cyr insgeheim sah und daß so das Vergnügen der Notwendigkeit, der Mäßigung, dem Fehlen einer tieferen Neigung und besonders der Flucht vor Zwang und Skandal die Waage hielt. Madame de X hat mir gesagt, daß sie nicht daran zweifele, daß die Dinge sich in dieser Weise abspielten.

Der Einfluß Madame de Maintenons wächst stetig. Noch zehn Jahre später zeigt die Korrespondenz zweier vornehmer Damen, die Madame Dunoyer unter dem Titel »Lettres historiques et galantes« veröffentlicht hat, daß niemand sich diese Gunststellung erklären kann:

Es ist erstaunlich, daß sie, die weder Schönheit noch Jugend besitzt, imstande ist, eine so starke Leidenschaft und soviel Vertrauen zu wecken. Aber, wie der Prinz von Oranien sagt: »Der König ist gerade umgekehrt wie die anderen Herrscher, denn er nimmt junge Minister und eine alte Geliebte.« Diese zeigt sich niemals in der Öffentlichkeit, außer wenn sie den

König auf der Spazierfahrt begleitet. Dann sieht man sie im Fond der Karosse, mit einer Brille auf der Nase, wie sie an einer Stickerei arbeitet. [. . .]

Ich habe indessen die Ehre gehabt, einige Male mit ihr zu sprechen, und ich habe sie sehr freundlich und sehr höflich gefunden. Ich weiß nicht, ob sie in ihrer augenblicklichen Stellung Neid zu erregen fürchtet oder ob die Stellung, die man ihr zuschreiben könnte, ihr nicht unter ihrer Würde erscheint. Wie dem auch sei, sie bekleidet keinen Rang.

Das große Werk

Im Frühjahr des Jahres 1685 erwartet Versailles die Ankunft des Dogen von Genua, das der König hat bombardieren lassen zur Strafe dafür, daß die Republik Galeeren an Spanien geliefert hat. Der Doge kommt, um die Entschuldigungen zu überbringen. Der Marquis de Sourches wohnt diesem Besuch bei:

Was damals alle Gemüter beschäftigte, war die Audienz des Dogen von Genua, dessen Gefolge bereitstand und der beim König hatte anfragen lassen, wann es ihm genehm sein würde, ihn zu empfangen. Der König hatte ihm den 15. Mai bezeichnet, aber es gab einige Schwierigkeiten, die diese Audienz möglicherweise aufzuschieben schienen: der König hatte den Marschall d'Humières benannt, um dem Dogen entgegenzugehen und ihn zur Audienz zu führen, aber der Marschall, der erfahren hatte, daß der Doge ihm nicht die Hand geben wolle, weigerte sich, ihm entgegenzugehen, und es wurde beschlossen, daß er ohne Geleit zur Audienz kommen solle, denn man wollte ihm keinen Prinzen geben, wie man dies gewöhnlich bei den außerordentlichen Botschaftern tat, obwohl man ihn sonst in jeder Hinsicht in dieser Eigenschaft behandelte. Es bestand noch eine weitere Schwierigkeit, nämlich darin, daß die Senatoren, die den Dogen begleiteten, vor Monsieur, dem Bruder des Königs, nicht das Haupt entblößen wollten, aber diese Forderung nahm man nicht ernst.

Am 15. Mai hatte der Doge von Genua nun seine Audienz beim König. Und trotz aller Vorsicht, die man beobachtet hatte, damit es bei seinem Empfang keine Unordnung gebe,

war der Zustrom von Leuten jeglichen Standes in Versailles so ungeheuer, daß vom Hofe des Schlosses bis zur Großen Galerie, wo der König den Dogen empfing, das schrecklichste Durcheinander herrschte. Er traf zwischen zehn und elf Uhr morgens ein mit einem Gefolge, das nicht besonders großartig war, und ging, seine Zeremoniengewänder in dem für die Botschafter bestimmten Zimmer anzulegen.

Als der Doge erschien, drängte sich die Menge so stark, um ihn zu sehen, daß er sich lange Zeit dem König nicht nähern konnte. Endlich war er am Fuße der Estrade angelangt, und da der König ihm ein Zeichen gegeben hatte näherzutreten, begann er entblößten Hauptes seine Rede, wobei der König noch seinen Hut aufbehielt. Danach nahm der König seinen Hut ab und setzte ihn wieder auf, nachdem er dem Dogen ein Zeichen gemacht hatte, sich zu bedecken. Der Doge, nachdem er seine Mütze aufgesetzt hatte, hielt seine Rede, während welcher er mehrere Male seine Mütze abnahm, während der König nur die Hand an seinen Hut legte, ohne ihn abzunehmen. Und er bat ihn im Namen der Republik von Genua um Entschuldigung für die Vorkommnisse, die ihm [*dem König,*] mißfallen hatten. Seine Rede war ziemlich lang, aber wohlabgefaßt, so daß der König, dem man sie vorher mitgeteilt hatte, damit sehr zufrieden war. Trotz alledem antwortete er ihm sehr gemessen, wenn auch in höflicher Form, daß er sich freue, die Republik Genua willens zu sehen, die Dinge wieder gutzumachen, die ihm mißfallen hatten, und daß er ihr wieder seine Freundschaft gewähren wolle, wenn sie sich in Zukunft einer besseren Haltung befleißige.

Mademoiselle de Scudéry übernimmt es, die außerordentliche Großherzigkeit des Königs in Versen zu besingen. J'ai trouvé sur mon passage . . .:

Ich sah auf meinem Wege
Ein Schauspiel unerhört,
Um es genau zu sagen:
Den Dogen und seine Herd'.

Wie, fragt' ich ihn, hier zeigen
In Frankreich wollt Ihr Euch?
Ja, spricht er, durch die Güte
Des, der den Göttern gleich.

Sein Herz so gut und edel
Kann sich verleugnen nicht,
Will das Vergehn vergessen
Nach gnädigem Gericht.

Und Dangeau verzeichnet:

Der Besucher wurde nach geleisteter Abbitte empfangen und behandelt wie ein Botschafter. Nach dem Mittagsmahl besuchte er Monseigneur, Madame la Dauphine sowie die Prinzen und Prinzessinnen, die ihn in ihrem Bett empfingen, um nicht in die Lage zu kommen, ihn hinausbegleiten zu müssen. Bei der Prinzessin von Conti gefiel es ihm sehr gut, und da er sie lange und inständig ansah, sagte einer der Senatoren zu ihm: »Mein Herr, erinnern Sie sich wenigstens, daß sie Doge sind.« Er besichtigte die Gemächer und sagte, als er aus dem Kabinett Monseigneurs heraustrat: »Vor einem Jahr waren wir in der Hölle, und heute kommen wir aus dem Paradies.« Vor einem Jahre war Genua bombardiert worden. Und als er nach Paris zurückkehrte, sagte er, daß das Bedauern, Frankreich verlassen zu müssen, beinahe ebenso groß sei wie jenes, das er empfunden habe, als er sich gezwungen gesehen hatte, hierherzukommen. Man erzählt sich noch, daß er auf die Frage, was er in Paris am bemerkenswertesten gefunden habe, antwortete: »Daß ich dort war.«

Ein schwerer Skandal bedrückt den König im Juli. Zu Anfang des Jahres haben die jungen »Prinzen aus königlichem Blut«, die Neffen des Großen Condé: Louis-Armand de Conti und sein Bruder François-Louis de La Roche-sur-Yon, den König um Erlaubnis gebeten, in Polen König Sobieski in seinem Kampf gegen die Ungläubigen dienen zu dürfen. Lud-

wig XIV. hat widerstrebend seine Zustimmung gegeben: er hat die Contis (die Söhne eines Anhängers der Fronde waren) nie geliebt und kennt ihren unruhigen Geist. Späterhin lehnt er es sogar ab, ihre Briefe zu lesen, wie Dangeau sagt:

Die Prinzessin von Conti kam in das Kabinett des Königs, um ihm zwei Briefe zu bringen, einer von dem Prinzen von Conti und der andere von Herrn de La Roche-sur-Yon. Der König sagte zu ihr: »Madame, ich könnte nichts von Ihrer Hand zurückweisen, aber Sie werden sehen, welchen Gebrauch ich davon mache.« Gleichzeitig nahm er die Briefe und warf sie ins Feuer, obgleich Monsieur alles tat, um ihn zu bewegen, sie zu lesen.

Die beiden jungen Leute sind schließlich als Freiwillige in die Kaiserliche Armee unter Karl von Lothringen eingetreten – das heißt in die Armee des Kaisers, den der König aus gutem Grund als seinen Feind betrachtet –, und sie vollbringen großartige Bravourstücke. Madame de Sévigné schreibt an ihre Tochter:

Sie bewahren immer noch eine romantische Bewunderung für die Prinzen Conti; was mich angeht, ich habe sie nicht mehr. Ich tadele sie, einen solchen Schwiegervater zu verlassen und sich nicht ihm anzuvertrauen, damit er ihnen genug vom Kriege zu sehen gebe. Ei, mein Gott, sie brauchen doch nur Geduld zu haben und sich des schönen Platzes zu freuen, den Gott ihnen gegeben hat; es zweifelt niemand an ihrem Mute, weshalb sollten sie denn die Abenteurer und die wildgewordenen Pferde spielen?

Die Sache spitzt sich jedoch zu, als der Kurier der jungen Prinzen abgefangen wird, worüber der Marquis de Sourches berichtet:

Man hatte am Hofe erfahren, daß der König den jungen Mercy, den Pagen des Prinzen von Conti, welcher im Auf-

trage seines Herrn an den Hof gekommen war und nun zu ihm nach Ungarn zurückkehren wollte, in der Nähe von Straßburg hatte verhaften lassen; daß man Packen Briefe, die er für ihn hatte, beschlagnahmt hatte und daß hiernach die Prinzessin von Conti nach einer langen Unterredung mit dem König ganz in Tränen aus seinem Kabinett herausgekommen war. Die Sache ging weiter, und man erfuhr, daß der König nicht ohne Grund hatte Mercy verhaften und die Briefe beschlagnahmen lassen, die er mit sich führte, von denen, wie versichert wurde, man einige in dem Futter seines Hutes und zwischen Tuch und Futter seines Wamses verborgen gefunden hatte, denn man erzählte sich, daß sich in den meisten dieser Briefe schändliche ausschweifende Berichte und sogar bösartige Kritiken gegen die Regierung befunden hätten und gegen jene, die ihr nahestanden, gegen die Person des Königs selbst und gegen Madame de Maintenon.

Diese Briefe stammten von der Hand der bestangesehenen jungen Leute am Hofe ... Am Abend des gleichen Tages erfuhr man, daß der König den Herzog de La Roche-Guyon, den Marquis de Liancourt und den Marquis d'Alincourt verbannt hatte wegen dieser Briefe, die sie an die Prinzen von Conti und de La Roche-sur-Yon geschrieben hatten. Es wurde bekannt, daß der erste nach La Rochefoucauld verbannt worden war, der zweite auf die Insel Oléron und der dritte auf ein kleines Besitztum in Berry, das dem Marschall von Villeroy gehörte und ganz inmitten von Wäldern lag, mit dem Befehl für die einen wie die anderen, sich nicht von dort zu entfernen.

Mademoiselle de Montpensier fügt hinzu:

In Sceaux wurde ein großes Fest gefeiert, daß von Monsieur de Seignelay veranstaltet war und an dem der ganze Hof teilnahm. Herr von Liancourt, der zweite Sohn des Herrn von La Rochefoucauld schrieb einen langen Brief an den Prinzen von Conti, worin er sich über jedermann lustig machte und seinen Spott sogar an dem König und an Madame

de Maintenon ausließ; und Monsieur de La Roche-Guyon hatte in diesem Brief geschrieben, daß sein Bruder ihm nichts zu schreiben übriglasse, er stimme allem zu und unterschreibe. Der Marquis d'Alincourt schrieb ebenfalls einen Brief voller gemeiner und schmutziger Dinge.

Der Marquis de La Fare seinerseits schreibt:

Sie sprachen in diesen Briefen wie wahre Wirrköpfe von dem König als einem alten Landjunker, der bei seiner alten Geliebten herumhocke, und dies in so verächtlichen Ausdrücken, daß der König es nie vergessen konnte, um so weniger, als von diesen Herren der eine der Sohn des Marschalls von Villeroy war, zu dem er volles Vertrauen hatte, und die beiden anderen die Söhne des Herzogs von La Rochefoucauld, der eine Art Günstling war. Er verbannte alle drei und wollte den Prinzen de La Roche-sur-Yon bei seiner Rückkehr nicht empfangen, weil diese Briefe an ihn gerichtet waren. Was den Prinzen von Conti, seinen Schwiegersohn, anbetraf, so wollte er wohl glauben, daß dieser von alledem nichts gewußt hatte.

Ludwig XIV. wird diese Sache den Contis niemals ganz vergessen, aber man kann die Prinzen von Geblüt nicht wie einfache Hofleute behandeln. Sie erhalten nur von ihrem Onkel, dem Großen Condé, den Befehl, nach Frankreich zurückzukehren, und gehorchen ganz zerknirscht. Der Hof hat Versailles am 3. September verlassen und befindet sich in Chambord; der König besichtigt die Arbeiten für die Zuleitung des Wassers der Eure nach Versailles und begibt sich nach Chartres, um dort zu übernachten, wo ihn auch die beiden Schuldigen treffen. Dangeau ist anwesend:

Sie warfen sich dem König zu Füßen und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihm mißfallen hätten, und Seine Majestät antwortete ihnen, daß er sich über ihre Rückkehr freue und daß die Prinzen von Geblüt sich besser bei ihm befänden als sonst irgendwo.

In diesem Sommer 1685 beschäftigen jedoch noch andere Sorgen den König. Er hat Europa besiegt oder unterjocht. Er ist der Verbündete der Könige von England, Dänemark und Schweden; der deutsche Kaiser ist mit seinem Kampf gegen die Türken beschäftigt, Spanien verhält sich ruhig. »Der größte König der Welt« glaubt, einer langen Friedenszeit sicher zu sein. Abbé de Choisy berichtet jedoch:

Der König, der sich auf die Abmachungen des Waffenstillstands und noch mehr auf seine Macht verließ, dachte nun ernstlich daran, seinem Eifer Genüge zu tun und die Ketzerei aus seinen Staaten zu verbannen. Seit Beginn seiner Herrschaft hatte er stets daran gedacht, und dieser große Plan war nach und nach gereift. Die Kammern [*d. h. die gemischten Parlamente*] des Edikts von Nantes waren aufgehoben worden. Man hatte mehr als vierhundert protestantische Kirchen niedergerissen; die Hugenotten wurden nicht mehr zu den Ämtern der Polizei und der Finanzen zugelassen; sie durften keine Pachten mehr eingehen; man hatte ihnen die Ärzte und Hebammen ihrer Religion weggenommen; nach und nach merkte man, daß sie es sogar im Kriegswesen zu nichts bringen konnten. Diese Maßnahmen waren noch milde und gingen von einer tiefen Weisheit aus, aber sie schienen dem Eifer eines mächtigen Königs noch nicht raschwirkend genug, der glaubte, daß es um die Ehre Gottes gehe und daß er, um diese in einer so wichtigen Sache zu wahren, die Politik der Religion zum Opfer bringen müsse. Er wurde darin durch Louvois bestärkt, der ungestümen Geistes und stets gewohnt war, alle Hindernisse zu durchbrechen.

In der Tat hat der König seit langem den Entschluß gefaßt, die reformierte Religion auszutilgen, wie François Hébert, Pfarrer von Versailles, bestätigt:

Der Herr von Ruvigny, ein vornehmer Edelmann und sehr eifriger Anhänger dieser verfluchten Sekte, der geboren war mit den Vorurteilen, die eine falsche Religion denjenigen ein-

zuprägen pflegt, die ihr anhängen, war von ihrem Konsistorium zu ihrem Hauptvertreter am Hofe gewählt worden. Diese Eigenschaft gab ihm ziemlich oft die Gelegenheit, zum König zugunsten seiner Brüder zu sprechen. Eines Tages, als er ihm vorstellte, daß sie mancherorts viel von den Katholiken zu leiden hätten und daß die Befriedungsedikte nicht genau beobachtet würden, wie sie dies während der Regierungszeit Heinrichs IV., seines Großvaters, und Ludwigs XIII., seines Vaters, waren, antwortete ihm der König in seiner knappen Art mit wenigen Worten: »Mein Großvater, der König, hat Euch geliebt, mein Vater, der König, hat Euch gefürchtet, ich liebe Euch nicht noch fürchte ich Euch.« Diese Gesinnung seines Herzens hat der König während der ganzen Zeit seiner Regierung gezeigt.

Massaker unter den Protestanten hatten bereits zwei Jahre vorher im Languedoc stattgefunden, wo Anne-Jules de Noailles, Marschall von Frankreich, in Vertretung des Herzogs von Maine, der zum Gouverneur dieser Provinz ernannt worden, aber erst zwölf Jahre alt war, die Befehlsgewalt hatte. Die »Memoiren«, die nach Aufzeichnungen und Dokumenten des Herzogs von Noailles und seines Sohnes von Abbé Millot bearbeitet wurden, zeigen, wie man die Versammlungen der Hugenotten, in denen sie ihre Rechte forderten, unterdrückte:

Nachdem er am 24. September [*1683*] in Tournon angekommen war, stieg der Herzog zu Pferde, um die Übergänge über die Berge zu erkunden. Zeuge der Unverschämtheit dieser Kanaillen, deren Rotten schnell anwuchsen, beschloß er, zusammen mit Saint-Ruth, dem Befehlshaber der Truppen, sie am anderen Morgen anzugreifen. Nach einem Marsch von einigen Stunden traf er auf fünf- bis sechshundert Männer, die in einer sehr vorteilhaften Stellung oberhalb von Pierre Gourde waren; er gab den Befehl zum Kampf. Einige Dragoner stiegen ab und hielten sie mit Scharmützeln auf, während die Infanterie sich beeilte, sie zu umgehen. Ihre Verteidigung war sehr heftig, man konnte sie nicht zersprengen, ohne in sie

einzudringen. Endlich flohen sie im Schutze der Wälder, da die Infanterie die Übergänge nicht hatte sperren können. Die Dragoner verfolgten sie und töteten eine große Anzahl. Ein Dutzend Gefangener wurde auf der Stelle durch einen dreizehnten gehängt. Daß man Franzosen so behandelte! Aber der gärende Fanatismus hatte sie aufrührerisch und grausam gemacht.

Meistens sind die Bekehrungen auf gütlichem Wege und durch Bestechung erfolgt, aber schon lange vor der Aufhebung des Edikts von Nantes setzt man Dragoner ein, um befriedigende Erfolge zu erzielen. Nicolas-Joseph Foucault, Intendant des Gebietes von Pau, vermerkt in seinen »Memoiren«, die er stets auf dem laufenden gehalten hat:

Am 18. April 1685 habe ich von Herrn von Louvois Blankoordern verlangt, um eine oder mehrere Kompanien in den Städten unterzubringen, in denen sich »Religionäre« [*Reformierte*] befinden, da ich sicher war, daß das bloße Herannahen der Truppen bereits eine große Zahl von Bekehrungen bewirken würde, und da ich so dafür sorgen würde, daß die Soldaten keine Gewalt anwendeten, daß ich mich verantwortlich mache für die Klagen, die ihm zugehen würden. Als Herr von Louvois mir mehrere Blankoordern zugeschickt hatte, haben sich sechshundert Personen in fünf Städten oder Plätzen bekehrt auf die bloße Meldung hin, daß die Truppen im Anmarsch seien.

Aber wer ist es, der den König in Versailles zu diesem letzten Akt der Aufhebung treibt? Louvois, Madame de Maintenon, der Pater de La Chaise, der Erzbischof von Paris werden genannt. Liselotte von der Pfalz behauptet:

Die alte Hexe zusammen mit dem Pater de La Chaise ist die Ursache von alledem, indem sie ihm [*dem König*] eingeredet haben, daß er so vor Gott und der Welt die Schande des doppelten Ehebruches auslöschen würde.

Ezechiel Spanheim indessen entschuldigt beinahe Madame de Maintenon. Er beklagt:

[...] den unheilvollen Anteil, den man ihr an der unglückseligen und grausamen Verfolgung, die gegen die Reformierten in Frankreich entfacht wird, zuschreibt, was um so seltsamer erschien, als sie und ihre ganze Familie in derselben [*reformierten*] Religion geboren sind wie ihr Großvater, von dem die Rede war und der sich in ihr durch seinen Eifer, seine Feder und seinen Mut ausgezeichnet hat, und als ihre ganze Verwandtschaft noch in dieser Religion lebte und darum ebensowenig vor diesen Verfolgungen sicher war.

Man könnte dazu nichts weiter sagen oder einen anderen Grund erraten, als den, daß sie alles dem Willen des Königs und seinem langgehegten Entschluß geopfert hat, daß sie sich daraus ein außerordentliches Verdienst bei ihm machen wollte, daß sie sich einige Zeit vielleicht sogar schmeicheln konnte, man würde mit diesem großen Plane zuwege kommen, ohne zu den außergewöhnlichen und gewaltsamen Mitteln zu greifen, deren man sich in der Folge bedient hat, daß sie danach vielleicht nicht die Macht oder den Willen mehr hatte, sie abzuwenden, und daß die Bigotterie sich schließlich zu der Voreingenommenheit und im übrigen zu ihrer ausschließlichen Ergebung in die Absichten und den Entschluß des Königs gestellt hat.

Abbé Legendre, der Schützling und Sekretär des Erzbischofs von Paris, Harlay de Champvallon, erklärt:

Die Dinge waren unmerklich bis zu einem Punkt gediehen, da es kaum noch einen Schatten des Edikts von Nantes gab. Der Herr Erzbischof, sei es aus Eifer für den Glauben, sei es, um seine Streitigkeiten mit dem Hofe von Rom vergessen zu machen, verdoppelte seine Bestrebungen, um es widerrufen zu lassen. Wenn sich die Fürsten schlecht mit Rom stehen, bezeugen sie den meisten Eifer für die Religion, aus Angst, daß das Volk sie anklage, keine zu haben, da es sie mit dem Papst, der ihr Haupt ist, zerfallen sieht.

Um den Widerruf der Edikte von Nantes und Nîmes einzuleiten, hat der Herr von Paris in der Versammlung des Klerus von 1682 anordnen lassen, daß eine Anweisung der Geistlichkeit zur Bekehrung der Hugenotten erlassen werde, und in der Versammlung von 1685, daß eine zweite erlassen werde, um sie über die schändlichen Verleumdungen aufzuklären, mit denen man seit dem Schisma den Glauben der Katholiken besudelt hatte. Ich hatte meinen Anteil an diesem zweiten Erlaß, und durch meine Vermittlung wurde auch der Theatinerpater, der mich bei dem Erzbischof eingeführt hatte (dieser Pater führte seit langem die Streitgespräche), an dieser Arbeit beteiligt. Er wurde reichlich für seine Mühen belohnt. Der Herr Erzbischof, der am Ende jeder Versammlung allein die Unkosten regelte, ließ ihm dreihundert Pistolen auszahlen. Der Pater machte guten Gebrauch davon, er kaufte Bücher dafür und verwandte den Rest zur Ausschmückung seiner Wohnung und zur Beschaffung solcher kleiner Annehmlichkeiten, die ein Priester und Ordensmann ehrbarerweise haben darf.

Aber Ezechiel Spanheim hebt hervor, daß der Erzbischof von Paris wenig beliebt war und daß Schmähschriften verbreitet wurden, in denen

[...] er empfindlich vom Standpunkt der Sitten und wegen seines ungeordneten Lebenswandels angegriffen wurde. Man erinnerte darin an verschiedene Umstände seiner skandalösen Beziehungen, die er, als er Erzbischof von Rouen war, mit Äbtissinnen von Pontoise und Andely gehabt hätte und die er, seit er Erzbischof von Paris war, mit einer Präsidentin von Bretonvilliers und anderen Geliebten unterhielte, die er in sein schönes Haus in Conflans in der Nähe von Paris kommen ließe.

Man verurteilte in diesen Schmähschriften nicht weniger seine Gepflogenheit, katholische Doktoren, die sich keines anderen Verbrechens schuldig gemacht hatten, als den Jesuiten zu mißfallen, verbannen oder in den Gefängnissen halten

oder sogar zum Tode verurteilen zu lassen. [...] Bei alledem versuchte dieser selbe Erzbischof mit um so größerem Eifer dem König in der Sache der Ausrottung der reformierten Religion zu Gefallen zu sein, als er sah, daß dies die Hauptsorge Seiner Majestät war und er sich so das ganze Verdienst daran zuziehen wollte. [...] Auch gab er sich keine Mühe, die angewandten Mittel und Wege zu rechtfertigen oder sich selbst vor der Anklage der Böswilligkeit zu schützen, die er in mehreren Fällen an den Tag gelegt hatte. Um indessen dem Erzbischof die Ehre der vorgeblichen Bekehrungen und des Erfolges dieses großen Planes streitig zu machen, wurde Herr von Louvois (mit welchem der Erzbischof, der mehr der Familie Colbert zugetan war, wenig Verbindung hatte) der Urheber des Planes der Entsendung der Dragoner und der Einquartierung dieser Kriegsleute, dies also, um sich das ganze Verdienst zuzuschreiben und dasjenige dieses Prälaten zu verringern, der im übrigen von dem Erzbischof von Reims, dem Bruder dieses Ministers, mit Eifersucht angesehen wurde.

Nach dem Marquis de La Fare:

Man hat gesagt, daß der Jesuit La Chaise, der Beichtvater des Königs, selbst nicht mit den begangenen Gewaltanwendungen einverstanden war. Man sagt auch, daß Le Tellier und Louvois die Aufhebung des Edikts von Nantes, daß die Frömmler mit glühendem Eifer betrieben, nicht wollten. Als Le Tellier jedoch als Kanzler den Erlaß unterschrieb, rief er mit Freuden aus wie der alte Simeon: »Nunc dimitte servum tuum, Domine.[1] Und was Louvois angeht, so trieb er diese Sache, sobald sie begonnen war, bis zum äußersten und zu den Grausamkeiten, die verübt wurden, da man sich vorgenommen hatte, binnen sechs Monaten 1 600 000 Menschen zu bekehren, indem man sie auf eine Weise behandelte, die, wie ich schon gesagt habe, der Religion und der Menschlichkeit unwürdig war.

[1] Nun entlasse, o Herr, Deinen Diener in Frieden. (Lobgesang des alten Simeon, nachdem er den Herrn im Tempel gesehen hat.)

Der Abbé de Choisy klagt Louvois unwiderlegbar an:

Dieser Minister, unersättlich in seinem Streben nach Ansehen, ertrug ungeduldig die häufigen Audienzen, die der König dem Erzbischof von Paris und dem Pater de La Chaise und sogar Pellisson gewährte. Der Erzbischof sprach ihm von den Büchern, die er zur Unterweisung der Hugenotten drukken ließ; der Pater schlug ihm stets die Zerstörung irgendeiner protestantischen Kirche vor, und Pellisson legte ihm Rechnung ab über die Einkünfte aus einer Verwaltung, die er an diejenigen austeilte, die sich bekehrten. Louvois wollte allen diesen Unterhaltungen, die ihm verdächtig wurden, ein Ende setzen, und ohne weitere Umstände betrieb er mit Nachdruck die Aufhebung des Edikts von Nantes.

Der König legte die Sache im Rate vor. Die Meinungen waren geteilt. Die einen wollten, daß man immer den gleichen Grundsätzen folge, und sagten: »Die Seelen beherrscht man nicht mit erhobenem Stocke ...« Die anderen, vielleicht von einem unziemlichen Eifer angetrieben, schrien, daß man sich nicht vor einer Handvoll Leute zu fürchten habe, die, wenn sie sich verachtet und ohne Führer sähen, bald den Mut verlieren würden; daß alle Leute von Stande ihre Partei verließen, daß ganze Städte sich bekehrt hätten beim ersten Anblick der Soldatenröcke des Intendanten des Poitou und daß, wenn der Herrscher ernstlich und ohne Umschweife spräche, sie wie die Lämmer folgen würden.

Der große Tag ist gekommen. Dangeau verzeichnet in seinem Journal am Freitag, dem 19. Oktober 1685:

Vor zwei Tagen hat der König allen Hugenotten, die seit einem Jahre in Paris wohnen, befohlen, sofort die Stadt zu räumen, und man hat soeben erfahren, daß der Herr Kanzler die Aufhebung des Edikts von Nantes diesen Morgen gesiegelt hat. Alle reformierten Gotteshäuser werden niedergerissen, dasjenige von Charenton gesperrt, Sonntag und Montag wird man überall die Aufhebung des Edikts von Nantes verkün-

den. Die Staatssekretäre haben Kuriere in alle Provinzen entsandt, damit die Veröffentlichung in ganz Frankreich am gleichen Tage stattfindet. Außer dem Edikt von Nantes von 1598 wird das Edikt von Nîmes von 1629 aufgehoben sowie alle Edikte und Erlasse zugunsten der sogenannten reformierten Religion.

Am Hofe wird diese Nachricht gut aufgenommen. Darüber der Marquis de Sourches:

Der König gab endlich die berühmte Erklärung, die die sogenannte reformierte Religion endgültig zerstören sollte. Unterdessen war der Kanzler Le Tellier in seinem Hause in Chaville erkrankt und ließ sich von dort nach Paris bringen, was bei seinem hohen Alter sehr für sein Leben fürchten ließ, aber er hatte erklärt, daß er es ohne Bedauern verlassen würde, da er glücklich genug gewesen sei, die Erklärung zu siegeln, welche die sogenannte reformierte Religion abschaffen würde, und diese hohen Gefühle ließen die Trauer um ihn noch größer werden.

Abbé Le Dieu, der Sekretär Bossuets, spricht von den zunehmenden Bekehrungen:

Es ereignete sich stets eine große Zahl von Bekehrungen der angesehensten Personen, die ihr Bekenntnis dem Herrn von Meaux [*dem Bischof, Bossuet*] gegenüber ablegten. [...] Die des Herzogs von Richmond, Karl, eines natürlichen Sohnes Karls II., des Königs von England, und der Herzogin von Portsmouth, rief großes Aufsehen hervor, sie fand statt im Jahre 1685 zu Fontainebleau am Sonntag, dem 21. Oktober, nach der Messe des Königs, vor dem Herrn von Meaux mit Bischofsstab und Mitra, der über das Evangelium des Tages, *Compelle intrare* (Matth. XXII. 2 und Lukas XIV. 25), predigte. Der Hof brach in Tränen aus bei der Betrachtung der Barmherzigkeit Gottes, der die ruft, die er ausersehen hat. So fand eine große Bekehrungsbewegung der Hu-

genotten statt. Der König war entzückt, das *Compelle* erklärt zu hören, mit der Auslegung und Anweisung des heiligen Augustinus, die mit der der ganzen afrikanischen Kirche übereinstimmt. Nie hatte eine Predigt eine solche Wirkung. Madame la Dauphine, außer sich vor freudiger Bewegung, sprach von nichts anderem während des Diners.

Was die folgenden »Dragonaden« betrifft, so werden sie von allen gebilligt oder gerechtfertigt. Hébert, Pfarrer von Versailles, schreibt:

Der König schickte fast überall seine Missionare hin, um die Verirrten zu belehren, aber gleichzeitig entsandte er auch überallhin seine Truppen, um sie in ihrer Pflicht zu halten und sie durch die Furcht zu bewegen, zu ihrer Mutter Kirche zurückzukehren. Es kann sich hier nicht darum handeln, zu erklären oder im einzelnen zu beschreiben, was alles in Ausführung der Befehle des Königs geschah. Wenn einige der Kriegsoffiziere Gewalttaten begingen, so ist das nicht die Schuld unseres Herrn, sondern eine Auswirkung der Unbeherrschtheit dieser Art Leute, die im allgemeinen keine Mäßigung walten lassen bei Unternehmungen dieser Art, die ihnen anvertraut werden.

Und Madame de Sévigné schreibt unter dem 28. Oktober:

Viele Leute haben sich bekehrt, ohne zu wissen warum. Der Pater Bourdaloue wird es sie lehren. Bis jetzt waren die Dragoner sehr gute Missionare; die Prediger, die man schickt, werden das Werk vollenden.

Nicolas-Joseph Foucault, der zum Intendanten in Poitiers ernannt worden ist, bemüht sich, seinen Eifer zu beweisen:

Am 27. Oktober habe ich Herrn von Louvois gemeldet, daß der Marquis de La Millière, ein Edelmann, der auf 20000 Livres Rente geschätzt wird, seine Abschwörung in Gegen-

wart der Edelleute, die sich im Oberen Poitou versammeln sollten, leisten würde, um als Beispiel zu wirken. Diese Versammlung hat nicht viele Bekehrungen bewirkt, aber sie hat die Gemüter erschüttert und mehrere Edelleute wankend gemacht, die sich geschämt haben, sich öffentlich zu erklären. Herr von Saint-Georges, der Bruder des Herrn von Vérac, war der erste, der laut in dieser Versammlung erklärt hat, daß er die römische Religion annehmen wolle. Ich habe Herrn von Louvois gemeldet, daß er eine Pension verdiene.

Nach und nach wird dieses System auf die meisten der Provinzen ausgeweitet, und jeder findet es heilsam. »Les Nouvelles à la main«, eine Art vertraulicher Berichte der Zeit, die fortlaufend niedergeschrieben werden (bei der Nationalbibliothek unter dem Titel »Lettres historiques et anecdotiques« erhalten), berichten unter dem Datum des 7. November 1685:

Man wollte gestiefelte Missionare in die Bretagne entsenden, aber auf die Vorhaltung des Herzogs von Chaune, des Gouverneurs dieser Provinz, hat man den Plan geändert, da dort sehr wenige Reformierte sind und es sehr leicht sein wird, sie Vernunft zu lehren. Der Herzog bringt den Abbé Fléchier mit sich, um sie durch seine Beredsamkeit und seine guten Gründe zu überzeugen. Mehrere Reformierte, die an der Grenze gefangen wurden, sind hierher zurückgebracht worden und werden auf die Galeeren geschickt. Es waren zwei junge Leute dabei, die Bittschriften überreicht und gesagt haben, daß sie nur eine Reise hätten machen wollen. Man hat ihnen mit zwei Worten geantwortet: Die Galeeren oder die Messe.

Natürlich unterscheidet sich die Behandlung, je nachdem, ob es sich um einfache Bürgerliche oder Edelleute handelt. Am 16. Dezember des gleichen Jahres schreibt der Marquis de Seignelay an La Reynie:

Die Gräfin von Roye war hier, um sich zu beschweren, daß der Kommissar ihres Viertels bei ihr war, um die Namen ihrer Kinder und ihrer Diener zu erfragen. Und da Leute dieses Standes eine besondere Rücksicht verdienen, wünscht der König, daß Sie den Kommissaren befehlen, in Zukunft nichts ohne besonderen Befehl zu unternehmen und Personen dieses Standes nicht gleichzusetzen mit den Bürgern von Paris, gegen die sie Befehle auszuführen haben.

Der Marschall de Tessé, beauftragt, die Dragonaden in dem Gebiet von Orange zu organisieren, schreibt Anfang des Jahres 1686 an Louvois:

Monseigneur, nicht allein die ganze Stadt Orange hat sich an einem Tag bekehrt, sondern der Staat [*die Herrschaft von Orange hatte bis 1673 einen selbständigen Staat gebildet*] hat denselben Entschluß gefaßt, und die Herren des Parlaments, die sich durch ein wenig mehr Widersetzlichkeit auszeichnen wollten, haben die gleiche Absicht vierundzwanzig Stunden später kundgetan. Alles ist ruhig, ohne Gewalt und Unordnung, vor sich gegangen. Nur der Minister Chambrun, der Patriarch des Landes, wollte keine Vernunft annehmen, denn der Herr Präsident [*des Parlaments*], der nach dem Ruhme des Martyriums strebte, wäre auch Mohammedaner geworden zusammen mit den übrigen Parlamentsherren, wenn ich dies gewünscht hätte.

Unterdessen verlassen nach und nach alle Geistlichen der reformierten Religion das Königreich. Der Auszug der Protestanten oder ihr passiver Widerstand erregen die Entrüstung des braven Pfarrers Hébert:

Dem König wurde mitgeteilt, daß der Auszug der Priester in seinem Königreich viel Unheil verursache durch die häufigen Briefe, die sie Hirtenbriefe nennen und die sie an ihre Brüder richten, um sie über die angebliche Verfolgung zu trösten und sie in ihrer Gesinnung zu bestärken. Man läßt über-

all diese gefährlichen Schriften umlaufen, die auf die Geister der Schwachen und der im Glauben Wankenden einen schlimmen Eindruck machen.

Dieses Ereignis bot Anlaß, daß man viel über die Haltung des Königs gegenüber diesen Priestern diskutierte. Man sagte, daß es für das Wohl des Königreiches besser gewesen wäre, sie alle verhaften zu lassen und sie getrennt in Gefängnisse oder Zitadellen einzuschließen, um nach geraumer Zeit mit ihnen in Verhandlung über die Dinge der Religion einzutreten und ihnen zu verstehen zu geben, daß man ihnen nicht eher die Freiheit wiedergeben würde, als man nicht völlig von ihrer wirklichen Bekehrung überzeugt wäre; daß, wenn sie diese Zeichen oder Versicherungen gäben, außer der Freiheit, die sie dann wieder genießen würden, man ihnen Pensionen gewähren würde, die zum mindesten ebenso hoch und sogar viel höher wären als die, die sie aus dem Vermögen ihrer Konsistorien hatten. Man fügte hinzu, daß auf diese Weise, nachdem die Priester oder einige von ihnen vollkommen bekehrt seien, sie das Volk, das durch ihre Predigten verführt worden war, zu einer aufrichtigen Bekehrung nach sich ziehen würden. Ich hörte täglich derartige Reden am Hofe und anderswo. Ich erinnere mich im besonderen, daß eines Tages, als ich Herrn von Harlay, dem Erzbischof von Paris, einen Besuch abstattete, dieser sich mit solchen Worten ausdrückte.

Und der Hofmann Daniel de Cosnac, der frühere Vertraute Henriettes von England, späterer Erzbischof von Valence, berichtet, was sich in seiner Diözese zugetragen hat:

Da ich im Vivarais mehrere Pfarreien meiner Diözese hatte, die von der Ketzerei angesteckt waren, war es nötig, von Zeit zu Zeit dort nach dem Rechten zu sehen. Der Indendant d'Aguesseau hatte zwei Geistlichen den Prozeß gemacht, die man mit der Waffe in der Hand verhaftet hatte und die einige Soldaten der Truppen des Königs angegriffen hatten. Einer der Priester war der Führer einer Partei und überführt, in Toulouse gewesen zu sein, wo die ganze Verschwörung einer

Revolte gegen den König gehalten worden war. Diese beiden Priester waren im Gefängnis der Stadt Tournon in meiner Diözese, und ich erfuhr, daß man ihnen den Prozeß gemacht hatte und daß der Priester Homel, der großen Einfluß in der Partei hatte und hohe Achtung genoß, verurteilt worden war, lebendig aufs Rad geflochten zu werden, wonach seine Leiche an allen vier Ecken des Vivarais zur Schau gestellt werden sollte, und sein Gefährte, ebenfalls Priester, zum Tode durch Erhängen verurteilt worden war.

Ich glaubte, mich nach Tournon begeben zu müssen, um zu versuchen, wenn möglich sowohl ihre Seele wie ihr Leben aus ihrem elenden Zustande zu befreien. Ich reiste auf der Stelle ab und machte eine unglaublich rasche und zu einem Teil glückliche Reise. Als ich auf dem Platz der Stadt ankam, dreißig Schritte von der Stelle, wo der Henker einen Pfahl aufgerichtet hatte, sah ich ihn, wie er den zweiten Priester heranführte, der bereits im Armesünderhemd war mit dem Strick um den Hals, und der Henker hielt ihn festgebunden und sollte im Augenblick die Hinrichtung des Unglücklichen vollziehen. Ich schrie aus aller Kraft: Halt ein, trat vor und entriß den Händen des Henkers diesen Priester, den ich in das nächstgelegene Haus eintreten hieß, wo ich begann, ihm vorzuhalten, wie sehr er der göttlichen Vorsehung Dank schulde dafür, daß sie mich geschickt habe, unzweifelhaft, um seine Seele zu retten und ihn von der Schmach zu befreien, der er ausgesetzt werden solle und von der ich ihn auf der Stelle erretten würde, wenn er nur auf die Gnade antworten wolle, die Gott ihm erwiesen habe und die er als eine Art Wunder betrachten müsse. Dieser Mann widerstand eine Zeitlang und schien ziemlich fest in einer so großen Gefahr, aber schließlich, in weniger als einer Stunde, versprach er, seiner Ketzerei abzuschwören, und er tat es wirklich in ziemlich ehrlicher Weise und bezeugte, daß ihm meine Gründe wegen der Schwierigkeiten, die er mir verursacht hatte, einleuchteten.

Danach sprach ich zu ihm von dem Priester Homel und fragte ihn, in welchem Zustande ich ihn finden und ob er nicht in der gleichen Bereitwilligkeit sein würde wie er. Er nahm

mir alle Hoffnung darauf und sagte mir, daß dieser Mann zu allen Leiden bereit wäre und daß ich nicht glauben solle, daß er anhören wolle, was ich ihm über eine Bekehrung sagen könne. Ich erfuhr von ihm, daß Homel verurteilt worden war, gerädert zu werden, daß er das gefällte Urteil kannte und daß seine Hinrichtung nur verschoben worden war, weil der Henker, der ihn rädern sollte, eine solche Hinrichtung noch niemals ausgeführt hatte und man nun einen von Grenoble holen mußte. Ich hoffte, daß Gott vielleicht diese Verzögerung erlaubt hatte, um auch diesen Priester zu retten, und begab mich in das Gefängnis, wo er war. Als ich jedoch eintrat, sagte mir einer der Richter, welcher dem Urteil, das gegen den Priester ergangen war, beigewohnt hatte, daß in den Befehlen des Königs an den Intendanten, die Ketzer, die sich bekehren würden, zu begnadigen, drei davon ausgenommen seien und daß der Priester Homel der erstgenannte davon sei und er also, selbst wenn ich ihn bekehrte, nichtsdestoweniger gerädert würde.

Die Bewegung erlischt nicht. Während des ganzen Endes des Jahrhunderts werden die Protestanten »sich gegen den Staat verschwören«. Der Herzog von Noailles, der immer noch Befehlshaber im Languedoc ist, beschreibt einen dieser Vorfälle in seinem Brief an Louvois vom 15. November 1688:

In der Diözese von Castres hatte ein junges Bauernmädchen Erscheinungen oder behauptete, welche zu haben. Sie verkündete, daß die Engel ihr oft Besuche abstatteten; sie fing an zu predigen wie unter göttlicher Eingebung und zog eine Menge neuer Bekehrter nach sich, die ihre Abschwörung widerriefen. Man schickte einen Dragonerhauptmann mit seiner Kompanie, um dieses Mädchen zu verhaften. Er tritt mit der Pistole in der Hand in das Haus, in dem sie sich befindet. Ein Bauer packt ihn am Hals und wirft ihn zu Boden. Er schießt und tötet den Bauern. Ein anderer, den man verhaften und der gerade mit einem Knüttel auf den Leutnant der Truppe einschlagen wollte, wird von einem Dragoner getötet. Der Rest flieht. Das Mädchen wird ins Gefängnis fortgeführt.

Die Fistel Seiner Majestät

1686. Ludwig XIV. hat seine Höflinge zu einer großen Familie vereinigt, er hat sie zu Gläubigen jenes Kultes gemacht, von dem La Bruyère spricht. – Der Marschall de La Feuillade übertrifft alle anderen, indem er ihm eine Statue auf seine Kosten errichtet. Im März 1686 verzeichnet der Marquis de Sourches:

In dieser gleichen Zeit fand die vielbesprochene Einweihung der Bronzestatue des Königs statt, die der Marschall de La Feuillade hatte anfertigen und auf einem kleinen Platz aufstellen lassen, der aus einem Teil des Hôtel de La Ferté-Sénecterre hergerichtet worden war, welches er den Gläubigern des Marschalls des gleichen Namens abgekauft hatte.

Und der Abbé de Choisy berichtet:

Man sah zu Paris, im Angesichte Gottes und der Menschen, eine ganz außergewöhnliche Zeremonie: Der Marschall de La Feuillade nahm die Einweihung einer Statue vor, die er auf dem sogenannten Platz der Siege hat errichten lassen. La Feuillade umkreiste die Statue dreimal zu Pferde an der Spitze des Regimentes der Garden, dessen Hauptmann er war, und erwies ihr alle Huldigungen, die die Heiden früher vor den Statuen ihrer Kaiser erwiesen. Ich werde hier eine ziemlich merkwürdige Geschichte von dem Herrn de La Feuillade berichten: Er war sehr mit meiner Mutter befreundet und nannte sie stets »mein guter Freund«, wenn er zu ihr sprach. Eines Tages, als meine Mutter im Hôtel Richelieu in Saint-

Germain weilte, kam La Feuillade in ihr Zimmer. Ich war zu Häupten des Bettes meiner Mutter, die mir einen Brief an die Königin von Polen diktierte. Er hieß Marion, die Kammerfrau, hinausgehen, schloß die Türe und begann mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen, einem Rasenden gleich, warf seinen Hut zu Boden und sagte: »Nein, das halte ich nicht mehr aus, ich bin von Schüssen durchbohrt, drei meiner Brüder sind in seinen Diensten umgekommen, er weiß, daß ich keinen Sou besitze, und er gibt mir nichts. Adieu, mein guter Freund«, wandte er sich an meine Mutter, die in ihrem Bett lag, »ich gehe nach Hause, ich werde auch dort noch meinen Kohl finden.«

Meine Mutter sagte zu ihm: »Sind Sie wahnsinnig? Kennen Sie den König nicht? Er ist der geschickteste Mann seines Königreichs und will nicht, daß die Höflinge in ihren Bemühungen nachlassen; er läßt sie manchmal lange warten, aber glücklich die, deren Geduld er erprobt hat, er überschüttet sie mit seinen Wohltaten. Warten Sie noch ein wenig.«

Er glaubte ihr, ging wie immer zu Hofe und fuhr sehr gut dabei. Sein Vermögen ist so groß wie das des Herrn de La Rochefoucauld, der, gleich einer treuen Griseldis unter den Hofleuten, fast fünfzehn Jahre lang bei allen höfischen Unterhaltungen zugegen und fast ein Günstling gewesen war, ohne jedoch etwas zu besitzen, um dann mit einem Male von der größten Dürftigkeit zu größtem Reichtum zu gelangen.

Ludwig XIV., der nun achtundvierzig Jahre alt ist, hat ernstliche gesundheitliche Beschwerden. Der außerordentliche Botschafter des Kurfürsten von Brandenburg, Ezechiel Spanheim, vermerkt dies zuerst in geheimnisvollen Andeutungen:

Erst zu Anfang des Jahres 1686 war, abgesehen von den Schwindelanfällen, an denen er gelegentlich litt, seine Gesundheit von einer peinlichen Beeinträchtigung befallen worden, die Folgen befürchten ließ bei der Art dieser Krankheit, die so viel Aufsehen überall erregt hat, daß man unbedingt davon sprechen kann, und die von einer ungünstigen organischen

Veranlagung herrührte und schwerlich ganz ausheilbar schien sowohl wegen ihrer Verfassung als wegen der Art der anzuwendenden Mittel. Daher kommt es auch, daß die Krankheit einige Zeit verheimlicht wurde und niemandem bekannt war außer seinem Arzt, seinen bevorzugten Kammerdienern und den Personen, die, obgleich aus verschiedenen Gründen, mit seinem ganzen Vertrauen beehrt waren, wie Herr von Louvois und Madame de Maintenon.

Zu Pfingsten entscheidet sich der König, in die Bäder von Barèges zu reisen. Er wird Madame de Maintenon mitnehmen, aber nicht Madame de Montespan, die darüber rasend ist, wie der Abbé de Choisy berichtet:

Madame de Montespan hatte den Kummer, ihr Verdammungsurteil aus einem Munde zu hören, der ihr verhaßt war. Madame de Maintenon hatte ihr im Auftrage des Königs in klaren Worten erklärt, daß er keine Verbindung mehr mit ihr haben wolle und ihr rate, ihrerseits an ihr Seelenheil zu denken, wie er selbst dies ernstlich tun wolle. Das waren große Worte, die sie nicht unbedachterweise überbringen wollte; sie hatte sich mehrere Male darum bitten lassen und dem König gesagt, daß es ihn vielleicht Mühe kosten würde, zu ihnen zu stehen, aber er hatte sie so sehr darum gebeten, daß sie es schließlich getan hatte, und da der Bruch nun einmal erfolgt war, hatte sie den Mut gehabt, ihn von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, damit nicht die Güte seines Herzens ihn wankend werden und vielleicht ganz zurückfallen ließe.

Madame de Montespan ging nach Paris in das Haus der Töchter des Heiligen Joseph, um sich dort von ihrer schwarzen Galle, die sie zu ersticken drohte, zu befreien. Sie schickte nach Madame de Miramion, der berühmtesten Frommen ihrer Zeit, um zu sehen, ob eine gänzliche Hinwendung zu Gott sie die Männer vergessen lassen könnte. »Ah, Madame«, sagte sie, indem sie sie umarmte, »er behandelt mich wie die letzte Kreatur, und dabei habe ich seit dem Grafen von Toulouse nicht einmal seine Fingerspitze berührt.« Die fromme Frau

hätte gerne auf diese vertrauliche Mitteilung verzichtet, wie sie mir gesagt hat.

Die Reise nach Barèges unterbleibt jedoch, da der König sich besser fühlt, und Madame de Montespan, die entschlossen ist, sich wieder festzusetzen, kehrt nach Versailles zurück. Im Laufe des Sommers wohnt sie der Gründung von Saint-Cyr, der Schöpfung ihrer Rivalin, bei, von der uns Madame de Caylus, eine Schülerin dieser Institution, berichtet:

Sie [*Madame de Maintenon*] hatte in Montchevreuil eine Ursuline kennengelernt, deren Kloster aufgelöst worden und die darüber vielleicht nicht sonderlich betrübt war, denn ich glaube, daß sie keine wahre Berufung hatte. Wie dem auch sei, sie erweckte so sehr das Mitleid Madame de Maintenons, daß diese sich ihrer in ihrem Glück erinnerte und ein Haus für sie mietete. Man brachte ihr Pensionärinnen, deren Zahl mit den wachsenden Einnahmen zunahm. Drei andere Ordensschwestern verbanden sich mit Madame de Brinon (denn dieses war der Name der Nonne, von der ich spreche), und diese Gemeinschaft ließ sich zuerst in Montmorency nieder, danach in Rueil; da der König jedoch Saint-Germain verlassen hatte und nach Versailles gegangen war, wo er seinen Park vergrößert hatte, in dem sich nun mehrere Häuser einbegriffen fanden, unter anderen auch Noisy-le-Sec, erbat sich Madame de Maintenon dieses letztere, um darin die de Brinon mit ihrer Gemeinschaft unterzubringen. Hier hatte sie nun den Gedanken der Errichtung von Saint-Cyr, welchen sie dem König mitteilte, und weit entfernt davon, diesem Widerstand entgegenzusetzen, nahm er ihn mit einem Eifer auf, der seiner Seelengröße würdig war. Dieses in seiner Ausdehnung großartige Gebäude wurde in weniger als einem Jahre errichtet und in den Stand gesetzt, zweihundertfünfzig junge Damen aufzunehmen, sechsunddreißig Damen als deren Erzieherinnen und alles, was zur Bedienung einer so zahlreichen Gemeinschaft erforderlich war.

Diese jungen Damen werden – ziemlich streng – erzogen, um später entweder Klosterfrauen oder Damen der Gesellschaft zu werden. Manchmal sorgt Madame de Maintenon für ihre Verheiratung. Auf welche Weise, das erzählt die Korrespondentin der Madame Dunoyer in den »Lettres Historiques et Galantes«:

Wenn man ihr eine passende Partie für eine dieser jungen Damen vorschlägt, so läßt sie deren vier in das Sprechzimmer kommen, also eine aus jeder Klasse. Diese Klassen unterscheiden sich nur durch die Farbe der Bänder[1]. Man läßt sie alle vier vor dem Kavalier, der auf der anderen Seite des Gitters ist, Revue passieren. Sobald die Damen hinausgegangen sind, fragt Madame de Maintenon ihn, welche ihm am besten gefallen habe, dann nennt er die Farbe. Sobald er diese Wahl getroffen hat, läßt man die Schöne zurückkommen, und nachdem Madame de Maintenon sie gefragt hat, ob sie keine Abneigung gegen den Gatten habe, den man ihr ausgesucht hat, entwirft der Notar, Maître Carnot, den man vorsorglicherweise schon bestellt hat, den Kontrakt, ohne daß man die Eltern hinzuzieht noch daß sie irgendwie damit zu tun haben.

Am 1. September versetzt eine Festlichkeit den Hof in Aufruhr: Der König, der Handelskontore in Siam errichten lassen will, um dem Einfluß der Holländer in Asien entgegenzuwirken, hat eine Gesandtschaft an den Herrscher dieses Landes geschickt. Dieser schickt nun im Laufe des Sommers 1686 seinerseits Gesandte nach Versailles. Das ist eine Attraktion. Der Großzeremonienmeister Baron von Breteuil schildert diesen Besuch:

Die Gesandten zogen am 12. August in Paris ein. Sie stiegen in dem Hause für die Außerordentlichen Botschafter[2] ab. Der Marschall Herzog de La Feuillade begleitete sie bis in ihr

[1] Die Klassen in Saint-Cyr wurden durch blaue, grüne, gelbe und rote Bänder gekennzeichnet.
[2] Das frühere Hôtel des Marschalls d'Ancre in der Rue de Tournon.

Zimmer und zog sich nach einigen Augenblicken der Unterhaltung zurück. Die Gesandten begleiteten ihn bis an seine Karosse und warteten, bis er abfuhr.

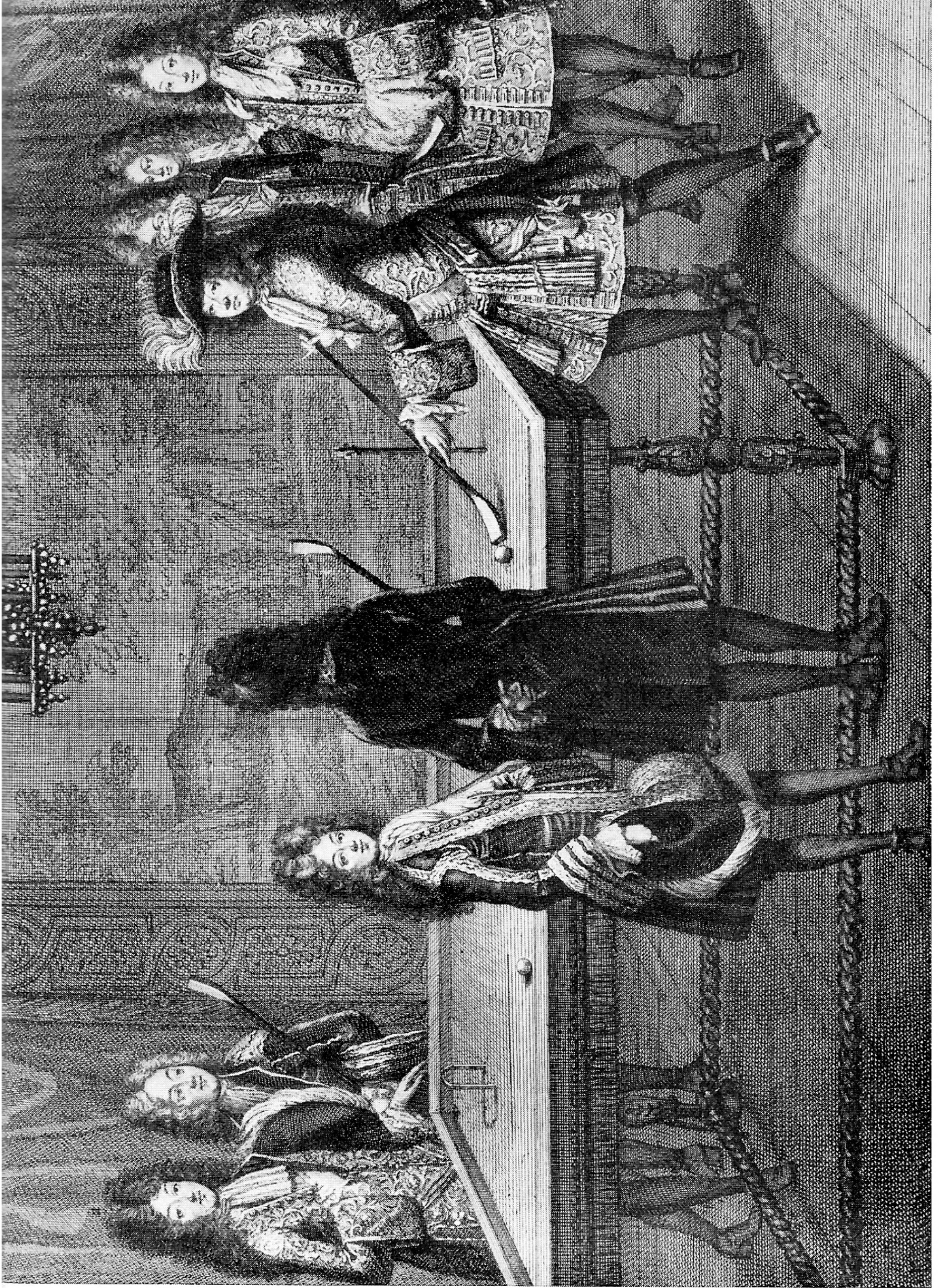
Am Abend wurden ihnen bereits Geschenke übersandt. Es ist eine Gepflogenheit, daß die Gesandten der Herrscher von Staaten, die außerhalb Europas liegen, während ihres Aufenthaltes auf Kosten des Königs unterhalten werden.

Als erste Handlung legte der Erste Gesandte den Brief seines königlichen Herrn vor dem Bett des Paradezimmers in ein Gestell, das sie in ihrer Sprache *mordoe pratinan* nennen. Alle Gesandten legen jeden Tag frische Blumen auf den Brief des Königs und machen tiefe Verbeugungen, wenn sie an diesem königlichen Ort vorbeigehen.

Da der König am Tage ihrer Ankunft vom Wechselfieber befallen worden war, wurde die Audienz, die sie am 14. haben sollten, aufgeschoben. Als der König vollständig genesen war, erteilte er am 1. September den Gesandten diese Audienz. Gegen zehn Uhr fanden die in Versailles eingetroffenen Gesandten im Vorhofe des Schlosses die französischen und schweizerischen Garden unter Waffen und bei Trommelwirbel vor, sowohl diejenigen, die zur Ablösung gekommen waren, wie jene, die abgelöst werden sollten. Sie stiegen in dem Absteigesaal der Botschafter ab und erwarteten die Stunde der Audienz.

Nachdem sie ihre gewohnten Waschungen vorgenommen hatten, setzten sie pyramidenförmige Musselinmützen auf, an deren unterem Rande als Zeichen ihrer Würde zweifingerbreite Kronen aus Gold waren. Aus diesen Kronen gingen Blumen und Blätter aus dünnem Golde hervor oder einige Rubine in Form von Körnern. Diese Blätter waren so leicht, daß der Wind sie bewegte. Der Dritte Gesandte hatte keine Blumen an dem Goldring seiner Krone. Die acht Mandarine hatten eine ebensolche Kopfbedeckung aus Musselin, ohne Krone.

Man hatte am Ende der Großen Galerie des Schlosses, nach den Gemächern der Dauphine hin, einen Thron aufgestellt, zu dem sechs Stufen führten, das Ganze mit einem persischen



Billardspiel in den königlichen Appartements in Versailles (1694). Das Bild zeigt (von links nach rechts) den Herzog von Orléans, den Herzog von Vendôme, den Grafen von Toulouse, Monsieur de Chamillard, Ludwig XIV., Monsieur d'Armagnac, den Herzog von Chartres. (Der zweite von rechts ist nicht genannt.)

Links: Madame, Elisabeth Charlotte (Liselotte) von der Pfalz (1652–1722), seit 1671 Gemahlin Philipps I. von Orléans. – Rechts: Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné (1626–1696), französische Schriftstellerin

Teppich bedeckt, der auf Goldgrund silberne und seidene Blumen zeigte. Auf den Stufen hatte man große silberne Leuchter und silberne Tischchen aufgestellt; am Fuße des Thrones, vorne, zur Rechten und zur Linken, befanden sich in Abständen große silberne Räuchergefäße und silberne Vasen. Man mußte einen Raum von vier oder fünf Klaftern freihalten, wo die Mandarine, die zum Gefolge der Botschafter gehörten, sich während der Audienz aufhalten konnten, ohne von den Hofleuten eingeengt zu werden.

Nun sieht man zur Audienz schreiten: sechs Mandarine in Obergewändern mit Schärpen, den Dolch an der Seite, mit pyramidenförmigen spitzen Mützen aus feiner Seide, und zwölf Trommler des Königs, die einen Marschtakt schlugen. Acht königliche Trommler gingen vor einem pyramidenförmigen Gestell aus vergoldetem Holze her, das man den »Königlichen Ort« nannte und in dem der Brief des Königs von Siam lag. Diese Pyramide wurde von den Schweizern des Garderegimentes getragen. Vier Siamesen gingen nebenher, die Sonnenschirme an Stangen von zwei Klaftern Länge trugen, die drei Gesandten in einer Reihe nebeneinander mit dem Herzog de La Feuillade zur Rechten und dem Herrn de Bonneuil [*der die Gesandten einzuführen hatte*] zur Linken. Zwei Offiziere trugen große runde ziselierte Behälter, deren Deckel zurückgeschlagen waren. Es sind dies die Abzeichen ihrer Titel und Würden, die der König ihnen selbst gegeben hat und in dessen Gegenwart sie nie ohne diese Zeichen ihrer Würde erscheinen. In dieser Ordnung passierten sie durch den Hof des Schlosses, wo die Garden der Prévôté[*Gendarmerietruppen*] Spalier bildeten, ein Teil der hundert Schweizer der Garde außerhalb der Türe zur Treppe des Grand Appartement und der andere auf den Stufen. Der Großzeremonienmeister de Blainville und der Zeremonienmeister Sainctot empfingen an der Spitze der Schweizer die Gesandten. [...]

Beim Eintritt in die Galerie warfen die Gesandten sich mit ihrem Gefolge zur Erde nieder, sobald der Sekretär des Königs, der sie zu führen hatte, ihnen rechts und links ihren Platz angewiesen hatte. Sie hätten immer noch mit dem Angesicht

zu Boden verharrt, wenn der König ihnen nicht aufzublicken erlaubt hätte. Er sagte, daß sie von viel zu weither gekommen seien, als daß er ihnen nicht erlauben sollte, ihn zu sehen. Die Mandarine, die von weitem den König auf seinem Thron sahen, grüßten ihn, ohne ihre Mützen abzunehmen, indem sie die gefalteten Hände in Höhe des Mundes hielten. Bei jedem Gruß, den sie erwiesen, verneigten sie sich dreimal, ohne ihren Platz zu verlassen. Dies taten sie mehrere Male und näherten sich dem Throne, vor dem sie auf die Knie fielen. In dieser Haltung begrüßten sie den König durch drei tiefe Verneigungen des ganzen Körpers; danach setzten sie sich auf den Boden nieder und blieben so während der ganzen Audienz.

Schließlich machte der Führer der Gesandtschaft, der sich in der Mitte befand, dem König seine Höflichkeitsbezeigung, ohne die Hände, die er zur Höhe des Gesichtes erhoben hatte, sinken zu lassen. Die beiden anderen waren in derselben Haltung wie er.

Nach der Ansprache näherte sich der Abbé de Lionne, der die siamesische Sprache in dem Missionarshaus in Siam erlernt hatte, dem König, um ihm die Rede des Botschafters wiederzugeben. Worauf der König mit sehr höflichen Worten antwortete. Als nun der König auf die Ansprache des Botschafters geantwortet hatte, stieg der Erste Botschafter zu dem Thron hinauf, nachdem er von einem der ihm folgenden Mandarine den Brief seines königlichen Herrn entgegengenommen hatte; er überreichte ihn dem König, der sich erhob, um ihn entgegenzunehmen, und ihn an den Herrn de Croissy weitergab. Die beiden anderen Botschafter folgten dem Ersten Botschafter zum Throne, wobei sie eine Stufe unter ihm blieben. Der König sprach eine ziemliche Zeit mit ihnen, wobei der Abbé de Lionne übersetzte, was jeweils gesprochen wurde.

Der Abbé de Choisy, der selbst in Siam war als Begleiter des Gesandten Ludwigs XIV., des Chevaliers de Chaumont, und den Siamesen nach Paris vorausgeeilt war, ist nicht zufrieden mit der Haltung des Ministers Louvois:

Die Geschenke, die sie mitgebracht hatten, waren in dem Salon am Ende der Galerie aufgestellt. Monsieur de Louvois, der Dinge, an denen er nicht teilhatte, nicht sehr hoch einschätzte, betrachtete sie mit äußerster Geringschätzung. »Monsieur l'Abbé«, sagte er im Vorbeigehen zu mir, »ist das, was Sie da gebracht haben, wohl fünfzehnhundert Pistolen wert?« »Das weiß ich nicht, mein Herr«, sagte ich, so laut ich konnte, damit man mich hören sollte, »aber ich weiß sehr wohl, daß das mehr als zwanzigtausend Taler Goldgewicht hat, ohne die Goldschmiedearbeit zu rechnen, und dabei rede ich noch nicht von den japanischen Schränkchen, den Wandschirmen, den Porzellansachen ...« Er lächelte mich verächtlich an und ging weiter.

Die Krankheit des Königs hat sich verschlimmert. Seine Majestät hat eine Darmfistel und ist entschlossen, sich nach der Rückkehr von Fontainebleau nach Versailles operieren zu lassen. D'Aquin, sein Arzt, erklärt die Operation:

Am 18. November, nach seiner Rückkehr nach Versailles, ließ der König, der seit langem entschlossen war, sich der Operation zu unterziehen, um von der Fistel geheilt zu werden, diese vornehmen, ohne jemand anderen davon zu unterrichten als diejenigen, die zu einer Sache von so großer Wichtigkeit nötig waren. Gegen acht Uhr morgens, in Gegenwart des Marquis de Louvois, der meinen und Monsieur Fagons, mit Assistenz des Herrn de Bessières, führte Monsieur Félix eine Sonde, die am Ende eines eigens dafür hergestellten Messers saß, an der ganzen Länge der Fistel vorbei bis in den Darm, den er mit einem Finger der rechten Hand erfaßte, und die Sonde zurückziehend öffnete er die Fistel mit ziemlicher Leichtigkeit, worauf er die Schere in die Wunde im Innern einführte und den Darm ein wenig über der Öffnung abschnitt mit allen Bändern, die sich daran befanden, was alles der König mit äußerster Standhaftigkeit ertrug.

Der Abbé de Choisy fügt hinzu:

Madame de Maintenon befand sich am Lager Seiner Majestät. Madame de Montespan kam an die Türe des Zimmers und wollte eintreten, mit jener gebietenden Miene, die eine lange Herrschaft sie hatte annehmen lassen, aber der Türsteher hatte Anweisungen; sie kam nicht herein und hatte den Verdruß, ihren Platz durch eine Person eingenommen zu sehen, die seiner würdiger war als sie.

Eine zweite Operation sollte im Dezember stattfinden. Inzwischen jedoch und schon am Abend des ersten Eingriffs empfängt der König Besuch und hält in seinem Zimmer Rat:

Man sah den Schmerz auf seinem Gesicht abgezeichnet; seine Stirne war vor Schwäche fast stets schweißbedeckt, und währenddessen gab er Anordnungen und ließ sich über alles Rechenschaft erstatten. Er speiste in seinem Bett in Gesellschaft und ließ sich zweimal am Tag dem geringsten seiner Höflinge sehen. Er zeigte keinerlei Ungeduld bei den Schnitten mit der Schere und sagte nur: »Ist es geschehen, meine Herren? Machen Sie weiter und behandeln Sie mich nicht als König. Ich will gesund werden, als ob ich ein Bauer wäre.«

Man kann nicht beschreiben, welche Wirkung diese überraschende Nachricht auf die Pariser ausübte. Ich habe mit eigenen Ohren einen Sänftenträger unter Weinen sagen hören: »Zwanzig Messerschnitte hat man ihm gemacht, und der arme Mann hat keinen Laut von sich gegeben.« – »Wie weh man ihm getan hat«, sagte ein anderer. Man sprach von nichts anderem auf allen Straßen, und nach einer Viertelstunde wußte es ganz Paris.

Die Reaktionen des Hofes sind verschieden. La Fare gibt zu, daß die Krankheit des Königs von allen Freunden des Dauphins sehr aufmerksam beobachtet wurde:

Dies ließ für sein Leben fürchten und weckte folglich die Intrigen um Monseigneur, welche noch heftiger wurden, als der König nach dieser Operation wieder an einem bösen Ge-

schwür erkrankte, welches eine Verderbnis des Blutes anzeigte und für welches eine noch härtere und gefährlichere Operation als die erste erforderlich war.

Aber diese Operation war erfolgreich. Der König ist geheilt. Hébert, der Pfarrer von Versailles, schildert, wie man seit Monaten die Behandlung, die beim König anzuwenden war, erprobt hatte. Der Marquis de Louvois hatte einige Fistelkranke mit einem Balsam behandeln lassen, der keine Erfolge brachte, und kam dann auf eine bessere Idee:

Er ergriff weisere, richtigere und unfehlbarere Maßnahmen, indem er in sein Hôtel in Versailles mehrere dieser Kranken hatte bringen lassen, die er durch den ersten Chirurgen des Königs behandeln ließ, welcher die Operation vorzunehmen hatte. Einige von diesen starben, und er ließ sie vorsichtigerweise am frühen Morgen und ohne Glockengeläut begraben, damit niemand bemerken sollte, was geschehen war. Einige andere genasen, unter diesen ein Geistlicher namens Sanga, der nach seiner Heilung nur noch danach strebte, aus dieser Sache Nutzen zu ziehen, die er für sehr günstig hielt, um ihm einen Vorteil beim König zu verschaffen.

Tatsächlich legte er nach der Heilung des Königs diesem eine Bittschrift vor, in der er die Unverschämtheit hatte, sich einen Blutsbruder des Königs zu nennen, welcher ihm schließlich ein Kanonikat an der erzbischöflichen Kirche in Sens überließ. Da er dort fortfuhr, sich in derselben Weise aufzuspielen, und die Dummheit besaß, die Einfältigen glauben zu machen, daß er Kredit am Hofe habe, zog er sich den beißenden Spott des Dekans dieser Kirche, Boileau, zu, denn an einem Tage, da Kapitel abgehalten wurde und er abermals die eitle Dummheit begangen hatte, sich recht laut der Protektion des Königs zu rühmen, die zu besitzen er sich einbildete, durch dessen Gnade er Kanonikus geworden war, gab ihn dieser Dekan, der von mindestens ebenso beißendem Spotte war wie sein Genosse Despréaux in seinen Satiren, der Lächerlichkeit preis, indem er sagte: »Sie haben allen Grund,

Monsieur Sanga, sich der Art zu rühmen, auf die Sie in unsere Gemeinschaft eingetreten sind, denn schließlich hat man Sie nur zum Kanonikus gemacht, weil Sie Ihren Hintern hergezeigt haben.«

Inzwischen hat Madame de Sévigné unter dem 13. Dezember an den Präsidenten von Moulceau geschrieben, um ihm mitzuteilen:

[...] eine traurige und eine angenehme Neuigkeit: den Tod von Monsieur le Prince [*de Condé*], der vorgestern, Mittwoch, am 11. des Monats, um Viertel nach sieben Uhr zu Fontainebleau erfolgt ist, und die Rückkehr des Prinzen von Conti an den Hof, durch die Güte von Monsieur le Prince, der diese Gunst vom König erbat, kurz bevor er in den Todeskampf fiel, und die der König ihm sofort gewährte, und Monsieur le Prince hatte noch vor seinem Tode diesen Trost, aber niemals ist eine Freude mit so vielen Tränen begossen worden. Der Prinz von Conti ist untröstlich über den erlittenen Verlust, der nicht größer sein könnte, besonders da er die ganze Zeit seiner Verbannung in Chantilly verbracht hat, wo er einen hervorragenden Gebrauch von dem Geiste und den Fähigkeiten von Monsieur le Prince gemacht hat und an der Quelle alles schöpfen konnte, was von Nutzen war, unter einem so großen Meister, der ihn zärtlich liebte.

Monsieur le Prince hatte sich mit einer Eile, die ihn das Leben kostete, von Chantilly nach Fontainebleau begeben, als Madame de Bourbon dort an den Blattern erkrankte, und dies, um Monsieur le Duc daran zu hindern, sie zu pflegen, und bei ihr zu sein, da dieser die Blattern noch nicht gehabt hatte ... Er wurde von einem starken Unwohlsein befallen und verschied nach einer heftigen Beklemmung, so daß er, der nach Paris reisen wollte, sagte, daß er eine weit größere Reise machen werde. Der Brief, den er dem König geschrieben hat, ist das Schönste, was man sich denken kann, und der König mußte vor Tränen sich drei- oder viermal während des Lesens unterbrechen.

Hier folgt, was der Prinz von Condé am Tage seines Todes an den König geschrieben hat:

Es ist nun ein Jahr her, daß er [*der Prinz von Conti*] unter meiner Führung steht, und ich habe die Genugtuung, ihm die Gesinnung gegeben zu haben, die Euere Majestät wünschen können. Dieser Prinz hat sicherlich Verdienste, und wenn ich in ihm nicht alle wünschenswerte Unterwerfung unter Euere Majestät erkannt hätte und ein sehr aufrichtiges Streben, keine andere Richtschnur für sein Verhalten zu haben als den Willen Euerer Majestät, würde ich Ihnen nicht von ihm sprechen und Sie nicht bitten, wie ich dies alleruntertänigst tue, ihm gnädigst wiederzugeben, was er über allen Dingen auf dieser Welt schätzt, nämlich die Ehre Ihrer Gunst. Seit einem Jahre seufzt er und betrachtet sich in seinem Zustand, wie wenn er im Fegfeuer wäre. Ich beschwöre Eure Majestät, ihn daraus zu befreien und ihm eine vollkommene Verzeihung zu gewähren. Vielleicht schmeichle ich mir ein wenig zuviel, aber was kann man nicht erhoffen von dem größten König der Welt, als dessen sehr demütiger, sehr gehorsamer und sehr treuer Untertan ich sterbe, wie ich gelebt habe.

Wie Louvois starb

Ludwig XIV. ist wiederhergestellt, seine Feinde sind besiegt, die Protestanten niedergehalten oder verjagt, die Zukunft scheint voller Hoffnungen im Laufe dieses Jahres 1687, aber der Prinz von Oranien hat mit dem deutschen Kaiser in Augsburg ein Bündnis geschlossen, dem Spanien und Savoyen beitreten werden. Und im folgenden Jahre beginnt der Krieg. Der Dauphin, sechsundzwanzigjährig, wird an die Spitze der Armee gestellt, die in die deutschen Staaten eindringt und Philippsburg belagert. Madame de Sévigné hat ihren Enkel an der Front und wechselt angstvolle Briefe mit ihrer Tochter. Die Gegenwart Vaubans bei dem Dauphin beruhigt sie etwas. Am 22. Oktober 1688 schreibt die Großmutter:

Wir wissen, daß Monsieur le Dauphin oft in den Laufgraben geht. Man hat gemeldet, daß er kürzlich durch einen Kanonenschuß ganz mit Erde überschüttet wurde. [. . .] Ich beruhige mich mit dem Chevalier [*dem Sohn der Madame de Sévigné*], der überzeugt ist, daß diese Belagerung bald zu Ende gehen wird und daß, da Vauban der Herr ist und es nicht eilig hat, ihn nichts daran hindern wird, die Leute noch mehr zu schonen, als er dies ohnehin tut, und Sie wissen, wie bewunderungswürdig er in seiner ständigen Sorgfalt für sie ist. Monseigneur wird angebetet; er ist freigebig, er gibt allen Verwundeten, er hat dreihundert Louis an den Marquis de Nesle gesandt, er gibt denjenigen, die keine Ausrüstung haben, er gibt den Soldaten, er meldet dem König Gutes von allen Offizieren und bittet ihn, sie zu belohnen. Er sagt, daß er viel gebe, weil er das Elend groß finde. Der König läßt seine Briefe öffentlich vorlesen.

Ein Brief Vaubans an Louvois vom 23. Oktober scheint dieses Lob des Dauphins zu bestätigen:

Es liegt nicht an Monseigneur, wenn er nicht alle Tage in den Laufgraben geht, aber das Geschützfeuer dort war so gefährlich, daß ich mich verpflichtet gefühlt habe, alle meine Überredungskunst aufzuwenden, um ihn abzuhalten. Ich habe nicht gewagt, Ihnen mitzuteilen, daß beim zweiten Mal, als er bei den großen Angriffen dort war, ein Kanonenschuß so nahe bei ihm einschlug, daß Monsieur de Beauvilliers, der Marquis d'Uxelles und ich, der vor ihm herging, eine Viertelstunde lang Ohrensausen hatten, was nur vorkommt, wenn man sich in dem Luftzug des Geschosses befindet.

Und am Tage von Allerheiligen schreibt Madame de Sévigné voller Freude an Madame de Grignan (die Kuriere kommen nach Paris viel eher als in die Provence, wo Grignan Generalleutnant des Königs ist):

Philippsburg ist eingenommen, mein teures Kind, Ihrem Sohne geht es gut. Ich kann diesen Satz nur auf alle Arten wiederholen, denn ich will von nichts anderem reden. Sie erfahren also durch diesen Brief, daß es Ihrem Kinde gut geht und daß Philippsburg genommen ist. Ein Kurier ist soeben bei Herrn von Villacerf angekommen, welcher gesagt hat, daß derjenige Monseigneurs in Fontainebleau angekommen ist, während der Pater Gaillard predigte. Man hat ihn unterbrochen und hat Gott sogleich gedankt für einen so glücklichen Erfolg und eine so schöne Eroberung.

Die Pfalz ist also rasch durch die Franzosen erobert worden, aber am Hofe denkt man zu Anfang des Monats Januar 1689 nicht mehr an den Krieg, der weitergeht. Der Hof erlebt die Aufführung von »Esther« (von Jean Racine), die von den Damen von Saint-Cyr gespielt wird. Eine der Schauspielerinnen, Madame de Caylus, die von Madame de Maintenon protegiert wird, erzählt uns, wie sie ausgewählt wurde:

Es war keine Rede von mir gewesen, und man hatte sich nicht vorgestellt, daß ich eine Rolle übernehmen sollte. Aber da ich bei der Rezitation anwesend war, die Monsieur Racine von jeder Szene Madame de Maintenon vortrug, sobald er eine vollendet hatte, behielt ich die Verse, und als ich eines Tages Monsieur Racine einen solchen rezitierte, war er damit so zufrieden, daß er Madame de Maintenon bat, mir aufzutragen, eine Rolle zu übernehmen, was sie denn tat; aber ich wollte keine von denen, die schon vergeben waren, was ihn [*Racine*] nun veranlaßte, für mich den Prolog der »Gottesfurcht« zu schreiben. Da ich indessen durch das viele Zuhören die anderen Rollen gelernt hatte, spielte ich sie nacheinander, sowie eine der Schauspielerinnen nicht dazu imstande war, denn man spielte »Esther« den ganzen Winter hindurch, und dieses Stück, das auf Saint-Cyr beschränkt bleiben sollte, wurde mehrere Male vor dem König und seinem ganzen Hofe aufgeführt, und immer mit dem gleichen Beifall.

Diese Theateraufführungen sind nicht nach dem Geschmack von Hébert, der seiner Unzufriedenheit Ausdruck gibt:

Ich weiß nicht, wer dieser ausgezeichneten Dame den Wunsch eingeben konnte, Theaterstücke durch diese jungen Damen aufführen zu lassen, die dort erzogen werden [*in Saint-Cyr*]. Aber ich bin überzeugt, daß sie es nicht getan hat, ohne mit dem Herrn Bischof von Chartres und den Herren Tiberge und Brisacier, den Leitern des Seminars der Auslandsmissionen, gesprochen zu haben, die damals ihr ganzes Vertrauen genossen. Obgleich sie zu dieser Zeit auch in mich Vertrauen hatte, hat sie mir nicht die Ehre erwiesen, mir davon zu sprechen; vielleicht sah sie voraus, daß ich sie davon abgebracht hätte, wie ich hernach gestrebt habe, es zu tun.

Monsieur Racine, entzückt darüber, eine so günstige Gelegenheit gefunden zu haben, um sich am Hofe zur Geltung zu bringen und sein Glück zu machen, zögerte nicht einen Augenblick, seinen Dichterberuf wieder aufzunehmen, von dem er sah, daß er ihm hier von unvergleichlich größerem Vorteil

sein würde, als er in Paris gewesen war, wo er lange Zeit gearbeitet hatte und nicht reich geworden war. Um den Gefühlen Madame de Maintenons entgegenzukommen, verfaßte er die Tragödie »Esther«, die durch den Druck verbreitet wurde und großen Beifall fand. Bei Hofe sprach man nur von dieser neuen Art, unschuldige Komödien zu schreiben, die allgemein gebilligt wurde, und die allgemeine Zustimmung hätte es seltsam erscheinen lassen, wenn man gegenteilige Ansichten und Gefühle gehabt hätte. Indessen empfand ich einen wahrhaften Schmerz, die Dinge so weit gehen zu sehen, und ich wartete eine günstige Gelegenheit ab, mich über diese Theateraufführungen in einer Gemeinschaft, die dazu bestimmt war, diesen jungen Damen eine christliche Erziehung zu geben, aussprechen zu können. Es bot sich eine solche.

Hébert hat nach einer Versammlung der »Dames de la Charité« (einer Wohltätigkeitsorganisation), der Madame de Maintenon beigewohnt hat, seine Meinung kundgegeben; als man ihn einlädt, einer Aufführung von »Esther« beizuwohnen, erklärt er, da er in seinen Predigten die Schauspiele verdamme, würde er von der Öffentlichkeit scharf verurteilt werden, wenn er sie selber besuche, und er fügt hinzu:

Glauben Sie denn, daß es sich für Personen unseres Standes besonders schicke, einer Tragödie beizuwohnen, die von jungen, wohlgewachsenen Mädchen aufgeführt wird und die man dann während ganzer Stunden zu betrachten nicht vermeiden kann? Heißt das nicht, sich Versuchungen aussetzen, und kann man das nach seinem Gewissen tun? Dazu werde ich Ihnen offen sagen, daß verschiedene Hofleute mir gestanden haben, daß der Anblick der jungen Damen einen starken Eindruck auf ihr Herz gemacht hat; daß, da sie wußten, daß sie ehrbar seien, sie von ihnen unvergleichlich mehr angezogen waren als von dem Anblick von Schauspielerinnen, die für sie nichtsdestoweniger eine ständige Gelegenheit zum Falle seien, obgleich sie nicht daran zweifelten, daß sie oft einen sehr ungeordneten Lebenswandel führten.

»Esther« wird sogar vor dem König von England, Jakob II., und seiner Gemahlin aufgeführt, die durch Wilhelm von Oranien aus ihrem Königreich vertrieben und zu Anfang des Jahres 1689 in Saint-Germain angekommen sind; man sieht sie oft am Hofe. Und Ludwig XIV., der nicht ganz auf alle Galanterien verzichtet hat, ist nicht gleichgültig gegenüber den Reizen dieser Königin ohne Königreich. Madame de La Fayette erzählt:

Er hatte ihr gegenüber ein so liebenswürdiges und gewinnendes Benehmen, daß man annahm, daß er in sie verliebt sei. Die Sache schien sehr wahrscheinlich. Die Leute, die das mitansahen, versicherten, daß Madame de Maintenon, obgleich sie nur als eine Freundin galt, die Aufmerksamkeiten des Königs für die Königin mit gräßlicher Unruhe beobachte. Das war nicht ohne Grund, denn es gibt keine Geliebte, die nicht bald eine Freundin verdrängen könnte.

Im Laufe dieses Jahres beginnt man von den Heldentaten eines gewissen Jean Bart, der aus Dünkirchen gebürtig ist, zu sprechen, eines verwegenen Korsaren, der Schrecken unter den holländischen und englischen Schiffen verbreitet. Im Mai, als er eine französische Handelsflotte geleitet, trifft er auf zwei englische Kriegsschiffe und wird mit seinem Zweiten Offizier, dem Chevalier Claude de Forbin, gefangengenommen. Es gelingt den beiden, von Plymouth zu entfliehen und nach Frankreich zu entkommen. Aber während Jean Bart, beschämt über sein Abenteuer, nach Dünkirchen zurückkehrt, prahlt Forbin in Versailles mit seiner Flucht und erhält ein Kommando. Sébastien Le Prestre, Marquis de Vauban, der Jean Bart sehr schätzt, ist entrüstet und schreibt an Seignelay (den Sohn Colberts und Marineminister):

Bart ist hier und erwartet Ihre Befehle über sein Schicksal. Die ganze Stadt Dünkirchen ist ihm entgegengekommen und hat ihn mit Freude empfangen, und ich auch, aber das hat mich nicht daran gehindert, ihn auszuschelten, daß er nicht zu

Ihnen gekommen ist wie Monsieur de Forbin. Der eine hat gehandelt wie ein Franzose (wolle Gott, daß er nicht ein Provenzale sei!), und der andere als guter Flame ist nach Hause gegangen. Die Wahrheit ist, daß er mir als Entschuldigung angegeben hat, daß, da er nicht gut französisch spreche und geschlagen worden sei, er nicht gewagt habe, in diesem Zustand vor den König zu treten, daß er aber, wenn er seine Revanche genommen haben werde und man wünsche, daß er kommen solle, sicherlich kommen werde. So ungefähr, Monseigneur, sollten die Kriegsleute sein, und wollte Gott, daß Ihre Marine ganz nach diesem Muster wäre. Was mich betrifft, so liebe ich es, wenn ein Mann alles seinem Verdienst verdankt und nicht der Gunst. Solche, die ihre Beförderung der Gunst anderer verdanken, verzetteln sich gewöhnlich durch die Bemühungen, sich Gönner zu gewinnen, die ihre Taten verkünden und herausstreichen, wobei die Regeln der Bescheidenheit oft nicht gerade eingehalten werden. Solche Offiziere sind selten die besten, aber oft die erfolgreichsten zum großen Schaden des Herrn, dessen Dienst unfehlbar darunter leidet. Verfallen Sie nicht in den Fehler derjenigen, die Anlaß zu einer so schädlichen Wirkung geben, und erinnern Sie sich, daß der größte Dienst, den Sie dem König erweisen können, der ist, ihm gute Offiziere zu liefern. Es liegt nur an Ihnen, wenn Bart nicht schon jetzt einer von den allerbesten ist. Gewähren Sie ihm Ihren Schutz, ungeachtet seiner mangelnden Hoffähigkeit, und erinnern Sie sich noch, wenn es Ihnen gefällig ist, welche Männer der alte Tromp, Ruyter und Du Quesne waren. Sie waren nicht aus besserem Hause als er, und es ist nicht unmöglich, daß er nicht ebensoviel Fähigkeit wie sie erwirbt, aber dazu hat er Hilfe nötig.

Der Krieg geht weiter, und Louvois hat Ludwig XIV. eingeredet, daß er, um das Elsaß zu schützen, die Pfalz mit Feuer und Schwert zerstören müsse. Bereits in den ersten Monaten des Jahres sind Heidelberg und Mannheim verwüstet worden. Liselotte zerfließt in Tränen. Am 20. März 1689 schreibt sie:

Am meisten betrübt mich, daß der König, um alles zu verwüsten, gerade gewartet hat, daß ich ihn zu Gunsten von Heidelberg und Mannheim angefleht habe. Und man nimmt es noch schlecht auf, wenn ich mich darüber betrübe.

Im Laufe des Frühjahrs nehmen die Greuel kein Ende: Worms, Speyer, Oppenheim, Bingen werden ein Raub der Flammen, die Bevölkerung wird massakriert oder vertrieben. Haßgeschrei gegen Frankreich erhebt sich in ganz Europa und dringt bis nach Versailles. Madame de Maintenon ist bestürzt darüber, der König ebenso. Languet de Gergy vermerkt:

Monsieur de Louvois liebte Madame de Maintenon nicht, und sie wußte dies wohl. Er hatte ihr alle schlechten Dienste erwiesen, die er nur konnte, und sich mit Madame de Montespan verbündet, um sie in den Augen des Königs herunterzusetzen. Es besteht Grund zu der Annahme, daß sein Eigennutz eine Rolle dabei spielte. [. . .]

Dieser Minister hatte die größten Herrscher Europas schlecht behandelt, und man zweifelte nicht daran, daß er es mit Absicht getan hatte, um den Krieg zu entzünden und sich unentbehrlich zu machen in einer Situation, in der seine Fähigkeit und seine Aktivität unerläßlich schienen. Madame de Maintenon in ihrer ganzen Mäßigung, ihrer Geduld und ihrer Uninteressiertheit gegenüber allem, was Staatsgeschäfte betraf, konnte das Geschrei der Völker und die Empörung aller Nationen nicht ertragen. Sie glaubte sich verpflichtet, dem König die schlechten Dienste aufzudecken, die ihm sein bedeutendster Minister unter dem Vorwand, ihm von Nutzen zu sein, erwiesen hatte. Es überrascht nicht, daß sie ihren Charakter in dieser Angelegenheit überwand, die für den Staat und die Ehre des Königs und das Glück der Völker von so großer Bedeutung war. Sie war *Esther*, die *Assuerus* die verderblichen Absichten seines Ministers *Aman* enthüllte.

Aber überraschend ist die Mäßigung Ludwigs XIV., der so lange und so geduldig die Anmaßung seines Ministers ertrug.

Zu meiner Zeit erzählte man am Hofe, daß es eines Tages

so weit kam, daß der König, der selber erzürnt war, seinen Stock – andere sagen, die Feuerzange – gegen Louvois erhob und daß Madame de Maintenon sich dazwischenwarf und den König zurückhielt und daran hinderte, eine Tat zu begehen, deren Louvois vielleicht würdig war, die aber Ludwigs XIV. unwürdig gewesen wäre.

Aber Saint-Simon beschreibt die Szene weitaus drastischer:

Er [*Louvois*] wollte noch die Brandschatzung Triers hinzufügen, die er für notwendig hielt, um den Feinden einen Truppenplatz zu nehmen oder um nicht unaufhörlich das ganze Land und eine offene Stadt mit Truppen besetzt halten zu müssen, die anderswo besser gebraucht werden konnten. Er hatte schon so viele Vorwürfe für so viele andere Verwüstungen hinnehmen müssen, daß er diese schändliche Zerstörung nicht auch noch auf sich nehmen wollte. Er entschloß sich also, dem König davon zu sprechen, der ihn zweimal zurückwies. Nun wollte er einen letzten Versuch wagen und sagte zu dem König, indem er seine [*Depeschen-*]Tasche zusammenfaltete, daß er die Entlastung des Gewissens des Königs auf das seinige genommen habe, da die Gewissensbedenken des Königs der einzige Grund für die Erhaltung Triers gegen so zwingende andere Gründe für seine Verbrennung seien, so daß er den Befehl zur Verbrennung abgesandt habe. In diesem Augenblick ergreift der König, von Zorn übermannt, die Feuerzange des Kamins und stürzt sich auf seinen Minister, der ausweicht. Im gleichen Augenblick wirft sich Madame de Maintenon zwischen beide und versucht, dem König die Zange zu entwinden, der Louvois mit Schmähungen überschüttet und ihm schließlich befiehlt, sofort einen Gegenbefehl abzuschicken, wobei er hinzufügte, daß er dafür sorgen möge, einen guten Kurier zu wählen, weil, wenn dieser nicht rechtzeitig genug eintreffe, er, Louvois, mit seinem Kopfe dafür haften müsse.

Der bestürzte Minister gewann die Tür und konnte weder seine Verwirrung verbergen noch auch seinen intimsten Freun-

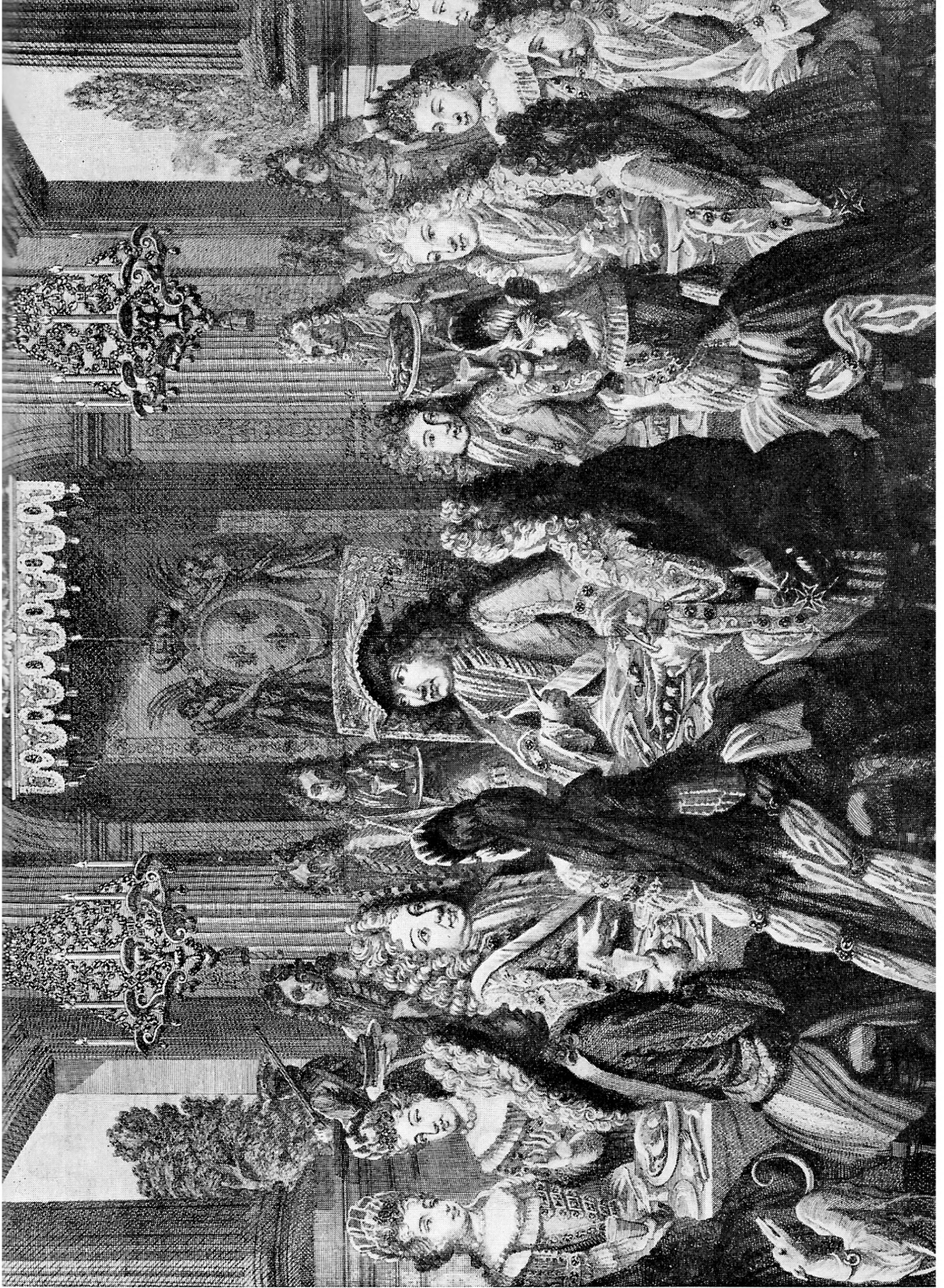
den verhehlen, daß er sich verloren glaubte. Er fürchtete zwar nicht, daß der Gegenbefehl zu spät einträfe, er hatte sich gehütet, den Befehl zur Verbrennung Triers abzusenden, bevor er nicht den Erfolg seiner List gesehen haben würde. Der bereits ausgefertigte Befehl sollte bei seiner Rückkehr [*vom König*] abgehen, wenn dieser nichts als ein Bedauern darüber gezeigt hätte, aber ein so furchtbarer Zornesausbruch eines Herrn, der ihm ohnedies entfremdet war und der niemals in die geringste Unbeherrschtheit verfiel, dazu in Gegenwart seiner Feindin, ließ Louvois nicht mehr in Frieden leben.

Ganz Europa erhebt sich gegen Frankreich und seine Regierung. Flugschriften kursieren im Königreich, und eine der verbreitetsten ist betitelt »Die Wehklagen des versklavten Frankreich«, sie wird einmal dem Protestanten Jurieu, ein andermal Michel Le Vassor, einem Pamphleteschreiber, der seine Schriften in Amsterdam veröffentlicht, zugeschrieben:

Man hat gut reden, daß man weniger unglücklich wäre, wenn man einige Gefährten seines Elends hätte; es ist aber wahr, daß das Herz weit mehr leidet, wenn es inmitten anderer leidet, die glücklich sind. Denn der Vergleich des eigenen Unglücks mit dem Glück anderer bewirkt, daß man es stärker empfindet. Unter allen Gütern, deren Verlust zu beweinen man Grund hat, ist die Freiheit sicherlich eines der größten. Man kann schwerlich ein Sklave inmitten tausend freier Menschen sein, ohne diese Sklaverei bitter zu empfinden.

Darum muß Frankreich erwachen und sich des Druckes der schrecklichen Tyrannei bewußt werden, unter dem es seufzt, wenn es die glückliche Freiheit betrachtet, die alle benachbarten Staaten unter ihren legitimen Herrschern und im Besitze ihrer alten Gesetze genießen.

Frankreich allein, das schönste Land Europas, der vornehmste Teil der Welt, sieht sich einer grausamen und tyrannischen Herrschaft ausgeliefert, deren Gewalt sich keine Grenzen setzt. Freie Völker, die den Namen Franken oder Franzosen von ihrer alten Freiheit her tragen, sind heute die am



Festliches Diner der königlichen Familie, das Ludwig XIV. zur Hochzeit seines Enkels, des Herzogs von Berry, mit Marie-Louise von Orléans, seiner Großnichte, am 6. Juli 1710 zu Versailles gab.

Links: Herzog Philipp II. von Orléans (1674–1723), Sohn Monsieurs, des Bruders Ludwigs XIV., und Liselottes von der Pfalz; Regent nach dem Tode des Königs. – Rechts: Jean-Baptiste Colbert (1619–1683), zunächst Vermögensverwalter Mazarins, später Oberintendant für Finanzen, Landwirtschaft, Handel, Marine, Kolonien und Bauwesen im Dienste Ludwigs XIV.

meisten geknechteten von allen Völkern; es geht ihnen kaum besser als denen, die unter der Tyrannei des Türken schmachten. Jegliche Freiheit, bis zur Freiheit zu sprechen und sich zu beklagen, ist heute verloren.

Vauban, empört über diese Schmähschriften, schlägt dem König einen Propagandaplan vor, der den Verleumdungen seiner Feinde entgegenwirken soll:

Alle Welt weiß, daß Frankreich heute alle angrenzenden und umgebenden Staaten zu seinen erklärten und den größten Teil der Christenheit zu seinen verborgenen und mittelbaren Feinden hat; daß alle Schmähschriften, die gegen es veröffentlicht werden, bei allen Nationen Europas verbreitet werden, und weit entfernt davon, die Abneigung, die sie natürlicherweise gegen uns haben, zu verringern, verschärfen und nähren sie diese um so mehr, als sie von uns nichts sehen, was das Gegenteil bewiese von dem, was man uns zuschreibt. So sind sie denn überzeugt davon, daß wir im Unrecht sind und darum nichts entgegnen, weil wir nichts entgegnen können.

In Frankreich herrscht ein größerer Überfluß an scharfen Federn denn je. Wir brauchen nur eine gewisse Menge der schärfsten auszuwählen und sie anzuwenden. Der König kann dies leicht tun, ohne daß es ihn etwas kostet, und um diejenigen zu belohnen, die erfolgreich wirken, ihnen Bodenrenten von zwei-, drei-, viertausend bis zu sechstausend Livres gewähren; seine Schriftsteller zu »Gegenstichlern« – Antilardoniers – und »Zeitungswidersachern« – Antigazetiers – ernennen, während andere die Schmähschriften zunichtemachen und, indem sie das Wahre vom Falschen trennen, den einen auf diese, den anderen auf jene Art antworten sollen, wobei sie bescheiden die Wahrheit sagen und zugestehen und das Unwahre in das hellste Licht zu rücken haben. Auf diese Art wird man bald Mittel finden, diese Bücher und ihre Verfasser auf eine edle und anständige Art, ohne Beleidigungen und Schmähungen, der Lächerlichkeit preiszugeben.

Aber Ludwig XIV. scheint nicht in allzu großer Unruhe zu sein über das, was seine Gegner sagen. Er hält sich immer öfter in Marly auf, wo der Hof sich von der strengen Etikette erholt, die in Versailles herrscht. Charles-Honoré d'Albert, Herzog von Luynes, erzählt:

Bei den fröhlichen Soupers, die dort stattfanden, kam es vor, daß der König, der sehr geschickt war, sich damit vergnügte, mit Brotkügelchen nach den Damen zu werfen, und erlaubte, daß diese ihm ebenfalls solche zuwürfen. Monsieur de Lassay, der noch sehr jung war und niemals diesen Mählern beigewohnt hatte, hat mir erzählt, daß er eines Tages sehr erstaunt war, den König nicht allein Brotkügelchen, sondern auch Äpfel und Orangen werfen zu sehen. Man behauptet, daß Mademoiselle de Viantais, Ehrendame der Prinzessin Conti, der der König etwas wehgetan hatte, als er mit einer Kugel nach ihr warf, ihm daraufhin einen angerichteten Salat an den Kopf geworfen habe.

Und die Brieffreundin der Madame Dunoyer schreibt dieser, daß die Höflinge Einladungen nach Marly kaufen:

Die Prinzessin von Montauban, die verärgert war, daß sie niemals auf der berühmten Liste stand, ging zu der Prinzessin d'Harcourt, die auf der Liste stand, und bot ihr tausend Taler, wenn sie ihr ihren Platz überlasse. Die Prinzessin d'Harcourt willigte in diesen Handel ein, man hatte jedoch noch die Zustimmung des Königs nötig, um diesen Tausch zu machen.

»Mir scheint, Sire«, begann sie kühn, »daß die Prinzessin von Montauban noch nie in Marly war.« – »Ich weiß es«, antwortete der König. – »Indessen glaube ich, daß sie sehr große Lust hätte hinzugehen.« – »Daran zweifle ich nicht, Madame.« – »Aber, Sire, wollen Euere Majestät sie nicht benennen?« – »Das ist nicht nötig, Madame.« – »Nämlich«, sagte die Prinzessin, »mir würde das tausend Taler einbringen, und Euere Majestät wissen, daß ich Geld nötig habe.«

1690 ereignet sich ein Trauerfall, der den Hof nicht allzusehr berührt: der Tod der Dauphine Marie-Christine von Bayern am 20. April. Sie hatte wenig Einfluß auf ihren Mann. Primi Visconti behauptet, daß sie Geist hatte, aber kurz nach ihrer Heirat anfing

[...] nur mehr von Kleidern zu sprechen. Man hatte ihr gesagt, daß sie von nichts anderem reden solle und daß das Interesse, das der König ihr gezeigt habe, geringer geworden sei, weil sie im Anfang sich habe über die [*Staats-*]Geschäfte unterrichten wollen.

Liselotte von der Pfalz entrüstet sich darüber:

Die Dauphine ist unglücklich, und obgleich sie alles tut, um dem König zu gefallen, wird sie täglich, auf Anstiften der Alten, schlecht behandelt. Sie lassen sie ihr Leben damit hinbringen, sich zu langweilen und schwanger zu sein. Ihr Herr Dauphin kümmert sich um nichts auf der Welt. Er sucht sein Vergnügen, wo er kann, und ist fürchterlich ausschweifend.

Madame de Caylus erzählt, wie Marie-Christine starb:

Sie verbrachte ihr Leben eingeschlossen in einem kleinen Kabinett auf der Rückseite ihres Appartements, welches ohne Aussicht und ohne Luft war, was, in Verbindung mit ihrer natürlichen Melancholie, sie trübsinnig werden ließ. Diese Gemütskrankheit, die man für eine wirkliche Krankheit ansah, behandelte man mit heftig wirkenden Mitteln, und schließlich führten diese Mittel, weit mehr als ihre Krankheit, ihren Tod herbei, nachdem sie uns drei Prinzen geschenkt hatte. Sie starb in der Überzeugung, daß ihre letzte Niederkunft ihr den Tod gebracht habe, und sagte, indem sie dem Herzog von Berry ihren Segen gab: »Ach, mein Sohn, dein Leben kommt deiner Mutter teuer zu stehen!«[1]

[1] Madame de Sévigné schreibt ebenfalls: Als sie ihre Kinder segnete, sagte sie: »Und du auch, mein kleiner Berry, obwohl du die Ursache meines Todes bist.«

Der Dauphin, nachdem er die Armee in Deutschland befehligt hat, ohne sich besonders hervorgetan zu haben – Ludwig XIV. hatte ihm anbefohlen, keine Schlacht zu liefern, »denn zu seinem eigenen Ruhme wäre es zwar schicklich zu kämpfen, nicht aber für das Wohl des Staates« –, zieht sich immer mehr in seine Residenz in Anet zurück, in den Kreis eines kleinen Hofstaates von gleichaltrigen Edelleuten. Der König bereitet den bevorstehenden Frühjahrsfeldzug vor und vertraut die Erziehung seiner letzten legitimierten Tochter, Mademoiselle de Blois, nicht einer Freundin ihrer Mutter, der Madame de Montespan, an, sondern einer Vertrauten der Madame de Maintenon, der Marquise de Montchevreuil. Müde der ständigen Demütigungen verläßt Madame de Montespan endlich Versailles, und Liselotte von der Pfalz erzählt uns, auf welche Weise:

Der Herzog von Maine überredete seine Mutter, sich für einige Zeit vom Hofe zurückzuziehen, weil das den König veranlassen würde, sie zurückzurufen. Sie liebte ihren Sohn und glaubte, daß er es gut mit ihr meine. Sie ging nach Paris und schrieb an den König, daß sie nicht mehr zurückkommen werde. Der Herzog von Maine ließ raschestens alles Gepäck seiner Mutter nach Paris abschicken, ohne daß diese davon unterrichtet war. Ihre Möbel ließ er zum Fenster hinauswerfen, so daß sie nicht mehr nach Versailles zurückkehren konnte.

Und die Korrespondentin der Madame Dunoyer (»Lettres historiques et galantes«) berichtet zu dem Weggang der Favoritin:

Es war der Herzog von Maine, der die Hartherzigkeit hatte, ihr zu sagen, daß sie vom Hofe weggehen müsse und daß der König ihre Wohnung brauche, und am anderen Morgen wurde dieser Sohn dort untergebracht. Sie werden verstehen, daß diese Mutter die Sache so aufnahm, wie sie nicht anders konnte. Sie bat, ein letztes Mal mit dem König sprechen zu dürfen, und da sie wohl sah, daß sie nichts mehr zu

verlieren habe, ließ sie sich hinreißen und warf ihm seine Undankbarkeit vor und alles, was sie für ihn getan hatte. Der König ertrug diesen Ausbruch, weil es eine Frau war und weil er wohl dachte, daß dies der letzte sei, den er von ihr zu ertragen habe. Sie verbringt ihr Leben teils bei ihrer Schwester, der Äbtissin von Fontrevault, teils im Faubourg Saint-Germain, in der Ordensgemeinschaft Sankt-Joseph, die sie gegründet hat.

Jeden Tag dringt der Widerhall der Kriegsereignisse nach Versailles. Der tapfere Jean Bart vollführt weitere Heldentaten. Im Juli 1691 durchbricht er die englische Blockade, und während des ganzen Sommers machen seine Leute die Nordsee unsicher und vollführen eine Landung in Newcastle. Der Chevalier de Forbin, der wieder sein Zweiter Offizier geworden ist, erzählt die Geschichte auf seine Art:

Die Instruktionen, die Bart vom Hofe erhalten hatte, befahlen ihm, alle Prisen, die er machen würde, zu verbrennen, aber der Intendant von Dünkirchen, der seine eigenen Interessen im Auge hatte, hatte ihm alle seine Befehle geändert, indem er ihm zu verstehen gab, daß, obgleich er nach dem Willen des Hofes alle Prisen zu verbrennen habe, dieses doch nicht stattfinden solle bei den bedeutenden Prisen, die man demnach erhalten solle. Dazu hatte er ihm einen Kommissar beigegeben mit dem Befehl, diesem die Prisen von einem gewissen Wert zu übergeben. Da die vier Schiffe, die wir aufgebracht hatten, mehr als drei Millionen wert waren, ließen wir sie unter unserer Flagge durch eine Fregatte des Geschwaders nach dem Hafen von Bergen in Norwegen geleiten, das zu dem Königreich Dänemark gehört, mit dem wir in Frieden sind.

Einige Tage danach, als wir an der Küste Schottlands waren, schlug ich Bart vor, eine Landung vorzunehmen und einige Dörfer zu verbrennen, die man sehen konnte und in deren Nähe sich ein sehr schönes Schloß befand. Diese Expedition schien mir um so angebrachter, als sie wahrscheinlich im Lande

Unruhe erregen und dem Geschwader einen Ruf verschaffen würde. Bart billigte meinen Vorschlag und ließ mir die Führung des Unternehmens.

Nachdem wir an Land gegangen waren, ließ ich meine fünfundzwanzig Männer sich verschanzen an einer Stelle, die geeignet war, die Schaluppen und Kähne zu decken und den Rückzug zu unterstützen, falls ich durch den Feind zurückgedrängt würde. Dann ging ich an der Spitze meiner Leute weiter ins Land hinein und begann meinen Angriff. Die Dörfer wurden verbrannt und geplündert ebenso wie das Schloß, was mir jedoch sehr leid tat, denn ich erkannte an dem Zierat, der aus der Kapelle genommen wurde, daß das Haus einem römischen Katholiken gehörte.

Eines Morgens, als wir ein holländisches Schiff entdeckt hatten, fuhr ich los, um Jagd darauf zu machen. Das schlechte Wetter überraschte mich und trennte mich von dem Geschwader, so daß es mir nicht mehr möglich war, mich mit ihm zu vereinigen.

Ich nahm also Kurs auf den Treffpunkt [*Bergen*], verbrannte unterwegs vier englische Schiffe und langte an, als die Lebensmittel zu Ende gingen. Das Geschwader war einige Tage zuvor angekommen. Bei meiner Landung traf ich die Dinge in der allerschlechtesten Verfassung an. Bart, ohne sich um irgend etwas zu kümmern, zechte in einem Wirtshaus, aus dem er sozusagen nicht mehr wich. Der Gouverneur, der ihn für einen Korsaren hielt, der auf eigene Rechnung fuhr, achtete ihn so gering, daß er ihm die Prisen, die wir zu Anfang der Fahrt gemacht hatten, wegnahm, so daß sie sich nun in den Händen der Dänen befinden, ohne daß Bart sich die geringste Mühe gemacht hätte, Widerstand zu leisten.

Weiterhin nach Forbin ist er es, der die Lage wiederherstellt, und den Dänen nach mehreren Scharmützeln die Schiffe wieder abnimmt, ohne daß Bart sich um irgend etwas hätte kümmern wollen. Sie kehren nach Frankreich zurück und erfahren dort, der König befehle ihnen, vor ihm zu erscheinen, um Rechenschaft für ihr Verhalten zu geben:

Diese Unzufriedenheit, die der Hof uns zu bezeigen schien, rührte von den schlechten Diensten her, die der Intendant Patoulet uns erwiesen hatte. Wir bekamen heraus, daß der Kommissar, der uns nur beigegeben worden war, um dem Intendanten die Gelegenheit zu verschaffen, sich einen Teil der Prisen anzueignen, ihm gegen uns geschrieben und sich beklagt hatte, daß Bart – der nur nach meinem Rat handelte – ihn habe in Eisen legen lassen, damit er nicht Zeuge aller unserer Diebereien werden solle. Nach diesen Berichten hatte der Intendant sich selbst beim Minister beklagt und hatte alles, was der Kommissar berichtet hatte, noch übertrieben. Wir beschlossen, daß ich, ohne das geringste Mißvergnügen zu zeigen, die Post nach dem Hofe nehmen, Bart mir in kleinen Tagereisen folgen und nach seiner Ankunft in Paris mit niemand zusammenkommen solle, bevor er nicht mit mir gesprochen hätte. Nach diesem Entschluß reiste ich am Tage nach meiner Ankunft von Dünkirchen ab und sprach bei Herrn von Pontchartrain vor, dem gegenüber ich so vollkommen unser Verhalten rechtfertigte, daß der Minister, der gegen uns eingenommen gewesen war, sich von der Wahrheit überzeugen ließ und erklärte, mit allem zufrieden zu sein, was wir gemacht hatten. Danach ging ich, dem König meine Reverenz abzustatten, welcher mich sehr gut empfing.

Bart kam einige Tage später an. Er wurde sehr viel besser empfangen, als er es verdient hatte, denn er hatte beinahe überhaupt keinen Anteil gehabt an allem, was geleistet worden war. Indessen gab man ihm zur Belohnung für seine Fahrt eine Gratifikation von tausend Talern, allein weil er den Titel eines Kommandanten trug, und ich, der ich die ganze Last der Arbeit getragen hatte, bekam nichts, was mich tief kränkte.

Da Bart in großem Ansehen stand, wünschte der ganze Hof ihn zu sehen. Ich führte ihn überall ein, worüber die Spaßmacher witzelten: »Wollen wir uns Forbin ansehen, der den Bären führt«, und um die Wahrheit zu sagen, sie hatten nicht ganz unrecht: Bart hatte nur einen sehr mäßigen Verstand. Er konnte weder lesen noch schreiben, obgleich er gelernt hatte,

seinen Namen zu schreiben. Er sprach wenig und schlecht; im übrigen war er durchaus der Mann eines kühnen Unternehmens, aber eines größeren Planes vollkommen unfähig.

Im Laufe dieses selben Sommers, am 16. Juli 1691, stirbt der Marquis de Louvois »auf eine ziemlich plötzliche Weise«, wie der Abbé de Choisy vermerkt:

Seine Familie war überzeugt davon, daß er vergiftet worden war. Ich glaube nichts davon. Das ist nicht die Art des Königs, der seit einigen Jahren bereits begonnen hat, sein Seelenheil zu bedenken. Es ist allerdings wahr, daß er sehr unzufrieden mit seinem Minister war. Seine Geduld war bei mehr als zwanzig Gelegenheiten auf eine harte Probe gestellt worden.

Hier die Schilderung dieses Todes, die der Sohn Louvois', der Marquis de Barbezieux, in einem Brief an den Marschall de Tessé vom 28. Juli gegeben hat:

Er starb am Montag, so plötzlich, wie man es sich gar nicht vorstellen kann. Eine Viertelstunde vorher hatte er geklagt, daß er etwas im Magen habe, das ihn brenne. Man ließ ihn auf der linken Seite zur Ader, und da er sich durch diesen Aderlaß erleichtert fühlte, verlangte er, daß man am anderen Arm ebenfalls einen mache. Sein Arzt widerriet ihm dies wegen der großen Schwäche, in der er sich befand. Er fragte, wo ich sei, und man ging, um mich zu holen. Ich lag krank zu Bett, als man kam, um es mir zu melden. Herr Fagon, für den er große Achtung hegte, kam unterdessen in das Zimmer. Er begann ihm zu erzählen, was ihm weh tat, aber einen Augenblick später sagte er, daß er ersticke. Er verlangte nochmals dringend nach mir und sagte, daß er sterben müsse. Nach diesen letzten Worten sank sein Kopf auf die Schulter, und dies war der letzte Augenblick seines Lebens. Ich kam an, als sein Kopf zur Seite fiel, und da ich alle betrübt sah und nicht glauben konnte, was das traurige Aussehen aller mir sagte,

warf ich mich über ihn, aber er war fühllos gegen alle meine Liebkosungen, und es war bereits um ihn geschehen. Am anderen Morgen hat man ihn geöffnet, und obgleich kein genügend sicheres Anzeichen dafür vorhanden ist, daß er vergiftet wurde, besteht trotzdem kein Grund, daran zu zweifeln. Auf diese Art habe ich verloren, was für mich das Teuerste auf der Welt war.

Dionis, der Chirurg Louvois', schildert ebenfalls diesen Tod:

Am 16. Juli 1691 ging der Herr Marquis von Louvois, nachdem er zu Hause in guter Gesellschaft gespeist hatte, um am Rate teilzunehmen. Als er dem König einen Brief vorlas, mußte er aufhören, da er sich sehr beklommen fühlte. Er wollte die Lesung des Briefes wieder aufnehmen, aber da er nicht fortfahren konnte, ging er aus dem Kabinett des Königs hinaus und schlug, gestützt auf den Arm eines seiner Edelleute, den Weg nach der Oberintendanz ein, wo er wohnte.

Als er durch die Galerie ging, die von dem König zu seinem Appartement führt, trug er einem seiner Leute auf, mich sofort holen zu lassen. Ich kam in sein Zimmer, als man ihn auszog, und er sagte zu mir: »Lassen Sie mich sofort zur Ader, denn ich ersticke.« Ich fragte ihn, ob er auf der einen Brustseite mehr Schmerzen habe als auf der anderen; er zeigte mir die Herzgegend und sagte: »Hier ist mein Übel.« Ich machte einen großen Aderlaß in Gegenwart Herrn Serons, seines Arztes. Einen Augenblick später sagte er zu mir: »Lassen Sie mich noch zur Ader, denn ich fühle mich noch nicht erleichtert.

Herr d'Aquin und Herr Fagon kamen hinzu, die den betrüblichen Zustand, in dem er sich befand, untersuchten, da sie ihn unter furchtbaren Angstgefühlen leiden sahen; er spürte ein Gefühl im Leib, wie wenn er sich öffnen sollte. Er verlangte den Nachtstuhl, und kaum daß er sich daraufgesetzt hatte, sagte er: »Ich fühle, daß ich ohnmächtig werde.« Er warf sich hintenüber, auf der einen Seite gestützt auf

den Arm Monsieur Serons, auf der anderen auf den eines Kammerdieners. Er röchelte einige Minuten und starb dann.

Am anderen Morgen kam Herr Fagon zu mir, um mir zu sagen, daß die Familie wünsche, daß ich die Leichenöffnung vornehme. Ich tat dies in Gegenwart der Herren d'Aquin, Fagon, Duchesne und Seron. Als sicheres Urteil über die Ursache dieses Todes kann man Hemmung der Blutzirkulation angeben; die Lungen waren mit Blut angefüllt, weil es dort zurückgehalten wurde, und es war keines im Herzen, weil es dort nicht eintreten konnte; also mußten seine Bewegungen aufhören, da sie kein Blut bekamen, um sie fortzuführen; das ist es, was geschehen ist und was diesen plötzlichen Tod herbeigeführt hat.

Wie man sieht, will Dionis sich nicht kompromittieren, aber der »Detektiv« Saint-Simon ist wieder einmal besser unterrichtet:

Am 16. Juli war ich zu Versailles. Als ich an diesem Tag von dem Diner des Königs kam, traf ich ihn [*Louvois*] in einem ganz kleinen Zimmer, das sich zwischen der großen Wachstube der Garden und jenem großen Salon befindet, der auf den kleinen Hof der Prinzen hinausgeht. Monsieur de Marsan sprach mit ihm, und er wollte bei Madame de Maintenon mit dem König arbeiten, welcher sich nachher in den Gärten von Versailles ergehen wollte, wohin die Hofleute die Freiheit hatten, ihm zu folgen.

Gegen vier Uhr des Nachmittags des gleichen Tages ging ich zu Madame de Châteauneuf, wo ich erfuhr, daß er sich bei Madame de Maintenon ein wenig unwohl befunden habe, daß der König ihn bewogen habe wegzugehen, daß er zu Fuß nach Hause gegangen sei, wo sein Übelsein plötzlich stärker geworden sei, daß man sich beeilt habe, ihm ein Klistier zu geben, welches er augenblicklich wieder von sich gegeben habe, und daß er darüber gestorben sei und nach seinem Sohne Barbezieux verlangt habe, den zu sehen er nicht mehr die Zeit hatte, obwohl er sogleich aus seinem Zimmer angelaufen kam.

Die Plötzlichkeit der Krankheit und des Todes von Louvois verursachte viel Gerede, noch mehr aber, als man nach der Leichenöffnung erfuhr, daß er vergiftet worden war.

Er war ein großer Wassertrinker und hatte auf dem Kamin seines Kabinetts stets einen großen Topf Wassers, aus dem er trank. Man wußte, daß er auch getrunken hatte, als er hinausging, um mit dem König zu arbeiten, und daß zwischen seinem Weggang von dem Diner zusammen mit vielen anderen Leuten und seinem Eintritt in sein Kabinett, wo er einige Papiere nehmen wollte, um sie zu seiner Arbeit mit dem König mitzunehmen, ein Putzer in dieses Kabinett eingetreten und einige Minuten allein darin geblieben war. Er wurde verhaftet und ins Gefängnis gebracht[1], aber kaum hatte er sich vier Tage darin befunden und das Verfahren war begonnen, als er auf Befehl des Königs freigesetzt, das was bereits geschrieben worden war, ins Feuer geworfen und ein Verbot erlassen wurde, irgendwelche weitere Untersuchungen zu machen. Es wurde sogar gefährlich, davon zu sprechen, und die Familie Louvois unterdrückte alle Gerüchte in einer Weise, die keinen Zweifel darüber ließ, daß ein sehr klarer Befehl dazu ergangen war.

Was Liselotte von der Pfalz angeht, so hat auch sie ihre Vermutungen:

Ich weiß nicht, ob es wirklich wahr ist, daß Madame de Maintenon Louvois hat vergiften lassen, aber es steht fest, daß er vergiftet worden ist ebenso wie sein Arzt, der ihm den Tod gegeben hat. Dieser Arzt hat bei seinem Tode gesagt: Ich sterbe vergiftet, ich habe es wohl verdient, weil ich meinen Herrn, den Marquis de Louvois, vergiftet habe in der Hoff-

1 Am 27. Juli schreibt Barbezieux an La Reynie: »Ich glaube, daß Sie jetzt den Befehl des Königs erhalten haben werden, der nötig ist, um den Savoyarden, der in unserem Hause war und den man verhaftet hat, nach Vincennes bringen zu lassen. Ich habe geglaubt, Ihnen eine Warnung mitteilen zu müssen, die ich erhalten habe, daß man diesen Mann hat umbringen wollen, um ihn am Sprechen zu hindern.«

nung, Arzt des Königs zu werden, wie Madame de Maintenon es mir versprochen hat. Aber man hat hier die Rede des Doktors Seron als eine unsinnige Behauptung hinstellen wollen.[1]

Wenn sie Louvois vergiftet hat, so deshalb, weil er sich unterfangen hatte, ihr zu widerstehen und den König über sie aufzuklären. Um besser zu diesem Ziele zu gelangen, hatte er dem König den Rat gegeben, diese Frau nicht mit zur Armee zu nehmen. Der König hatte die Schwäche, ihr dies zu erzählen. Daher der Tod Louvois'. Er war ein boshafter Satan, der weder Gott noch den Teufel fürchtete, aber man muß zugeben, daß er dem König treu gedient hat.

Ob er nun Schuld daran trägt oder nicht, Ludwig XIV. legt eine gewisse Befriedigung über den Tod Louvois' an den Tag, wie der Abbé de Choisy feststellt, nachdem er die schweren Unstimmigkeiten, die den König in Gegensatz zu seinem Minister brachten, ins Gedächtnis zurückruft:

Der Tod endigt alles, und mit einer beispiellosen Selbstverständlichkeit hat der König seine Genugtuung darüber nicht verhehlt. Er soupierte mit den Damen zu Marly. Der Graf von Marsan stand hinter Madame und erzählte von den großen Taten des Königs bei der Belagerung von Mons. »Es stimmt«, sagte der König, »daß dieses Jahr mir Glück gebracht hat. Ich wurde von drei Männern befreit, die ich nicht mehr leiden konnte: Herrn von Louvois, Seignelay und La Feuillade.« Madame in ihrer prompten Art sagte zu ihm: »He, Monsieur, warum hatten Sie sich ihrer nicht entledigt?« Seine Majestät senkte die Augen und sah auf ihren Teller.

1 Saint-Simon gibt ebenfalls die Erzählung eines Edelmannes, der zum Hause Louvois' gehörte, wieder, nach welcher der Arzt Seron vier oder fünf Monate nach dem Tode des Ministers sich in sein Zimmer verbarrikadierte, um zu sterben, wobei er sagte, »daß ihm nur das geschehe, was er verdiene, was er seinem Herrn angetan habe, und daß er ein Elender und unwürdig jeder Hilfe sei und auf diese Art starb als ein Verzweifelter, nach acht oder zehn Stunden, ohne von jemand gesprochen oder einen Namen genannt zu haben.«

Conti - »Entzücken des Hofes«

Im Frühjahr des Jahres 1692 bereitet der König einen neuen Feldzug nach Flandern vor. Der Sohn des Großen Condé, Monsieur le Prince, befehligt die Armee und hat unter seinem Befehl seinen Sohn (Monsieur le Duc) und den natürlichen Sohn des Königs, den Herzog du Maine, sowie den Prinzen François-Louis de Conti, den wir in der königlichen Ungnade gesehen haben, bis sein Onkel, der Große Condé, zu seinen Gunsten beim König vermittelt hat. Ludwig XIV. verabscheut diesen schönen Conti, aber er ist »das Entzücken des Hofes«, wie Saint-Simon sagt, dieses Hofes, der doch sonst dem königlichen Willen so ergeben ist.

Der König haßte ihn und bezeigte dies auf eine so ausgeprägte und beharrliche Weise, daß es niemand verborgen bleiben konnte, so daß er also nicht allein ohne Kredit war, sondern daß es auch keinen Hofmann gab, der nicht fühlte, daß man dem König mißfiel, wenn man seine Gesellschaft suchte.

Ungeachtet dieser Gründe, die einem so vollkommen hörigen Hofe gebieterisch erscheinen mußten: kaum erschien der Prinz von Conti bei Hofe – und er war darin sehr beharrlich –, so war er im Augenblick auch schon umringt von Personen jeglichen Alters, die zu den höchsten, vornehmsten und angesehensten am Hofe zählten, wurde umdrängt, war sein Zimmer in Versailles jeden Morgen von den bedeutendsten und glänzendsten Leuten am Hofe angefüllt. In Marly, wo alles noch unmittelbarer unter den Augen des Königs war als in Versailles, war der Prinz von Conti nicht allein im Salon sofort umringt, sobald er erschien, sondern auch alles, was die

berühmteste, vornehmste und bedeutendste Gesellschaft ausmachte, setzte sich im Kreis um ihn und vergaß darüber oft den Augenblick, sich dem König zu zeigen, und die Stunden der Mahlzeiten ... Mit einem Wort, er war ein Orpheus, der durch den Zauber seiner Leier die Bäume und Felsen um sich versammelte und über den Haß des Königs, der doch inmitten seines Hofes so gefürchtet war, triumphieren konnte, und dies ohne sich nur den Anschein der geringsten Mühe zu geben und sich dabei alle Damen durch den Reiz seiner Galanterie und seine Diskretion geneigt zu machen.

Conti hat sich bei Steenkerke mit Ruhm bedeckt. James Fitz-James, Herzog von Berwick, ein natürlicher Sohn Jakobs II. von England, der unter dem Befehl des Marschalls von Luxemburg an diesem Kampf teilnahm, berichtet:

Nach einigen Lagern und Märschen, sowohl unsererseits als auch der Gegenseite, kamen wir am 1. des Monats August nach Steenkerke, in der Nähe von Enghien, um Lager aufzuschlagen, und die Feinde nach Tubize in der Nähe von Hall.

Der Prinz von Oranien, welcher entdeckt hatte, daß ein Sekretär des Kurfürsten von Bayern dem Marschall von Luxemburg von allem, was vorging, Nachricht gab, wollte daraus Nutzen ziehen und versuchen, unsere Armee zu überrumpeln. Er brachte diesen Mann dazu zu melden, daß die Feinde am anderen Morgen furagieren wollten. In der Tat nahm der Marschall von Luxemburg, als man ihn bei Tagesanbruch zu benachrichtigen kam, daß der Feind sich zeige, zunächst keine Notiz davon. Auf die wiederholten Vorhaltungen indessen, die man ihm machte, stieg er zu Pferde und sah, als er sich ein wenig aus dem Lager begeben hatte, die Infanteriekolonnen; woraufhin er zuerst die Truppen, die nach der Seite hin gelagert hatten, woher die Feinde kamen, wieder über den Bach von Enghien zurücknehmen wollte, sich kurz danach jedoch entschloß, gar keine Bewegung zu machen und sich in der Stellung zu halten, obgleich der Bach unsere Armee in zwei Teile zerschnitt.

Die Feinde kamen indessen in Marschkolonnen und formierten sich, aber wegen des unwegsamen Terrains konnten sie nicht eher in Schlachtordnung und mit allen Vorkehrungen fertig sein als gegen ein Uhr mittags. Dann griffen sie wütend unsere Rechte an und verjagten uns trotz des Widerstandes unserer Truppen von dem Terrain, das wir besetzt hatten, und bemächtigten sich des Geschützes.

Daraufhin ließ der Marschall, der, um die Lage wiederherzustellen, die Wichtigkeit eines kraftvollen Vorstoßes einsah, die Gardebrigade kommen, welche mit der blanken Waffe angriff und alles zu Boden warf, was sich ihr entgegenstellte. Mehrere Brigaden zur Rechten und Linken taten desgleichen, derart, daß wir den Feind unter großem Gemetzel eine gute Viertelmeile weit bis aus dem Wald hinaus zurückwarfen.

Unsere »Goldene Truppe«, die aus dem Herzog von Orléans, dem Herzog von Bourbon, dem Prinzen Conti, dem Herzog von Vendôme, Grand Prieur und vielen anderen bestand, war mit dem Marschall von Luxemburg während der ganzen Aktion dem stärksten Feuer ausgesetzt. Man verlor auf beiden Seiten in den zwei Stunden, die der Kampf dauerte, mehr als siebentausend Männer, die auf dem Schlachtfeld getötet wurden, und der Marschall von Luxemburg versicherte, daß er noch niemals einen so heißen Kampf erlebt habe.

Der Marquis de Sourches erfährt den gleichen Bericht aus dem Munde des Infanteriebrigadiers Albergotti, der am anderen Morgen in Versailles anlangt, um die Nachricht zu überbringen; er fügt hinzu:

Der Herzog von Enghien und der Prinz von Conti verrichteten Wundertaten. Dem letzteren wurden zwei Pferde unter ihm getötet und eines verwundet.

Und Jean de La Fontaine schreibt an Sillery, den Stallmeister Contis:

Man spricht hier nur von Ihrem Prinzen, und alle schreiben ihm den Vorteil zu, den wir bei dem Kampf von Steenkerke davongetragen haben.

Conti, der nichts anderes getan hat als sich mutig zu zeigen, genießt das Ansehen eines großen Heerführers, aber der König will ihm kein Kommando anvertrauen. Der Hof ist erstaunt und entrüstet, als Ludwig XIV. es im folgenden Jahre vermeidet, den Feind anzugreifen, und seine Generale, seine Armee, seinen Hof und sein Volk enttäuscht. Saint-Simon, der zum erstenmal am Kampf teilnimmt, erzählt diesen Vorfall im Lager von Gembloux:

Der König reiste am 18. Mai mit den Damen ab, hielt sich mit ihnen acht oder zehn Tage in Quesnoy auf, schickte sie darauf nach Namur und setzte sich am 2. Juni an die Spitze der Armee von Boufflers, mit welcher er am 7. des gleichen Monats das Lager von Gembloux bezog, so daß es keine Lücke von seiner Linken bis zur Rechten von Herrn von Luxemburg mehr gab und man in Sicherheit von einer zur anderen Armee gehen konnte. Der Prinz von Oranien hatte bei der Abtei von Pure Lager bezogen, so daß er dort keinen Nachschub beziehen und nicht daraus herausgehen konnte, ohne es mit den Armeen des Königs zu tun zu haben. Er verschanzte sich eilig und bereute es sehr, daß er sich da so leicht in eine ausweglose Lage hatte drängen lassen. Man hat später erfahren, daß er mehrere Male an den Prinzen von Vaudémont, seinen intimen Freund, geschrieben hat, daß er verloren sei und daß er nur durch ein Wunder gerettet werden könne. Seine Armee war weniger zahlreich als die kleinste der beiden des Königs, welche beide reichlich mit Ausrüstung, Lebensmitteln und Artillerie versehen waren und welche, wie man wohl glauben kann, die Lage beherrschten.

In einer solchen Lage, die so vollkommen nach Wunsch war, um große Dinge ausführen zu können, und mit vier Monaten Zeit, um sie ganz auszunutzen, erklärte der König am 8. Juni dem Marschall von Luxemburg, daß er nach Ver-

sailles zurückkehre und daß er Monseigneur mit einem starken Detachement und dem Marschall von Boufflers nach Deutschland schicken werde. [...] Luxemburg, voller Verzweiflung darüber, einen so ruhmreichen und leichten Feldzug entgleiten zu lassen, warf sich vor dem König auf die Knie nieder und konnte nichts erreichen. Madame de Maintenon hatte vergebens versucht, die Reise zu verhindern, sie fürchtete die Entfernung; eine so glückliche Eröffnung des Feldzuges würde den König lange zurückgehalten haben, um die Lorbeeren des Sieges selbst zu ernten; ihre Tränen bei der Trennung und ihre Briefe nach der Abreise waren mächtiger und trugen den Sieg über die zwingendsten Gründe des Staates, des Krieges und der Vernunft davon.

Am Abend dieses unheilvollen Tages vertraute der Marschall von Luxemburg, der in sein Lager zurückgekehrt und außer sich vor Kummer war, diese Sache dem Marschall de Villeroy, Monsieur le Duc, dem Prinzen von Conti und seinem [*Luxemburgs*] Sohn an, welche alle es nicht glauben wollten und sich in verzweifelten Klagen ergingen. Am anderen Morgen, dem 9. Juni, ahnte noch niemand etwas davon. Zufälligerweise ritt ich allein zum Befehlsempfang zu dem Marschall, wie ich dies oft tat, um zu sehen, was es gäbe und was am anderen Tage geschehen solle. Ich war sehr überrascht, niemand dort zu finden, da alle bei der Armee des Königs waren. Nachdenklich hielt ich mein Pferd an und bedachte diese sonderbare Tatsache, wobei ich überlegte, ob ich zurückkehren oder bis zur Armee des Königs vordringen solle, als ich aus unserem Lager den Prinzen von Conti, ebenfalls allein, kommen sah, gefolgt von nur einem Pagen und einem Burschen mit einem Handpferd. »Was machen Sie denn hier«, sagte er zu mir, als er mich erreicht hatte, und lachte über meine Überraschung. Er sagte mir, daß er ginge, sich beim König zu beurlauben, und daß ich gut daran tun würde, mit ihm zu gehen und desgleichen zu tun. »Was soll das heißen, sich beurlauben?« fragte ich ihn. Er hieß hierauf seinen Pagen und den Pferdeburschen uns in einer kleinen Entfernung folgen und forderte mich auf, dem meinen und einem Lakaien, der mir

folgte, dasselbe zu sagen. Darauf erzählte er mir von dem Rückzug des Königs und wollte sich fast vor Lachen ausschütten. Ungeachtet meiner Jugend scheute er sich nicht, vor mir weidlich darüber zu spotten, da er mir nicht mißtraute. Ich hörte ungläubig zu, und mein unaussprechliches Erstaunen ließ mir kaum die Freiheit, einige Fragen zu stellen.

Die Wirkung dieses Rückzuges war unglaublich, sowohl bis zu den Soldaten hin wie auch beim Volk. Die Armeeoffiziere konnten untereinander nicht schweigen, und die Partikularoffiziere sprachen offen und mit einer Freiheit darüber, die nicht beschränkt werden konnte. Die Feinde konnten weder noch wollten sie ihre Überraschung und ihre Freude darüber verbergen. Alles was man von der Seite der Feinde hörte, war kaum weniger beschämend als das, was in den Armeen, in den Städten und am Hofe selbst gesagt wurde von den Hofleuten, die sonst so froh sind, wieder in Versailles zu sein, die sich aber eine Ehre daraus machten, nun beschämt zu sein. [. . .] Unter all diesem Gerede kommt der König am 25. Juni mit den Damen in Versailles an.[1]

Der Marquis de La Fare, der Monsieur begleitet, welcher mit sieben- bis achttausend Mann in Frankreich geblieben ist, um die Küsten gegen eine mögliche englische Landung zu schützen, bestätigt, daß der Bruder des Königs bestürzt war, als er erfuhr, daß der König verzichtet hatte zu kämpfen:

Dieses schien ihm so wenig wahrscheinlich, daß er später sagte, er habe den Kaiser und seine Verbündeten im Verdacht gehabt, mit dem König ohne sein Wissen verhandelt zu haben. Es hat niemals jemand erfahren, wer der Urheber dieses Ratschlages [*zur Aufgabe des Feldzuges*] war, aber man hat vermutet, daß er von Madame de Maintenon kam, weil der König einen Fieberanfall gehabt hatte, und das ist nun wohl

[1] Liselotte von der Pfalz vermerkt unter dem 28.: »Madame de Chartres, Madame la Duchesse und die Gemahlin des Prinzen von Condé sind alle schwanger geworden. Der König braucht also nicht zu sagen, daß sein Feldzug fruchtlos gewesen ist.«

wirklich ein wahrer Weiberrat, den der Herr von Luxemburg und alle anderen Minister mißbilligt haben. Dieser Rückzug hat dem König auch keine Ehre gebracht, und er hat sich seitdem nicht mehr an der Spitze seiner Armee befunden.

Der Marschall von Luxemburg rettet die Ehre der Armee einen Monat später bei der Schlacht von Neerwinden und wird zum Abgott der Pariser, ebenso wie der Prinz von Conti, der erneut seinen Mut bewiesen hat. Dieser Prinz erzählt übrigens selbst seinen Kampf in einem Brief an den Prinzen von Condé unter dem Datum des 3. August 1692. Dieser Bericht wird danach im »Mercure galant« veröffentlicht – dieser Zeitung zu 15 Sols, die von Donneau de Visé und Thomas Corneille herausgegeben wurde –, und zwar in einer Sondernummer, die dem Sieg von Neerwinden gewidmet ist:

Der Angriff auf das Dorf Neerwinden ging trotz des Widerstandes der Feinde zunächst gut voran. Unsere Leute jagten sie vor sich her und drängten sie bis an den Fuß der Verteidigungswerke, konnten aber nicht lange dort bleiben wegen des Geschütz- und Musketenfeuers, das die Feinde gaben und das überlegen war, so daß wir in kurzer Zeit das gewonnene Terrain wieder verloren. Der Marschall von Luxemburg, der wußte, daß der Sieg von dem Erfolg dieser Attacke abhing, ließ die Brigade de Guiche vorgehen, die von Albergotti befehligt wurde; der Herzog von Enghien und der Graf von Marsin, die sich an die Spitze gesetzt hatten, gewannen dem Feind dasselbe Terrain wieder ab, das unsere Leute verloren hatten, und hatten danach das gleiche Schicksal, nämlich wieder zurückgedrängt zu werden.

Als der Marschall von Luxemburg sah, daß die Attacke der Brigade de Guiche nicht mehr Erfolg als die erste hatte, ließ er die Brigade der Garden rechts von dem Dorfe Neerwinden vorgehen, welche nach einem hartnäckigen Kampf sich des oberen Teiles des Dorfes bis zur Höhe der Verteidigungswerke des Feindes bemächtigten. Die Brigaden Surbeck und Zurlauben drangen links von den Garden vor und hielten

dadurch einen Teil des Dorfes; diejenigen von Piemont und des Königs bemächtigten sich des Restes, und diesmal blieben wir die Sieger trotz der wiederholten Attacken der Feinde, um uns daraus zu verjagen.

Wir hatten ihnen 76 Kanonen und 8 Mörser abgenommen, mehrere Pontons und den größten Teil ihrer Artillerieausrüstung, 60 Standarten oder Paukenhüllen[1] und 22 Fahnen. Wir machten fünfzehnhundert Gefangene, darunter einhundertfünfzig Offiziere. [. . .]

Es wäre schwierig, alle einzeln zu loben, wie sie es verdienten, aber ich kann nicht umhin zu sagen, daß nichts dem gleichkommt, was der Marschall von Luxemburg getan hat, und zwar sowohl für den Plan wie für die Ausführung dieser Sache. Die Marschälle de Villeroy und de Joyeuse haben sich ebenfalls außerordentlich ausgezeichnet, und man kann den Marschall de Villeroy nicht genug loben für die [*kurze*] Zeit, die er dazu gebraucht hat, die Soldaten des Königs in die Verschanzungen zu bringen; diesem Vorgehen ist zum Teil der Gewinn der Schlacht zuzuschreiben. Der Herzog von Chartres hat sich wie gewöhnlich gehalten, das heißt mit großer Tapferkeit. Der Herzog von Enghien hat mehrere Male angegriffen, sowohl an der Spitze der Kavallerie wie der Infanterie, und alle unsere Offiziere, Brigadiere wie Colonels, haben kein anderes Streben gehabt, als dem Siege zu dienen, und es ist ihnen gelungen.

Madame de Sévigné an die Comtesse de Guitaut:

Mein Gott, Madame, so viele Tote, so viele Verwundete, so viele Trostbesuche zu machen, und wie ist dieser Kampf, der zuallererst wie ein allzu teuer erkaufter Gewinn schien, nun ein großer Sieg geworden. Wir haben so viele Kanonen, so viele Pauken, so viele Fahnen und Standarten, so viele Gefangene, daß niemals irgendeine regelrechte oder gewonnene Schlacht seit fünfzig Jahren so viele Siegeszeichen gebracht hat.

[1] Da sie Farben und Embleme trugen, galten sie ebenfalls als Trophäen.

Am selben Tag, da man in Notre-Dame ein Tedeum für den Sieg von Neerwinden singt, erkrankt der König. Er wird nicht mehr zu Felde ziehen. Zu Anfang des Jahres 1694 befällt ihn die Gicht, und er läßt sich im Palais in einem Sessel mit filzumkleideten Rädern umherschieben. Man langweilt sich mehr und mehr am Hofe, und die Jugend sucht sich anderswo zu zerstreuen. Am 1. März wird zum ersten Male in Frankreich ein Pferderennen veranstaltet, das der Marquis de Sourches schildert:

Am ersten Tage des März vollführte der Prinz von Elbeuf ein berühmtes Rennen, das schon lange erwartet worden war. Er hatte tausend Pistolen gewettet, daß sechs seiner Stuten in weniger als zwei Stunden mit einer Karosse von Paris nach Versailles und von Versailles nach Paris zurück laufen würden. Der Marquis de Chêmerault mit einigen Partnern hatte gegen den Prinzen von Elbeuf, der die seinigen hatte, gewettet. Der Prinz hatte alle notwendigen Maßnahmen getroffen, um unterwegs kein Hindernis anzutreffen, und nachdem die Parteien übereingekommen waren, sich dem Urteil des Prinzen von Conti zu unterwerfen, begann das Rennen von der Porte de la Conférence[1] ab.

Als er nach Versailles kam, hatte der Prinz von Elbeuf einen Vorteil von einigen Minuten; da er nun seiner Sache sicher war, stieg er selbst auf den Kutschersitz und führte bis Paris, wo er beinahe eine halbe Viertelstunde vor dem Ende der zwei Stunden eintraf. Man kann sich die ungeheure Menge Menschen nicht vorstellen, die aus Paris und Versailles herausgekommen waren, um dieses Schauspiel zu sehen, und die von acht Uhr morgens an auf dem Wege waren, obgleich das Rennen erst um zehn Uhr beginnen sollte.

Im Laufe dieses Jahres scheint sich die Gesundheit des Königs sehr zu verschlechtern. Liselotte schreibt am 9. Mai 1694:

[1] Am Ende des Tuileriengartens befand sich die Stadtmauer und die Porte de la Conférence, von wo man zum Cours la Reine und auf das Land gelangte.

Der König läßt sich gehen, er erscheint dick und alt. Es ist, wie wenn Seine Majestät kleiner geworden wäre. Das Gesicht ist verändert, es ist kaum wiederzuerkennen und wird von Tag zu Tag faltiger.

Die Blicke wenden sich mehr und mehr dem Dauphin zu, der seinen kleinen Hof zu Meudon hält. Um ihn herum amüsiert sich eine lärmende Clique, konspiriert vielleicht sogar? Es sind da François-Louis de Conti, die Witwe seines Bruders Louis-Armand, der Marschall von Luxemburg, der Herzog von Vendôme und – unter den Edelleuten niederen Ranges – Clermont-Chatte, ein Offizier der Garden, der zu gleicher Zeit die Prinzessin – die Witwe Contis – und Mademoiselle Choin, die Geliebte des Dauphins, in seinen Bann zieht. Diese Emilie Joly de Choin ist die Tochter eines Gouverneurs von Bourg-en-Bresse, von niederem Adel, die aber Ehrendame der Prinzessin Conti wurde und dem Thronerben zu gefallen gewußt hat. Liselotte beschreibt sie mit gewohnten Wohlwollen:

Man hat geglaubt, daß er [*der Dauphin*] sie heimlich geheiratet habe. Ich möchte schwören, daß dies nicht stattgefunden hat. Sie sah aus wie ein Mops, war klein, hatte kurze Beine, ein rundes Gesicht, eine kurze aufgeschürzte Nase, einen großen Mund voller fauler Zähne, die einen solchen Geruch von sich gaben, daß man ihn am anderen Ende des Zimmers merken konnte. Sie hatte einen fürchterlich dicken Busen; das gefiel Monsieur, denn er klopfte darauf wie auf Trommeln. Aber dieses kurze und dicke Geschöpf hatte ziemlich viel Geist. Ich glaube, daß der Dauphin sich an den Tabakgeruch gewöhnt hat, um nicht den fürchterlichen Geruch der faulen Zähne der Choin riechen zu müssen.

Es steht fest, daß der Dauphin niemals sehr delikat in bezug auf seine Vergnügungen war, wie Saint-Simon berichtet:

Weit eher als galante Abenteuer, deren er nicht fähig war, hatte er vorübergehende und obskure Begegnungen, die ihm

Du Mont und Francini, der Schwiegersohn Lullis, die lange Zeit das Ensemble der Oper hatten, verschafften.

Bei dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, ein Musterbeispiel seiner Delikatesse wiederzugeben. Er hatte Lust nach einer dieser Kreaturen gehabt, die sehr hübsch war. Zur festgesetzten Zeit wurde diese, zusammen mit einer anderen, häßlichen, die sie begleitete, in Versailles in ein Vorzimmer eingelassen. Monseigneur, dem gesagt worden war, daß sie da seien, öffnete die Türe, ergriff diejenige, die am nächsten war, und zog sie mit sich. Sie wehrte sich, denn es war die häßliche, die wohl sah, daß er sich geirrt hatte; er hingegen glaubte, daß sie sich ziere, drängte sie hinein und schloß die Türe.

Die andere indessen lachte über den Mißgriff und den Affront, der ihre Gefährtin erwartete, nämlich daß diese zurückgeschickt und sie gerufen würde. Kurz darauf trat Du Mont ein, der sehr erstaunt war, sie da zu sehen und dazu allein, und sie fragte, was sie da mache und was aus ihrer Freundin geworden sei. Sie erzählte ihm die Geschichte. Du Mont geht nun eiligst an die Türe und ruft: »Die ist es nicht, Sie haben sich geirrt.« Keine Antwort. Du Mont wird dringlicher, aber ohne Erfolg. Schließlich öffnet Monseigneur seine Türe und befördert seine Kreatur hinaus. Du Mont stellt ihm die andere vor und sagt: »Sehen Sie doch, da ist sie.« – »Die Sache ist erledigt«, sagt Monseigneur, »ein andermal.« Sprach's und schloß seine Türe.

Es ist unglaublich, wie wenig er der Choin gab, die er doch sehr liebte. Es überstieg keine vierhundert Louisdors pro Vierteljahr, was immer sie auch galten, und machte im ganzen sechzehnhundert Louis pro Jahr. Er gab sie ihr selbst in die Hand, ohne etwas mehr hinzuzufügen oder sich um eine Pistole zu irren, und höchstens eine oder zwei Bonbonnieren [?] im Jahr, und auch dabei war er sehr sparsam.

Man muß dieser Dame Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß man schwerlich uneigennütziger sein kann, als sie es war, sei es, daß sie die Notwendigkeit dazu bei diesem Prinzen erkannt hatte, oder sei es vielmehr, daß dies in

ihrer Natur lag, wie dies in dem ganzen Ablauf ihres Lebens zum Ausdruck kam. Es ist noch ein Rätsel, ob sie verheiratet war. Alle, die am weitesten in ihre Geheimnisse eingeweiht waren, haben immer heftig bestritten, daß es je eine Heirat gegeben habe. Sie war stets nur eine gute dicke schwärzliche Kameradin, welche, bei allem Geist und auch aller Schalkhaftigkeit ihrer Physiognomie, nicht anders als eine Dienerin aussah und welche, lange vor dieser Begebenheit, außerordentlich fett und auch alt und stinkend geworden war.

Emilie Choin war zur Ehrendame der Prinzessin Conti ernannt worden, der Witwe des ersten Prinzen dieses Namens, obgleich sie, wie auch Madame de Caylus sagt:

[...] von einer bemerkenswerten Häßlichkeit war und von einem Geist, der wohl in einem Vorzimmer glänzen mochte und höchstens fähig war, Dinge wiederzuerzählen, die sie gesehen hatte. Durch diese Erzählungen gewann sie sich das Wohlwollen und schließlich das Vertrauen ihrer Herrin.

Indessen stahl diese selbe Mademoiselle Choin der schönsten Prinzessin der Welt das Herz von Clermont-Chatte, der in dieser Zeit Offizier der Garden war. Es ist erwiesen, daß sie daran dachten, einander zu heiraten und mit der Zeit nicht allein die Einwilligung der Prinzessin Conti zu erlangen, sondern auch durch ihre und Monseigneurs Vermittlung die Gunst des Hofes zu erringen, deren sie allerdings sehr bedurften. Die Unvorsichtigkeit eines Kuriers während eines Feldzuges zerschlug ihre Pläne und entdeckte der Prinzessin Conti auf die schonungsloseste Art, daß sie sowohl von ihrem Geliebten wie auch von ihrer Vertrauten betrogen wurde: Der Kurier des Marschalls von Luxemburg übergab Herrn von Barbezieux alle Briefe, die er hatte; dieser Minister übernahm es, sie zu bestellen, aber er übergab das ganze Paket dem König. Man kann sich wohl die Wirkung vorstellen, die dies hervorrief, und den Schmerz der Prinzessin Conti. Mademoiselle Choin wurde weggejagt, der Herr von Clermont in die Verbannung geschickt und ihm sein Offiziersstab genommen.

Monsieur de Coulanges an Madame de Sévigné am 27. August 1694:

Die Ungnade für Mademoiselle de Choin ist die große Neuigkeit in Versailles. Denn wenn Monseigneur jemals jemanden geliebt hat, so war es diese Dame. Hat man sie weggejagt, ohne ihn zu fragen? Die Prinzessin Conti hat sehr geheime Unterhaltungen mit dem König geführt, worüber alle erstaunt sind. Und das ist es, was sie ausgesonnen haben: Mademoiselle de Choin ist in Paris bei Madame de Lillebonne, und man erzählt sich, daß man ihr eine kleine Wohnung bei den Hospitalières [*Schwesternorden*] einrichtet.

Eine andere Liebesgeschichte nimmt jedoch das Interesse des Hofes in Anspruch: Conti hat sich in die Prinzessin de Condé verliebt, die Gemahlin des Enkels des Großen Condé, die man Madame la Duchesse nennt. Diese natürliche Tochter Ludwigs XIV. und der Madame de Montespan ist entzückend: »Ihr Gesicht war von den zärtlichsten Liebesgefühlen geformt, und ihr Geist war so beschaffen, daß er sich ihrer nach Gefallen bedienen konnte, ohne jedoch von ihnen beherrscht zu werden.« Madame de Caylus hat diese Liebe aus nächster Nähe beobachtet:

Bis auf die Leidenschaft, die er für Madame la Duchesse hegte, hatte der Prinz von Conti nicht fähig geschienen, eine solche wirklich ernsthafte zu haben. Er hatte verschiedene galante Affären gehabt und dabei mehr Eitelkeit als Liebe gezeigt, aber er empfand eine heftige Leidenschaft für Madame la Duchesse. Wahrscheinlich haben die liebenswerten und einander ergänzenden Vorzüge beider und die Angst der interessierten Personen dazu beigetragen, diese Leidenschaft entstehen zu lassen.

Dem Prinzen von Conti gingen die Augen für die Reize der Herzogin auf, als man ihm ständig sagte, daß er sie nicht ansehen solle. Er liebte sie leidenschaftlich, und wenn sie ihrerseits jemals jemand geliebt hat, so war sicher er es. Sie hatten

einen Vertrauten, gegen den die Eifersucht und die Heftigkeit des Herzogs nicht aufkommen konnten, und das war der Dauphin, und ich glaube, daß sie nie einen anderen gehabt haben. Dieses Liebesverhältnis spielte sich mit einer solchen Diskretion und einer so bewundernswerten Haltung ab, daß kein Verdacht aufkommen konnte, derart, daß sogar Madame la Princesse [*die Schwiegermutter der jungen Frau*] ihrer Schwiegertochter zugestehen mußte, daß sie keinen anderen Grund habe, diese Galanterie zu vermuten, als den, daß der Prinz von Conti und sie füreinander geschaffen schienen.

Einige Zeit später glaubt dieser reizende Conti sogar, König zu werden: die Polen, die sich ihren Herrscher wählen, haben beschlossen, ihm den Thron anzubieten. Ludwig XIV. gibt seine Einwilligung und öffnet seine Börse. Die Wahl wird von dem französischen Botschafter in Polen als gesichert betrachtet. Und der Marquis de Sourches schreibt:

Man versicherte, daß die drei Millionen, die der König gesandt hatte, zur rechten Zeit verteilt würden, daß der Kurier, der die anderen sechshunderttausend Livres zu überbringen hatte, glücklich ans Ziel gelangt sei, daß der Senat und der Adel dem Prinzen von Conti wohlgeneigt seien und daß, wenn diese Sache mißlingen sollte, es nur wegen der Verschrobenheit und der Laune einiger Trunkenbolde sein könnte.

Conti selbst ist nicht sehr entzückt von dem Gedanken, den Hof von Frankreich für den polnischen einzutauschen, aber der König hat für ihn entschieden. Am 11. Juli erfährt man, daß die Wahl stattgefunden hat. Dangeau vermerkt:

Die Nachricht verbreitete sich sofort. Der Prinz von Conti wurde fast von Komplimenten erstickt, und er ging nach Saint-Germain, um dem König und der Königin von England die Nachricht zu melden, denen der König sie auch durch den Herzog de La Trémoille überbringen ließ, zu gleicher Zeit wie an Monsieur nach Saint-Cloud.

Die Herzogin von Bourbon-Condé, die Conti liebt, ist untröstlich, und Saint-Simon schildert die Gefühle ihres Gatten:

Der Herzog schwankte zwischen der Wut der Eifersucht auf diese Überlegenheit, die durch eine so schmeichelhafte Wahl gekrönt werden sollte, und der Genugtuung, sich nun sicher zu wissen vor dem täglichen aufreizenden Anblick dieser Vorzüge und anderen noch weit empfindlicher treffenden Gefühlen für einen Ehemann vom Schlage dieses Herzogs.

Madame de Maintenon selbst freut sich über diese Erhebung eines Prinzen von Geblüt und nimmt Anteil an der Reise des Prinzen von Conti in sein künftiges Königreich:

Gestern erhielten wir die Nachricht, daß der Prinz von Conti durch Dänemark gereist ist, ohne daß man ihm Schwierigkeiten gemacht hätte. Er befindet sich bei guter Gesundheit und müßte am 19. oder 20. des Monats [*Juli*] in Danzig sein. Er wird sich an die Spitze seiner Partei setzen, um die Krone dem Herzog von Sachsen streitig zu machen. Wir müssen für unseren königlichen Prinzen beten, denn es ist im Interesse der Religion und des Staates, daß eher er regiert denn der andere.

In der Tat genügt es im Königreich Polen nicht, gewählt worden zu sein, man muß auch noch den rivalisierenden Kandidaten schlagen, der seine Niederlage nicht einstecken will. Der Herzog von Sachsen läßt nicht locker. Die Parteigänger Contis, dessen Enthusiasmus ohnehin nicht allzu groß ist, verlassen ihn einer nach dem anderen, und am 14. November wird seine Rückkehr nach Versailles angekündigt, wie der Marquis de Sourches berichtet:

Der König erklärte beim Coucher [*dem zeremoniellen Zubettgehen des Königs*], daß der Prinz von Conti zurückkehre. Er hielt eine große Lobrede auf die Besonnenheit dieses Prinzen, seine Klugheit, womit er schon vor seiner Abreise aus

Frankreich das ganze Gespinst der polnischen Intrige durchschaut habe, und sagte, daß er nur gegen seinen Willen nach Polen gereist sei, daß es ihm im übrigen nicht an Geld gefehlt habe, da bei seiner Abreise er [*der König*] ihm gesagt habe, er setze so viel Vertrauen in ihn, daß er ihm so viel schicken werde, wie er wolle, unter der Bedingung, daß er selbst ihm schreibe, daß er es benötige; daß er aber in jenem Lande von allen getäuscht worden sei, angefangen von seinem Botschafter, worunter er jedoch nicht etwa eine Untreue des Abbés de Polignac verstand, der ganz gewiß sehr treu war, sondern vielmehr, daß dieser vielleicht zuviel Vertrauen in die Worte der Polen gesetzt habe.

Da man einen Sündenbock braucht, wird der Abbé Melchior de Polignac zurückberufen; aber war der König auch aufrichtig, als er behauptete, den Sieg des Prinzen von Conti zu wünschen? Die Hofleute zweifeln daran. Die Korrespondentin der Madame Dunoyer vertraut dieser bereits in dem Augenblick, da von der Wahl in Polen die Rede ist, folgendes an:

Der Rang eines Prinzen von Geblüt ist unter dieser Herrschaft nicht von besonders großem Vorzug. So zweifle ich daran, daß der König ihn mit Wohlgefallen einen Thron besteigen sieht, auf dem er sich vielleicht der schlechten Behandlung erinnern könnte, die er erfahren hat.

Und nach dem Ende des Abenteuers:

Der Prinz von Conti kommt von Polen und seinen polnischen Thronansprüchen zurück. Der Kurfürst von Sachsen hat ihn besiegt, und der König hat den Abbé von Polignac verabschiedet, den man beschuldigt, nicht alles getan zu haben, was man in dieser Sache hätte tun können. Vielleicht hat er seine Pflicht zu gut erfüllt? Man kennt nicht die geheimen Befehle, die er vom Hofe gehabt haben könnte, und es wäre durchaus möglich, daß diese Ungnade nur eine Finte wäre. [*Sie dauerte allerdings bis zum Jahre 1702.*]

»Diese gute Madame Guyon«

Im Laufe des Jahres 1694 wird der Quietismus zur Staatsaffäre, einer Staatsaffäre, die bereits seit fünf Jahren unterirdisch schwelte. Der Quietismus ist begründet worden durch einen spanischen Jesuiten namens Molinos, der lehrte, die Seele, die zur vollkommenen Betrachtung Gottes gelangt ist, befinde sich in einem Zustand absoluter Ruhe, wo sie weder ihr Heil ersehne noch den Tod fürchte. Eine junge Witwe, Madame Guyon, hat diese Doktrin in Frankreich eingeführt. Der Pfarrer von Versailles, Hébert, erzählt:

Diese Dame stammte aus Montargis, einem hübschen Städtchen des Gâtinais. Sie verheiratete sich mit Herrn Guyon, Parlamentsrat zu Paris, der, wie sie selbst, sehr vermögend war. Sie war nicht lange verheiratet. Ihr Mann starb und ließ sie allein. Sie hatte sehr viel Geist, war von schönem Äußeren und hatte eine große Neigung zur Tugend, zur Gottesfurcht und zur Übung guter Werke, vornehmlich gegenüber den Armen. Sie hatte sich von frühester Jugend an und später während ihrer Ehe der Frömmigkeit geweiht. Als sie Witwe geworden war, gab sie sich ihr ganz hin und war ein Vorbild für Montargis und die ganze Umgebung.

Als ich am Seminar von Sens war, wo ich Theologie lehrte, hatte ich Gelegenheit, eine Reise in diese Stadt zu machen, wo ich die Bekanntschaft des Bruders dieser Dame machte, der Königlicher Prokurator war und einen vorbildlichen Lebenswandel führte. Ich erfuhr aus dem Zeugnis aller angesehenen Einwohner von Montargis, wie sehr die Tugend und die Persönlichkeit der Madame Guyon in Achtung standen. Jeder-

mann sagte im allgemeinen und im besonderen alles Gute von ihr, und man konnte sich nicht genug tun mit Lobeserhebungen.

Madame Guyon hat »Das einfache und leichte Mittel zu beten« veröffentlicht und das Vertrauen Fénelons gewonnen, der seit 1689 der Erzieher der Enkel des Königs ist. Madame du Pérou, Vorsteherin der ersten Klasse in Saint-Cyr, erzählt in ihren Memoiren:

Madame de Maintenon unterhielt sich mehrere Male mit Madame Guyon; sie ließ sie sogar an ihrer Tafel speisen, und obgleich sie nicht sehr erbaut davon war, sie mit Armen und Busen zu sehen, die weiter entblößt waren, als es einer Person anstand, die soviel Frömmigkeit an den Tag legte, hinderte sie das nicht, ihre »Art zu beten« gut aufzunehmen.

Aber bald gewinnt Madame Guyon großen Einfluß am Hofe und besonders in Saint-Cyr. Wieder nach Madame du Pérou:

Das ganze Haus war quietistisch, ohne es zu ahnen. Man sprach nur mehr von reiner Liebe, von Hingabe, von heiliger Gleichgültigkeit und Einfalt, und man bestrebte sich, alles auf seine Art zurechtzumachen, um unbehelligt zu sein und sich um nichts zu kümmern, nicht einmal um sein Seelenheil. Daher kam diese angebliche Ergebung in den Willen Gottes, die man so weit trieb, daß man sich sowohl in seine Verdammnis wie in sein Heil ergab. Darin bestand dieser berühmte Akt der Hingabe, den man lehrte und wonach man sich keine Sorge mehr um sein Los für die Ewigkeit zu machen brauchte.

Der Herzog und die Herzogin von Chevreuse, der Herzog von Beauvilliers sind mit Madame de Maintenon die glühendsten Freunde Madame Guyons. Bald jedoch stehen die Dinge schlecht, und hohe kirchliche Persönlichkeiten erregen sich darüber. Hébert berichtet:

Man kann das, was sich am Hofe ereignet, nicht vor den Augen der Öffentlichkeit verbergen. Man bemerkte, daß Madame Guyon oft an den Hof kam, daß sie besonders dann gern nach Versailles kam, wenn der König sich in Marly befand, damit sie mehr Freiheit hätte, die Personen, von denen ich gesprochen habe, zu sehen [*Madame de Maintenon und das Herzogspaar Chevreuse*]. Weiterhin erkannte man, daß sie Beziehungen zu anderen Damen des Hofes hatte, denen sie mit den Prinzipien ihrer neuen Geistigkeit den Kopf verdreht hatte und welche plötzlich sich in einen Zustand sublimer Betrachtung erhoben fühlten. Man erfuhr sogar, daß sie sich einfallen ließ, sie geistlich zu leiten, und daß diese Damen mehr Vertrauen in sie hatten als in ihre Beichtväter und geistlichen Führer, was eine völlige Umkehrung der von Gott in seiner Kirche gesetzten Ordnung war.

Alles dieses in Verbindung mit dem, was in Saint-Cyr vor sich ging und worüber der Bischof von Chartres unterrichtet war, bewirkte, daß man die Ansichten, die Prinzipien, den Lebenswandel, die Schriften und Bücher dieser Dame genauer untersuchte. Der Abbé de Fénelon, der von ihrer Unschuld und Aufrichtigkeit überzeugt war, unternahm es, sie zu verteidigen. Madame de Maintenon wurde von dem Bischof von Chartres davon unterrichtet. Sie begriff sofort die Wichtigkeit dieser Sache, wünschte aber, daß sie geheimgehalten werde, um den König nicht zu beunruhigen, soweit es sich um Saint-Cyr handelte.

Dieser Abbé de Fénelon, der vom König mit Gnadenerweisen überhäuft worden ist, hat sich übrigens einer ganz anderen Sache schuldig gemacht, als Madame Guyon zu verteidigen. Er hat – zu einem Datum, das unglücklicherweise nicht feststeht, wahrscheinlich zwischen 1691 und 1695, möglicherweise 1694 – dem König einen Brief geschrieben, eine Mahnung, die in scharfem Kontrast steht zu den Lobreden, an die Ludwig XIV. gewöhnt ist[1]*:*

1 Louvois war tot und der Erzbischof von Paris, Harlay de Champvallon (der im August 1695 starb), noch am Leben. Madame de Maintenon spricht

Seit etwa dreißig Jahren haben Ihre bedeutendsten Minister alle alten Staatsgrundsätze erschüttert und umgeworfen, um die Herrschaft Euerer Majestät bis zum höchsten Gipfel zu erheben, diese Herrschaft, die die ihrige geworden war, weil sie sich in ihren Händen befand. Man sprach nicht mehr vom Staat noch von Grundsätzen, man hat nur mehr vom König und seinem Gefallen gesprochen. Man hat Ihre Einkünfte und Ihre Ausgaben bis ins Unendliche gesteigert. Man hat Sie bis in den Himmel gehoben, weil Sie, wie man sagte, die Größe aller Ihrer Vorgänger in den Schatten gestellt haben, das heißt, daß Sie ganz Frankreich ausgesogen haben, um am Hofe einen ungeheuerlichen und unheilvollen Luxus einzuführen. Ihre Minister haben Sie groß machen wollen auf den Ruinen aller Stände Ihres Reiches, als ob Sie groß sein könnten, wenn Sie alle Ihre Untertanen, auf denen Ihre Größe gegründet ist, zugrunde richten.

Ihre Untertanen, die Sie lieben sollten wie Ihre Kinder, die bis jetzt so für Sie begeistert waren, sterben vor Hunger. Die Bebauung des Bodens ist fast aufgegeben worden, alle Industrien siechen dahin und ernähren ihre Arbeiter nicht mehr, jeglicher Handel ist lahmgelegt. Also haben Sie die Hälfte der wirklichen Kräfte im Innern Ihres Staates zerstört, um draußen eitle Eroberungen zu machen und aufrechtzuerhalten. Anstatt Geld aus diesem armen Volke zu ziehen, sollten Sie ihm Almosen geben und es ernähren. Ganz Frankreich ist nur mehr ein großes trostloses Armenhaus ohne Vorräte. Die Verwaltungsbeamten sind herabgewürdigt und erschöpft. Der Adel, dessen ganzes Vermögen unter der Drohung der Konfiskation steht, lebt nur von den Lettres d'Etat [*Verfügungen des Königs, die die Zivilprozedur für sechs Monate aussetzten*]. Sie werden belästigt von einer Menge von Leuten, die Ansprüche stellen und sich beschweren. Sie selber, Sire, haben sich diese Ungelegenheiten zugezogen, denn da das ganze Kö-

in ihrer Korrespondenz vom 2. und 27. Dezember 1695 von »einem zu harten Brief«, der an den König gerichtet war, aber das kann nicht dieser sein.

nigreich zugrunde gerichtet ist, haben Sie alles in Ihren Händen, und niemand kann anders als von Ihren Gaben leben.

Das ist nun dieses große und blühende Königreich unter einem König, den man uns täglich als das Entzücken seines Volkes schildert und der es in Wahrheit wäre, wenn die Ratschläge der Schmeichler ihn nicht vergiftet hätten. Das Volk selbst – man muß alles sagen –, das Sie so geliebt hat, das soviel Vertrauen in Sie gehabt hat, beginnt die Liebe, das Vertrauen und sogar die Achtung zu verlieren. Ihre Siege und Ihre Eroberungen erfreuen es nicht mehr. Es ist voller Verbitterung und Verzweiflung. Der Aufruhr entzündet sich nach und nach überall. Das Volk glaubt, daß Sie kein Mitleid mit seinen Leiden empfinden, daß Sie nur Ihre Herrschaft und Ihren Ruhm lieben. Wenn der König, so sagt man, ein Vaterherz für sein Volk hätte, würde er dann nicht vielmehr seinen Ruhm darin setzen, ihm Brot zu geben und es aufatmen zu lassen nach so vielen Übeln, als irgendwelche Grenzplätze zu halten, die den Grund zum Kriege bilden? Welche Antwort hierauf, Sire? Die Volkserhebungen, die so lange unbekannt waren, werden häufiger. Paris selbst, Ihnen so nahe, ist nicht davon ausgenommen. Die Verwaltungsbeamten sind gezwungen, die Unverschämtheit der Aufrührer zu dulden und unter der Hand etwas Geld zirkulieren zu lassen, um sie zu besänftigen. Also bezahlt man die, die man bestrafen müßte. Sie sehen sich der beschämenden und beklagenswerten Notwendigkeit gegenüber, entweder den Aufruhr ungestraft und durch die Straflosigkeit anwachsen zu lassen oder auf unmenschliche Weise das Volk abzuschlachten, das Sie zur Verzweiflung bringen, indem Sie ihm durch Ihre Steuern für diesen Krieg das Brot entreißen, das es im Schweiße seines Angesichtes zu erwerben trachtet.

Aber während es dem Volke an Brot fehlt, fehlt es Ihnen selbst an Geld, und Sie wollen nicht sehen, bis zu welcher äußersten Notwendigkeit Sie gedrängt sind. Weil Sie immer glücklich gewesen sind, können Sie sich nicht vorstellen, daß Sie jemals aufhören werden, es zu sein. Sie fürchten sich, die Augen zu öffnen, Sie fürchten, daß man sie Ihnen öffnet. Sie

fürchten sich, gezwungen zu werden, etwas von Ihrem Ruhme nachzulassen. Dieser Ruhm, der Ihr Herz verhärtet, ist Ihnen teurer als die Gerechtigkeit, als Ihre eigene Ruhe, als die Erhaltung Ihres Volkes, das täglich dahinschwindet durch Krankheiten, die von der Hungersnot verursacht werden, endlich teurer als Ihr ewiges Seelenheil, das sich nicht mit diesem Götzen Ruhm verträgt.

Man hatte gehofft, Sire, daß Ihr Rat Sie von diesem falschen Wege abbringen würde. Aber Ihr Rat hat weder Macht noch Kraft für das Gute. Zum wenigsten sollten Madame de Maintenon und der Herzog von Beauvilliers das Vertrauen, das Sie in sie setzen, dazu benutzen, Ihnen die Augen zu öffnen. Aber ihre Schwäche und ihre Schüchternheit gereichen ihnen nicht zur Ehre und empören alle Welt. Frankreich ist am Ende. Was warten sie, um offen mit Ihnen zu sprechen? Sie fragen vielleicht, Sire, was sie Ihnen sagen sollten? Das ist es: Sie sollen Ihnen vorhalten, daß Sie sich demütigen, daß Sie um Frieden bitten müßten, um durch diese Schande allen Ruhm abzubüßen, den Sie zu Ihrem Götzen erhoben haben; daß Sie die falschen Ratschläge der eigennützigen Schmeichler zurückweisen müßten; daß Sie schließlich, um den Staat zu retten, baldigst Ihren Feinden Ihre Eroberungen zurückgeben müßten, die Sie übrigens nicht behalten können, ohne Unrecht zu begehen. Sind Sie nicht glücklich genug in Ihrem Unglück, daß Gott Ihnen diese Besitztümer entgleiten läßt, die Sie verblendet haben, und daß er Sie zwingt, Ihrem Heil zuträgliche Rückerstattungen zu machen, die Sie sich in einem befriedeten und siegreichen Staat niemals entschlossen haben könnten zu machen? Die Person, die Ihnen diese Wahrheiten sagt, Sire, weit davon entfernt, Ihren Interessen entgegen zu sein, gäbe ihr Leben hin, um Sie so zu sehen, wie Gott Sie wünscht, und sie hört nicht auf, für Sie zu beten.

Wird Fénelon dieses Briefes wegen vom Hofe entfernt und im Januar 1695 zum Erzbischof von Cambrai ernannt? Hébert ist nicht der Ansicht, dies sei eine Ungnade, aber Saint-Simon beschreibt die Verzweiflung der Freunde Fénelons:

Cambrai war ein Donnerschlag für die ganze kleine Herde. Sie sahen, daß der Erzbischof von Paris dem Tode nahe war. Paris war es, was sie alle wollten, und nicht Cambrai, das sie voller Verachtung als eine Provinzdiözese ansahen, deren entfernter Sitz sie notwendigerweise von Zeit zu Zeit ihres Hirten berauben würde. Paris hätte ihn an die Spitze des Klerus gestellt und an einen Platz des unmittelbaren und dauerhaften Vertrauens, wo alle Welt hätte mit ihm rechnen müssen und wo er in einer Stellung gewesen wäre, daß er für Madame Guyon und ihre Lehre, die sich jetzt noch im geheimen unter ihnen hielt, alles hätte wagen können. Ihr Schmerz über das, was die anderen für einen glänzenden Glücksfall hielten, war also sehr tief.

Der König hat andere Sorgen als die Kritiken Fénelons und den inneren Zustand des Königsreiches: in den Niederlanden, in der Nähe von Namur, ist der Herzog von Maine, derjenige seiner natürlichen Söhne, den er am meisten bevorzugt, dem Kampf ausgewichen und hat den Feind entkommen lassen. Man versucht, es Ludwig XIV. zu verbergen, aber er erfährt die Wahrheit. Saint-Simon erzählt, auf welche Weise:

Lavienne, ein Bader, der in Paris sehr in Mode war, war zur Zeit der Liebschaften des Königs sein Lieferant geworden. Er hatte ihm gefallen durch seine Drogen, die ihn mehr als einmal in den Stand gesetzt hatten, sich höhere Befriedigung zu verschaffen, und auf diese Weise war er einer der vier Ersten Kammerdiener geworden. Er war ein sehr anständiger Mann, aber ungeschliffen, schonungslos und offen, und diese Offenheit bei diesem wahrhaftigen Mann hatte den König daran gewöhnt, ihn um Dinge zu fragen, die von anderen zu erfahren er nicht hoffen konnte, immer vorausgesetzt, daß es sich um Dinge handelte, die sein Verständnis nicht überstiegen. Dieses führte zu einer Reise nach Marly, und dort befragte er Lavienne. Dieser ließ seine Verlegenheit sehen, weil er in der Überraschung nicht genug Geistesgegenwart besaß, sie zu verbergen. Diese Verlegenheit verdoppelte die Neu-

gier des Königs und schließlich seine Befehle. Lavienne wagte nicht, den Widerstand weiter aufrechtzuerhalten, er erzählte dem König, was er sein ganzes Leben lang nicht hätte wissen mögen und was ihn zur Verzweiflung brachte. Er hatte nicht so viele Schwierigkeiten, so viel Neigung und so große Freude gehabt, den Herrn von Vendôme an die Spitze einer Armee zu stellen, als er dies mit dem Herzog von Maine gehabt hatte; all sein Trachten war darauf gerichtet, die Wege dazu zu bereiten, weil er sich der königlichen Prinzen durch ihre gegenseitige Konkurrenz entledigen wollte. Der Graf von Toulouse, der Admiral geworden war, hatte seine Laufbahn vor sich. Alle seine Pläne waren also auf den Herzog von Maine gerichtet. In diesem Augenblick sah er sie zunichte gemacht, und dieser Schmerz war ihm unerträglich. Er empfand für diesen teuern Sohn das ganze Gewicht des niederdrückenden Schauspiels, das er seiner Armee bot, und der Spöttereien, von denen die Zeitungen berichteten, daß sie im Ausland gemacht würden, und sein Verdruß war unbeschreiblich.

Dieser Fürst [*der König*], so unbewegt in seinem Äußeren und Herr seiner geringsten Bewegungen bei den fühlbarsten Ereignissen, vergaß sich bei dieser einzigen Gelegenheit. Als er in Marly von der Tafel ging, mit allen Damen und in Gegenwart aller Hofleute, bemerkte er einen Küchenbediensteten, der beim Abtragen der Früchte ein Biskuit in seine Tasche steckte. Im Augenblick vergaß der König alle Würde, und mit seinem Stocke in der Hand, den man ihm soeben mit seinem Hute gegeben hatte, rannte er auf den Lakaien zu, der sich dessen nicht versah wie auch sonst niemand von denen, durch die er hindurchrannte, schlug ihn, beschimpfte ihn und zerbrach ihm seinen Stock auf dem Rücken; um die Wahrheit zu sagen, der Stock war allerdings aus Schilfrohr und hielt nicht lange stand. Von hier aus, den Stumpf in der Hand und mit der Miene eines Mannes, der außer sich ist, immer noch auf den Diener schimpfend, der bereits weit weg war, durchschritt er den kleinen Salon und ein Vorzimmer und trat bei Madame de Maintenon ein, wo er beinahe eine Stunde blieb, wie er dies oft in Marly nach dem Diner tat. Als er herauskam, um sich

in seine Gemächer zu begeben, traf er auf den Pater de La Chaise. Sowie er ihn unter den Höflingen bemerkte, sagte er recht laut: »Mein Vater, ich habe einen Spitzbuben verprügelt und ihm meinen Stock auf dem Rücken zerbrochen, aber ich glaube nicht, daß ich Gott beleidigt habe.« [. . .]

Schließlich kam alles heraus, und nach und nach, von einem Freund zum anderen, erfuhr man, daß Lavienne, durch den König dazu gezwungen, der Anlaß zu einem so sonderbaren und unschicklichen Vorfall gewesen war.

Januar 1687. Ein Donnerschlag: Fénelon veröffentlicht sein Buch: »Die Auslegung der Maximen der Heiligen über das innere Leben«, eine Verteidigung der reinen Liebe und Rechtfertigung des Quietismus. Er hat an den Herzog von Chevreuse geschrieben und ihn gebeten, dieses Werk, das zum Teil bereits gedruckt ist, dem Pfarrer von Versailles, Hébert, zu zeigen, welcher schreibt:

Der Herzog von Chevreuse hatte mir sofort diesen Brief mit dem Original[*manuskript*] des Prälaten gebracht. Er ließ mich lesen, was er ihm in bezug auf mich geschrieben hatte. Ich nahm das Werk entgegen, und es in den Händen haltend, sagte ich mit folgenden Worten zu diesem Herrn die Worte:

»Es tut mir sehr leid, Monsieur, daß der Erzbischof von Cambrai schließlich doch den Entschluß gefaßt hat, über das mystische Leben zu schreiben. Wenn er am Hofe wäre, würde ich ihn bitten, den Druck nicht vollenden zu lassen. Erst vor einigen Monaten, als er mir die Ehre erwies, mich zu fragen, ob ich raten würde, über diese Art von abstrakten Fragen zu schreiben, habe ich ihm geantwortet, daß man dies nicht ohne äußerste Vorsicht tun könnte.«

Nichtsdestoweniger befleißigt Hébert sich, das Buch zu lesen und zu korrigieren. Einige Tage später jedoch:

Ich wurde aufgefordert, mich im Schloß in den großen Gemächern des Königs einzufinden. Der Herr Kardinal von

Noailles, der Erzbischof von Paris geworden war, kam von der Audienz. Sobald er mich erblickte, kam er zu mir und sagte mir, daß die Herren, die mit dem Drucke des Buches des Herrn von Cambrai beauftragt seien, sich beeilten, es erscheinen zu lassen, wie er soeben erfahren habe, und daß sie nicht glaubten, das tun zu sollen, was beschlossen worden war, nämlich daß das Buch des Herrn von Cambrai erst verkauft werden solle einen Monat nachdem dasjenige des Herrn Bischofs von Meaux erschienen wäre, und daß er mir dringend empfehle, alle Eile walten zu lassen, um es zu lesen und zu prüfen. Was diese Herren veranlaßte, den Druck so zu beschleunigen, war, daß sie fürchteten, daß der Herr von Meaux, wenn er wüßte, daß es gedruckt oder fast fertiggestellt wäre, die Ausgabe verhindern würde.

Tatsächlich entlädt sich der Zorn Bossuets, sobald dieses Buch gedruckt ist:

Der Herr Bischof von Meaux nannte den Herrn Erzbischof von Cambrai offen einen Ketzer. Er ging zum König und bat ihn um Verzeihung, daß er Seine Majestät nicht früher über die schlechten Ansichten dieses Prälaten über die Doktrine aufgeklärt habe. Das genügte, um den König gegen den Erzbischof einzunehmen; er war sehr betroffen von allem, was vorging und was bereits geschehen war, ohne daß man ihm Mitteilung davon gemacht hatte. Seine Majestät machte deswegen mehreren Personen Vorwürfe, sowohl Madame de Maintenon wie dem Kardinal de Noailles und anderen.

Der Marquis de Sourches vermerkt unter dem 22. Februar:

Jeder redete darüber auf seine Art, die einen verteidigten den Erzbischof, die anderen tadelten ihn offen, andere, gemäßigtere, sagten, daß in einer Zeit, da die Kirche von der Ketzerei bedroht sei, er vielleicht besser daran getan hätte, nicht über einen so heiklen Stoff zu schreiben.

Im März jedoch veröffentlicht Bossuet seinerseits »Die Unterweisung über die Gebetszustände«, und der Hof verfolgt mit Interesse die Fehde. Dangeau:

Der Herr von Meaux hat in den letzten Tagen sein Buch dem König überbracht, und da er und der Herr von Cambrai nicht der gleichen Ansicht sind, machen ihre Bücher, die sehr voneinander verschieden sind, großes Aufsehen, und der König scheint mit dem Herrn von Meaux sehr zufrieden zu sein.

Nach der Brieffreundin der Madame Dunoyer gibt es vielleicht einen anderen Grund, weshalb man Streit mit Fénelon sucht:

Ich sehe wohl, daß Sie den Herrn von Cambrai in Ihr Herz geschlossen haben und daß ich Ihnen seine Geschichte erzählen muß. Dazu muß man ein Geheimnis enthüllen, das nur von wenigen Personen gekannt ist. Sie wissen, daß man hier nicht daran zweifelt, daß der König schon vor langer Zeit Madame de Maintenon geheiratet hat; das ist offenkundig geworden durch mehrere Zeichen und durch die geringe Rücksicht, die sie auf Monseigneur und die Prinzessin von Conti genommen hat. Kurzum, man erzählt sich, daß sie seit einiger Zeit den Wunsch hat, erklärte Königin zu werden, und daß sie dem König damit in den Ohren liegt, Er hat einige Zeit widerstanden, aber schließlich, in einer seiner zärtlichen Viertelstunden, hat er ihr versprochen, seinen Beichtvater deswegen zu Rate zu ziehen. Madame de Maintenon glaubte nun ihre Sache auf dem besten Wege, da sie nicht daran zweifelte, daß der Pater de La Chaise froh sein würde, ihr in dieser Sache gefällig zu sein, aber er war ein viel zu guter Politiker und wußte viel zu gut, daß man sich nicht für eine Partei erklären kann, ohne das Opfer der anderen zu werden. Daher hatte er als schlauer Jesuit die Geschicklichkeit, sich aus der Sache zu ziehen, und sagte zu dem König, daß er sich nicht für einen so guten Kasuisten halte, eine so bedeutende Frage entscheiden zu können, und daß er ihn bitte gutzuheißen, daß er des-

wegen den Rat einer erleuchteten Persönlichkeit einhole, für die er sich verbürge.

Der König wollte nicht, daß sein Geheimnis bekannt würde, aber als der Pater de La Chaise ihm Fénelon nannte, hatte er keine Bedenken, es ihm anzuvertrauen, und sagte dem Pater, ihn holen zu lassen.

Sobald der Erzbischof erfahren hatte, um was es sich handelte, war er sehr betroffen und sagte zu dem Jesuiten: »Was habe ich Ihnen getan, mein Vater? Sie richten mich zugrunde. Aber das tut nichts«, fügte er hinzu, »gehen wir zum König.« Dieser erwartete sie in seinem Kabinett. Der Prälat warf sich ihm zu Füßen und bat ihn, ihn nicht zu opfern. Der König versprach es ihm und legte ihm dann den Fall vor. Herr Fénelon, in seiner üblichen Offenheit, stellte ihm den Schaden vor, den er sich antäte, wenn er diese Heirat öffentlich erklären ließe, und die schlimmen Folgen, die eine solche Erklärung haben könnte. Der König, der diese guten Gründe einsah, beschloß, nichts zu unternehmen. Madame de Maintenon mochte drängen, soviel sie wollte, er sagte ihr, es sei unmöglich. Sie fragte ihn, ob der Pater de La Chaise ihm davon abgeraten habe. Der König weigerte sich eine Zeitlang, ihr zu sagen, wie es sich damit verhalte, aber endlich, in einer Schwäche, die man nur verurteilen kann, erzählte er ihr, wie die Sache sich zugetragen hatte. Madame de Maintenon verbarg ihren Verdruß und sann auf Rache. Sie ließ diese zuerst auf den Prälaten niederfallen, aber der Jesuit wird auch an die Reihe kommen, obgleich er sich nur einer Unterlassungssünde schuldig gemacht hat. Man war längere Zeit im Zweifel, auf welche Art man an den Herrn von Cambrai herankommen könnte, der niemals eine Blöße geboten hatte. Endlich glaubte der Bischof von Meaux, der verärgert darüber war, daß der König nicht ihm die Erziehung des Herzogs von Burgund anvertraut hatte und der Abbé de Fénelon ihm vorgezogen worden war, nachdem er das Buch, in dem dieser Prälat die reine Liebe behandelt, kritisch untersucht hatte, mit Hilfe seiner Listen gewissen Ausdrücken eine nachteilige Auslegung geben zu können, welche Ausdrücke nicht übertriebener sind als die-

jenigen der heiligen Theresia und vieler anderer, die von der Kirche verehrt werden. Er teilte diese seine Meinung Madame de Maintenon mit, die ihm ihre Rache übertragen hatte und sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte. Man fürchtet, daß sie diese sehr weit treiben wird.

Fénelon ist indessen nicht der einzige mit seinem Alarmruf über den Zustand des Königreiches, der vielen wohlmeinenden Geistern in der Umgebung des Königs Sorgen zu machen beginnt. Jean Racine, der immer noch von Madame de Maintenon protegiert wird, erkühnt sich, Kritiken vorzulegen und Lösungen vorzuschlagen. Er wird ziemlich schlecht empfangen, wie uns Louis Racine erzählt, der einen Band Erinnerungen an das Leben seines Vaters veröffentlicht hat:

Madame de Maintenon, die eine besondere Hochachtung für ihn hegte, konnte ihn nicht oft genug sehen und hörte ihn mit Wohlgefallen über die verschiedensten Gegenstände sprechen, denn er konnte über alles reden. Eines Tages unterhielt sie sich mit ihm über das Elend des Volkes; er antwortete, daß es die notwendige Folge einer langen Reihe von Kriegen sei, aber daß es gelindert werden könne durch diejenigen, die die höchsten Stellen innehätten, wenn man sich bemühe, es ihnen begreiflich zu machen. Durch diese Überlegung wurde er angeregt, und da er, wie bei allen Dingen, die sein Interesse fanden, in jenen Enthusiasmus geriet, von dem ich gesprochen habe und der ihm eine so gefällige Beredsamkeit eingab, bezauberte er Madame de Maintenon, die zu ihm sagte, daß er, da er auf der Stelle so richtige Bemerkungen mache, sie noch weiter überlegen und schriftlich für sie niederlegen müsse. Er nahm diesen Vorschlag unglücklicherweise an, nicht aus der Gefälligkeit des Hofmannes heraus, sondern weil er eine Hoffnung sah, damit dem Volke nützlich sein zu können.

Er übergab Madame de Maintenon ein Memorandum, das ebenso logisch begründet wie gut geschrieben war. Sie war mit seiner Lektüre beschäftigt, als der König eintrat, es nahm

und, nachdem er einige Zeilen überflogen hatte, sie gereizt fragte, wer der Verfasser wäre. Sie antwortete, daß sie Geheimhaltung zugesichert hätte, aber ihr Widerstand war nutzlos. Der König sprach seinen Willen mit so deutlichen Worten aus, daß sie gehorchen mußte, und der Verfasser wurde genannt.

Der König, obwohl er seinen Eifer rühmte, schien zu mißbilligen, daß ein Schriftsteller sich mit Dingen befasse, die ihn nichts angingen. Er fügte mit einigem Mißbehagen hinzu: »Weil er vollkommene Verse machen kann, glaubt er wohl, alles zu wissen? Und weil er ein Dichter ist, will er wohl Minister werden?« Wenn der König den Eindruck, den diese Worte machten, hätte voraussehen können, hätte er sie wohl nicht gesagt. Man weiß ja, wie gut er zu allen ist, die um ihn sind; er hatte niemals die Absicht, jemanden zu betrüben, aber konnte er ahnen, daß diese Worte ein so empfindsames Herz treffen würden? Madame de Maintenon, die dem Verfasser mitteilen ließ, was sich ereignet hatte, ließ ihn gleichzeitig wissen, daß er sie bis auf weiteres nicht mehr besuchen möge. Diese Nachricht traf ihn tief. Er trug sich nur mehr mit traurigen Gedanken und wurde kurze Zeit danach von einem sehr heftigen Fieber befallen, das die Ärzte mit Hilfe von Chinarinde vertrieben.

Zu gleicher Zeit wurden die Ämter der königlichen Sekretäre besteuert, und da ihm die gänzliche Bezahlung seines Amtes schon schwergefallen war, war er nun in der Verlegenheit, auch noch die Steuer bezahlen zu müssen. Er hoffte, daß der König sie ihm erlassen werde. Er verfaßte eine Bittschrift, und da er sie nicht selbst zu überreichen wagte, nahm er die Hilfe mächtiger Freunde in Anspruch, die gewillt waren, sie zu überreichen. »Das geht nicht«, antwortete der König zuerst und fügte danach hinzu: »Wenn sich später eine Gelegenheit findet, ihn zu entschädigen, werde ich mich freuen.« Diese letzten Worte hatten ihn trösten sollen; er achtete nur auf die ersten und zweifelte nicht mehr daran, daß der König seine Gesinnung ihm gegenüber geändert habe, wofür er keinen Grund finden konnte.

Nach Louis Racine ist Madame de Maintenon beunruhigt über die Verzweiflung ihres Dichters, ohne jedoch Fürsprache für ihn beim König einlegen zu wollen:

Als sie ihn eines Tages im Garten von Versailles bemerkte, begab sie sich in eine Allee, damit er ihr dorthin folgen könne. Sobald er bei ihr war, sagte sie zu ihm: »Was fürchten Sie denn? Ich bin die Ursache Ihres Unglücks. Es ist mein Interesse und meine Ehre, wiedergutzumachen, was ich getan habe. Ihr Schicksal wird zu dem meinen. Lassen Sie diese Wolken vorüberziehen, ich werde wieder gutes Wetter herbeibringen.« – »Nein, nein, Madame«, erwiderte er ihr, »für mich werden Sie es niemals wieder zurückbringen.« – »Und warum«, erwiderte sie, »haben Sie einen solchen Gedanken? Zweifeln Sie an meinem Herzen oder an meinem Einfluß?« Er antwortete: »Ich weiß, Madame, welche Macht Sie haben und welche freundlichen Gefühle für mich, aber ich habe eine Tante, die mich auf eine ganz andere Art liebt; diese heiligmäßige Frau bittet Gott alle Tage um Ungemach für mich, um Demütigungen und Gegenstände der Buße, und sie hat mehr Kredit als Sie.« Während er so sprach, hörte man das Geräusch einer Kalesche. »Das ist der König, der spazierenfährt«, rief Madame de Maintenon, »verbergen Sie sich.« Er floh in die Büsche.

Saint-Simon erklärt die Ungnade, in die der Dichter gefallen ist, ganz anders: der Dichter hatte durch eine unglückliche Bemerkung sowohl den König wie seine Beschützerin verletzt:

Er war oft sehr zerstreut. Es ereignete sich, daß eines Abends, als er mit dem König und Madame de Maintenon in deren Zimmer war, die Unterhaltung auf die Pariser Theater fiel ... Der König ließ sich über die Stücke und die Schauspieler unterrichten und fragte Racine, warum, wie er sagen höre, die Komödie so sehr abgesunken sei gegenüber dem, wie er sie früher gesehen habe. Racine gab ihm verschiedene Gründe dafür und zuletzt den, der, nach seiner Ansicht, ausschlag-

gebend war, nämlich daß in Ermangelung von Autoren und guter neuer Stücke die Schauspieler alte gäben, unter anderen die von Scarron, die nichts taugten und jedermann abstießen.

Bei diesen Worten errötete die arme Witwe [*Scarrons*], weniger wegen der Mißachtung des angegriffenen Krüppels, als weil sie seinen Namen aussprechen hörte, und dies vor seinem Nachfolger. Der König wurde verlegen; das plötzliche Schweigen weckte den unglücklichen Racine auf, der den Abgrund sah, in den seine unglückselige Zerstreutheit ihn gestürzt hatte. Er war am meisten verlegen von allen dreien und wagte nicht mehr, die Augen zu erheben, noch den Mund aufzutun. Dieses Schweigen dauerte immerhin mehr als einige Augenblicke, so groß und hart war die Überraschung. Das Ende war, daß der König Racine wegschickte, weil er zu arbeiten habe. Er ging betäubt hinaus und erreichte so gut er konnte das Zimmer Cavoyes. Dieser war sein Freund, er erzählte ihm die Dummheit. Sie war derart, daß sie nicht wiedergutzumachen war. Von da an sprachen weder der König noch Madame de Maintenon mehr mit Racine, noch sahen sie ihn auch nur an. Er empfand so großen Verdruß darüber, daß er in Siechtum verfiel und keine zwei Jahre mehr lebte. Er verwendete sie in guter Weise für sein Seelenheil.

Indessen gärt die Affäre des Quietismus weiter. Im Juni 1698 entlädt sich der Zorn des Königs. Dangeau vermerkt unter dem 2. in seinem Tagebuch:

Am Morgen, vor dem Rat, schloß sich der König ziemlich lange mit Beauvilliers ein, und am Abend erfuhr man, daß Seine Majestät die Herren Abbés de Langeron und de Beaumont und die Herren Dupuy und d'Echelle von seinem Hofe verbannt hatte. Der Abbé de Langeron war der Lektor und der Abbé de Beaumont der zweite Erzieher, die Herren Dupuy und d'Echelle waren Hofleute und Jugendgespielen des Herzogs von Burgund. Man klagt diese Herren an, den neuen Meinungen sehr zugetan gewesen zu sein. Der Abbé de Beaumont ist der Neffe des Erzbischofs von Cambrai. Gleichzeitig

hat der König Fénelon, einen stellvertretenden Offizier seiner Garden, entlassen, der ein Bruder des Erzbischofs von Cambrai ist.

Und unter dem 7. Juni:

Ich habe erfahren, daß man Madame Guyon vor einigen Tagen in die Bastille gebracht hat; man glaubt, daß sie ihr ganzes Leben lang dort bleiben wird. Man hat ihr zwei Frauen zu ihrer Bedienung gelassen.

Liselotte von der Pfalz behauptet, Madame Guyon, Fénelon und ihre Freunde bereiteten große Änderungen am Hofe vor für den Fall, daß der König sterben sollte. Sie klagt sogar Madame de Maintenon an, ihre Komplizin gewesen zu sein:

Man hat ganze Listen der zu verteilenden Ämter gefunden. Sie wollten den ganzen Hof umdrehen und alle hohen Stellen an ihre Kreaturen verteilen. Die Religion war dasjenige, was man bei dieser Sache am wenigsten im Auge hatte. Aber Madame de Maintenon, die merkte, daß der Herr von Meaux den Betrug entdeckt hatte, und einen Skandal fürchtete, besorgte, daß der König die Art merke, auf die sie ihn nach ihrem Willen führte. Sie machte auf der Stelle eine vollständige Kehrtwendung und gab Madame Guyon samt ihrer Lehre auf. So wurde alles aufgedeckt. Ich versichere Sie, daß dieser ganze Bischofsstreit mit dem Glauben sehr wenig zu tun hat, es ist alles purer Ehrgeiz.

Mit seiner Veröffentlichung der »Berichte über den Quietismus« schmettert Bossuet seine Gegner vollständig zu Boden. Und im folgenden Jahre wird Fénelon von Rom verdammt. Dangeau zeigt unter dem 22. März 1699 an:

Der Kurier aus Rom hat die Verdammung des Buches des Herrn von Cambrai mitgebracht, worin dreiundzwanzig Thesen sind, die mit den Worten: gefährlich, vermessen, irrig

bezeichnet werden. Der Papst exkommuniziert alle jene, die es lesen oder bei sich aufbewahren. Der König teilte diese Neuigkeit dem Herrn de La Rochefoucauld mit, welcher sehr wohlwollende Worte von dem Herrn von Cambrai sprach und den König versicherte, daß er sich ohne Zögern unterwerfen werde.

In der Tat fügt Dangeau am 12. April hinzu:

Der Herr Erzbischof von Cambrai hat einen Hirtenbrief erlassen, in dem er seiner ganzen Diözese verbietet, sein Buch zu lesen. Hier ist man mit diesem Hirtenbrief zufrieden.

Elf Jahre nach seiner Verurteilung schreibt Fénelon an den Pater Le Tellier:

Derjenige, der irrte, hat gesiegt, der vom Irrtum frei war, ist zerschmettert worden. Gott sei Lob.

»Meine Herren, dies ist der König von Spanien«

Im Oktober 1697 ist der Frieden von Rijswijk unterzeichnet worden. Dieses Mal scheint Ludwig XIV. den Ratschlägen Fénelons gefolgt zu sein; er gibt alle seine Eroberungen in Spanien, Flandern und Deutschland zurück. Jedermann ist darüber erstaunt. Die Brieffreundin der Madame Dunoyer schreibt an diese:

Endlich, Madame, haben wir Frieden. Da man behauptet, daß dieser Frieden für Frankreich nicht günstig ist, hat man nicht viel Freude darüber bezeigt. Er hat Anlaß zu vielen Satiren gegen die bevollmächtigten Unterhändler und sogar gegen den Hof gegeben; das hat den König verstimmt, der erwartet hatte, große Freudenfeiern zu sehen, und da er sein Erstaunen darüber zeigte, hat man folgende Verse gemacht. [*Le roi, dit-on, est fort surpris . . .*]:

Man sagt, der König ist sehr erstaunt,
Da er Frankreich den Frieden gegeben,
Sein Volk von Paris so gleichgültig zu sehen.
Doch der Frieden ist nicht der einzige Weg,
Zu beruhigen unsere Gemüter.
Behandle er sein Volk wie seine Feinde
Und gebe wieder ihm, was er genommen,
Dann wird man schöne Freudenfeuer sehen.

Der König von England, den man König Wilhelm nennt, um ihn von demjenigen zu Saint-Germain zu unterscheiden, hat seinen Günstling Lord Portland als außerordentlichen

Botschafter hergeschickt, und Herr Odyck ist im Auftrage der Generalstaaten [*der Niederlande*] hierhergekommen. Man hat diesen Ministern einen festlichen Empfang bereitet, und man kann nun manches Schöne in Paris sehen. Es ist eine ungeheure Menge Fremder hier, die alle großartige Equipagen haben und viele Ausgaben machen.

Der Hof rüstet sich, die Hochzeit des Herzogs von Burgund, des ältesten Sohnes des Dauphins, mit Marie-Adelaïde, der Tochter des Herzogs von Savoyen, zu feiern, der vor einem Jahr einen Separatfrieden mit Frankreich unterzeichnet hat. Die junge Prinzessin ist zu dieser Zeit nach Versailles gekommen, sie ist elf Jahre alt. Der Marquis de Sourches erzählt von ihr:

Sie war außerordentlich klein, aber von sehr gutem Wuchs, und alles was sie tat, bis zu den kleinsten Dingen, zeigte ihren Geist. Sie hatte sehr schönes und sehr langes Haar von einem Dunkelblond, das allem Anschein nach schwarz werden würde. Ihr Teint war sehr schön und frisch, ihre Augen sehr groß, aber ein wenig zu weit offen, ihre Nase oben ein wenig schmal und etwas kurz, ihre Stirn zu groß und vorstehend, ihr Mund ziemlich groß und sehr voll, was nicht unangenehm war, sofern sie nicht lachte, ihre Zähne ziemlich weiß, aber zu groß und schlecht angeordnet, ihr Busen wohlgeformt, soweit sich das bei ihrem Alter erkennen ließ. Sie hatte ein ernsthaftes und sanftes Aussehen und wußte bereits ihre Lebhaftigkeit mit einem majestätischen Aussehen in Einklang zu bringen. Sie sprach wenig und antwortete klug und richtig. Sie war indessen noch so sehr Kind, daß sie noch Puppen hatte und Blindekuh spielte.

Madame de Maintenon ist ebenfalls von den Eigenschaften der jungen Prinzessin entzückt. Sie schreibt an die Herzogin von Savoyen (die Tochter Monsieurs und dessen erster Gemahlin Henriette von England), um ihr zu sagen, wie sie ihre Tochter gefunden habe:

Dieses hier ist ein Brief, der nicht gerade zu dem Respekt paßt, den ich Eurer Königlichen Hoheit schulde, aber ich glaube, daß Sie alles vergeben werden um der freudigen Bewegung willen, in der wir uns befinden über den Schatz, den wir empfangen haben. Die Frau Herzogin von Lude, die nur mehr mit Tränen in den Augen von ihr spricht, erzählt mir, daß das Verhalten der Prinzessin stets so vollkommen ist, wie alles, was wir von ihr sehen; was ihren Geist angeht, so braucht sie nur zu sprechen, um ihn zu zeigen, und ihre Art zuzuhören und ihr ganzes Mienenspiel lassen deutlich erkennen, daß ihr nichts entgeht. Was immer man Eurer Königlichen Hoheit auch berichten mag, Sie werden nicht glauben, bis zu welchem Punkt die Zufriedenheit des Königs geht; er erwies mir gestern die Ehre, mir zu sagen, daß er sich vorsehen müsse, damit man diese nicht zu weitgehend fände. Sie hat Monsieur ein wenig zu dick gefunden; was Monseigneur angeht, so findet sie ihn klein, und den König vom schönsten Wuchs der ganzen Welt. Sie ist von einer Höflichkeit, die ihr nicht erlaubt, etwas Unangenehmes zu sagen. Ich wollte mich gestern ihren Liebkosungen widersetzen, weil ich zu alt sei. Sie antwortete mir: »Ah, so alt nicht ...«, und indem sie sich mit schmeichelnder Miene mir beinahe auf die Knie setzte, sagte sie zu mir: »Mama hat mich beauftragt, Ihnen tausend Freundlichkeiten von ihr auszurichten und Ihre Freundschaft für mich zu erbitten. Lehren Sie mich, ich bitte Sie, alles was ich tun muß, um zu gefallen.« Das waren ihre Worte, Madame, aber die Fröhlichkeit, Sanftmut und Grazie, die sie begleiteten, lassen sich nicht in einen Brief setzen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten finden am 7. Dezember 1697 zu Versailles statt. Der »Mercure galant« liefert den Bericht darüber:

Niemals hat ein König sein Wort mit einer solchen Pünktlichkeit gehalten. Durch den Vertrag mit dem Herzog von Savoyen hatte Seine Majestät sich verpflichtet, den Herzog von Burgund mit der Prinzessin von Savoyen zu verheiraten,

sobald diese das Alter von zwölf Jahren erreicht hätte, und als sie diese am 6. dieses Monats vollendet hatte, wurde die Hochzeit am anderen Tage gefeiert.

An diesem Tag, der ein Samstag war, begaben sich alle Prinzen und Prinzessinnen und die vornehmsten Damen des Hofes zwischen elf und zwölf Uhr in das Zimmer der Prinzessin von Savoyen. Der Herr Herzog von Burgund in Begleitung des Herrn von Beauvilliers wurde um elfeinhalb Uhr durch den Marquis de Blainville, den Oberzeremonienmeister, und den Zeremonienmeister Des Granges hereingeführt, und der Prinz nahm Platz auf einem Sitz in der Nähe der Prinzessin, die noch bei ihrer Toilette war. Nach Beendigung des Rates hatte der König sie benachrichtigen lassen, und so kam sie aus ihrem Zimmer hervor, um zu Seiner Majestät zu gehen, die sie in der Galerie erwartete. Der Herr Herzog von Burgund gab ihr die rechte Hand, der Herr Marquis de Dangeau, ihr Ehrenritter, hielt ihr Gewand hinter dem Prinzen, und der Herr Graf von Tessé, ihr erster Stallmeister, auf der anderen Seite, wobei er ihr auch von Zeit zu Zeit die Hand reichte, um ihr wegen der Schwere ihrer Gewänder behilflich zu sein, aber nichtsdestoweniger sich stets zurückhielt, um nicht so weit vorne zu stehen wie der Herr Herzog von Burgund.

Aber die Braut ist erst zwölf Jahre alt und ihr Gemahl fünfzehn. Und am Abend:

[...] kam der König von England, um dem Herrn Herzog von Burgund das Hemd zu reichen, und die Königin reichte der Frau Herzogin von Burgund das ihrige, welche ihre Strumpfbänder und ihr Bukett Mademoiselle [*d'Orléans*] übergab. Sobald die Herzogin von Burgund sich im Bett befand, ließ der König den Herrn Herzog von Burgund rufen, der mit der Mütze in der Hand in das Zimmer eintrat, das Haar hinten mit einem feuerfarbenen Band zusammengebunden, und sich auf der rechten Seite in das Bett legte. Die Vorhänge am Fußende des Bettes waren zugezogen, aber die

seitlichen blieben halb geöffnet. Der König ließ den Botschafter von Savoyen eintreten und sagte ihm, daß er melden könne, er habe die Neuvermählten zusammen in ihrem Bette gesehen. Darauf zogen sich der König und Ihre britischen Majestäten zurück, aber der Herzog von Burgund blieb in dem Zimmer. Kurz danach erhob er sich, ging in das große Kabinett, wo er sich ankleidete, und begab sich in seinem eigenen Gemach zur Ruhe.

Saint-Simon fügt hinzu:

Der kleine Herzog von Berry, der munter und keck war, fand die Folgsamkeit seines Herrn Bruders nicht nach seinem Geschmack und versicherte, daß er in dem Bett geblieben wäre.

Aber nach der Freundin der Madame Dunoyer bescheidet sich der Herzog von Burgund nicht damit, zu warten:

Vor einiger Zeit fand der Herzog mit Hilfe einer Kammerfrau das Mittel, sich in dem Zimmer seiner Frau zu verbergen und in ihr Bett zu steigen, als er glaubte, daß Madame de Lude eingeschlafen sei, aber diese Dame, die im gleichen Zimmer schlief, erwachte sehr zur Unzeit und zwang den Prinzen, sich in sein Gemach zurückzuziehen. Am anderen Morgen begab sie sich sofort zum König, um ihre Beschwerde anzubringen, und der König sagte sehr schroff zu dem Herzog von Burgund: »Monsieur, ich habe erfahren, daß sich Dinge ereignet haben, die Ihrer Gesundheit schaden könnten, ich bitte mir aus, daß das nicht wieder vorkommt.« Der Prinz antwortete hastig: »Sire, ich fühle mich sehr wohl«, und es wurde nicht mehr darüber gesprochen.

Die gleiche Freundin meldet am selben Tag eine andere außerordentliche Neuigkeit:

Der Herrscher von Marokko hat um die Prinzessin von Conti angehalten, welche, wie Sie sehen, ihre Eroberungen

weiter voranträgt als Herkules, da das Königreich Marokko sich jenseits der Säulen des Herkules befindet. Man sagt, daß dieser dunkelhäutige Herrscher nach dem Bericht, den man ihm von unserer Prinzessin gegeben hat, die Absicht gefaßt hatte, selbst inkognito nach Frankreich zu kommen, und daß er einer jener »Margageas« war, die wir im Gefolge des Botschafters von Marokko gesehen haben. Wie dem auch sei, er scheint sehr verliebt zu sein und bietet sehr vorteilhafte Bedingungen, die anzunehmen der König indessen keine Lust hat. Madame la Princesse de Conti hat noch weniger Lust, nach Afrika zu gehen. [. . .] Dieser Vorfall hat den Hof und die Stadt sehr zum Lachen gebracht. Indessen hat der König, da er diesen marokkanischen Fürsten nicht brüskieren will, sehr höflich abgelehnt und sich hinter die Verschiedenheit der Religion verschanzt.

Im Herbst 1699 begeht der Hof eine neue Zeremonie. Am 22. Oktober bekommen der Herzog und die Herzogin von Burgund schließlich die Erlaubnis, wie Mann und Frau zu leben. Der Zeremonienmeister Baron von Breteuil, der den Prinzen abholt, erzählt:

Er hatte das Haar sehr schön gelockt, und die Pracht seines Nachtgewandes sah hochzeitlich aus. Er kam mit mutiger und fröhlicher Miene aus seinem Gemach, und da ich die Ehre hatte, ihm den Kerzenleuchter zu halten, begleitete ich ihn bis an die Türe der Kampfstätte. Alles spielte sich so schnell ab, daß der König, der ihnen gesagt hatte, daß er allein durch den rückwärtigen Eingang ihres Gemaches kommen würde, um sie in ihrem Bett zu sehen, zu spät kam und nicht mehr bei ihnen eintrat.

Die Freundin der Madame Dunoyer:

Da die Lieder der Herzogin [*der Prinzessin von Condé*] Ihren Gefallen finden, teile ich Ihnen eines mit, das sie gedichtet hat auf die Freiheit, die man dem Herzog und der

Herzogin von Burgund gewährt hat, von ihren Rechten Gebrauch zu machen:

Nun freut Euch, Ihr Franzosen,
Und singt mit frohem Mund:
Gott segne sie, die Arbeit
Des Herzogs von Burgund.

Er ist, Gott Dank, noch jung
Und seine Frau gesund.
Süß wird sie sein, die Arbeit
Des Herzogs von Burgund.

Froh ist der Großpapa
Und lacht aus vollem Mund,
Wenn er sie sieht, die Arbeit
Des Herzogs von Burgund.

Man singt hier nichts anderes. Monsieur d'Argenson, unser Polizeilieutenant, wollte es verbieten lassen, aber er konnte nichts erreichen.

Und Dangeau vermerkt unter dem 11. November in seinem Tagebuch:

Der Herr Herzog von Burgund gewöhnt sich daran, jeden Abend bei der Frau Herzogin zu schlafen, er will nicht mehr in seinem besonderen Bett schlafen.

Man amüsiert sich in diesem Winter recht gut am Hofe, dank der jungen Frau, die die Feste liebt. Der Marquis de Coulanges meldet dies unter dem 2. Februar 1700 an Madame de Grignan:

Sie wissen nicht, Madame, welche Ausgelassenheit bei diesen Festen herrscht. Der König wünscht, daß die Frau Herzogin vom Morgen bis zum Abend nur nach ihrem Willen handelt, und das genügt ihr, um sich nach Herzenslust zu ver-

gnügen. Da sind nun nur mehr Partien nach Marly und Meudon, Hin- und Herreisen von Paris für die Oper, Bälle und Maskeraden, und Kavaliere, die Bankette geben, um sich die Gunst der jungen Prinzessin zu erringen. Die Damen, die an diesen Vergnügungen teilnehmen, haben ihrerseits auch nötig, gut gestellt zu sein. Die Ausgaben sind vervierfacht. Für die Maskeraden nimmt man nur Stoffe, die hundert und hundertfünfzig Franken die Elle gekostet haben, und wenn eine das Unglück hat, zweimal in dem gleichen Aufzug erscheinen zu müssen, sagt man, daß sie nur nach Paris gekommen sei, um sich beim Trödler einzukleiden.

November 1700: Große Aufregung am Hofe. Der König von Spanien, Karl II., ist kinderlos gestorben; in seinem Testament hat er als seinen Erben den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog von Anjou, bezeichnet. Die europäischen Herrscher hatten mit Sorge diese Nachfolge erwartet. Der Marquis de Feuquières erklärt dies in seinen Memoiren:

Die schwankende Gesundheit des Königs von Spanien, Karls II., der keine Kinder hatte, erregte die Aufmerksamkeit der Mächte, die nicht für die Erbfolge in Frage kamen, und gab dem König Wilhelm [*von England*] und den Holländern den Gedanken ein, dem König und dem Kaiser einen Vertrag über die Teilung der künftigen Erbfolge der spanischen Monarchie vorzuschlagen, derart, daß das Haus von Frankreich und der deutsche Zweig des Hauses Österreich beide gleicherweise ihr eigenes Interesse einer Vergrößerung fänden, welche nichtsdestoweniger das Gleichgewicht zwischen beiden Häusern bewahren und deren Folge die Sicherheit der anderen europäischen Mächte sein sollte.

Der König billigte diesen Vorschlag eines Teilungsvertrages, aber der Kaiser, der sich der ganzen Erbfolge der spanischen Monarchie sicher glaubte, wollte nichts von Verhandlungen wissen. Der König wurde von den Engländern und den Holländern aufgefordert, in die Teilung einzuwilligen. Er tat es, aber der Kaiser, gleichermaßen aufgefordert, lehnte ab. Wäh-

rend diese Verhandlungen im Gange waren, starb der spanische König und hatte in seinem Testament das Haus von Frankreich zurückgerufen, das durch die Testamente Philipps III. und Philipps IV. ungerechterweise enterbt worden war, und den Herzog von Anjou zum Universalerben der ganzen spanischen Monarchie eingesetzt. Der König durfte die Annahme dieses Testaments für den Prinzen, seinen Enkel, nicht zurückweisen, die von den Ratsversammlungen und den Ständen der Monarchie von Spanien gefordert worden war, da die Weigerung des Kaisers, den Teilungsvertrag anzunehmen, Seiner Majestät nach dem Recht volle Freiheit zurückgab für alle gesetzmäßigen Rechte seines Hauses an der spanischen Erbfolge.

Diese Annahme des Testaments Karls II., ohne die Beteiligung und Einwilligung der Engländer und der Holländer, veranlaßte diese, sich auf die Seite des Kaisers zu schlagen.

In Versailles, erzählt uns Pierre Narbonne, der Polizeikommissar der Stadt (der im folgenden Jahre Gouverneur wird), singt man ziemlich respektlos:

Hier ruht Karl II., König von Spanien,
Er machte keine Kampagnen,
Keine Eroberungen und keine Kinder.
Was machte er in dreißig Jahren,
Da man ihn so regieren sah?
Seine Gesundheit war so sehr elend,
Daß, um es recht zu sagen,
Er nichts macht' als sein Testament.

Die Freundin der Madame Dunoyer berichtet:

Unser Monarch kennt viel zu gut seine Interessen, als daß er sich mit einem Teil begnügen würde, wenn er das Ganze haben kann. Die Sache ist überall zur Beratung gestellt worden, und der Rat hat im Sinne des Königs darüber entschieden. Nur Monsieur de Torcy war anderer Ansicht, aber wie

eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, ist die Stimme von Monsieur de Torcy nicht ins Gewicht gefallen.

Nicolas de Sainctot, der (nach seinem Onkel und seinem Vater) im Palais Royal das Amt eines Zeremonienmeisters ausübt, erzählt, auf welche Weise der König seinem Hof die große Neuigkeit anzeigte:

Am 16. November überreichte der Botschafter von Spanien, der Marquis Castel dos Rios, dem König nach seinem Lever in einer geheimen Audienz die Briefe, die von allen Personen unterzeichnet waren, die die Regentschaft von Spanien bilden. Sie drückten den dringlichen Wunsch der Spanier aus, bald den Herzog von Anjou zu sehen, den das Testament des verstorbenen Königs Karl II. zu seinem erklärten Nachfolger und Erben aller seiner Königreiche bestimmte.

Der König hatte vor der Audienz den Herzog von Anjou in ein rückwärtiges Kabinett eintreten lassen. Er rief ihn herein, stellte ihn zu seiner Rechten und sagte zu dem Botschafter: »Das ist der König, den Spanien verlangt.« Darauf beugte der Botschafter ein Knie zu Boden, grüßte Seine Katholische Majestät, machte ihr in dieser Haltung sein Kompliment und küßte ihr die Hand auf die Weise, wie die Spanier ihre Herrscher zu grüßen pflegen. Danach öffnete der Marquis de Torcy mir die Türe des Kabinetts, und ich nahm den Botschafter, den ich hereingeführt hatte, wieder in Empfang. Der König befahl mir, alle übrigen hereinzulassen. Man öffnete beide Flügel, und der König sagte sehr laut: »Erkennen Sie den Herzog von Anjou als den König von Spanien an!« Sofort beeilten sich die Höflinge, dem neuen König ihre Freude zu bezeugen.

Und der Marquis von Breteuil fügt hinzu:

Am Abend soupierte der König von Spanien mit dem König, der ihn bei der Tafel oberhalb von sich sitzen ließ. Man reichte ihnen, um die Hände zu waschen, zwei Tücher

auf derselben Schüssel, die sie beide gleichzeitig nahmen ..., und als der König von Spanien hinausging, um sich zur Ruhe zu begeben, begleitete der König ihn bis an die Türe seines Schlafzimmers, das heißt fast bis an den Eingang des Vorzimmers, das diesem Zimmer zunächst gelegen war, zur großen Verwunderung des Hofes, der erstaunt war über die Neuheit dieser Zeremonie und über dieses Schauspiel. Und als der König sich von ihm trennte, sagte er: »Ich wünsche, daß Eure Majestät heute Nacht wohl ruhen möge.« Seine Majestät konnte sich nicht enthalten, über diese Art Komödienspiel zu lächeln.

Der Enkel Ludwigs XIV. rüstet sich zu seiner Reise nach Spanien. Der Nachmittag des 3. Dezember ist den Abschiedsfeierlichkeiten gewidmet, erzählt Breteuil weiter, und Ihre Majestäten treten in den Salon ein, gefolgt von dem ganzen königlichen Hause in Tränen.

Bei diesem Anblick begannen alle, die sich auf ihrem Wege befanden, zu weinen, und der König, der mehr gerührt und in Tränen aufgelöst war als alle anderen, umarmte Seine Katholische Majestät an der Türe des Appartements, das auf die Vorhalle hinausgeht, aber da sein Herz ihn trieb, dieses teuere Kind noch einmal zu umarmen, ging er drei Schritte in die Galerie hinaus und umarmte ihn sehr zärtlich und innig zum letzten Male. Dann kehrte er sogleich in das Appartement zurück, und der König von Spanien, gefolgt von dem ganzen Hofe, ging, um in seine Karosse zu steigen.

Nach der Freundin der Madame Dunoyer findet die Verabschiedung in Seaux statt, wo der Herzog von Maine, Onkel zur linken Hand des künftigen Königs von Spanien, diesem zu Ehren ein großartiges Fest gegeben hat:

Ich werde Ihnen nur sagen, daß der ganze Hof und die Stadt zu Seaux waren, daß ich dort war wie alle anderen, daß der König an diesem Ort eine Unterhaltung mit dem König

von Spanien hatte und daß er, nachdem er ihm seine Instruktionen gegeben hatte, ihn zärtlich umarmte und ihn in den Armen des Dauphins ließ. Der Herr Dauphin weinte, als er sich von diesem teuren Sohn trennte, und nachdem er ihm Lebewohl gesagt hatte, folgte er ihm von weitem, ein Tuch vor seine Augen haltend, aber der König zog ihn am Arm und sagte zu ihm: »Wohin gehst du, mein Sohn?« und führte ihn in die Gemächer zurück. Ich war heruntergekommen, um den jungen König in die Karosse steigen zu sehen, und bemerkte, als er mich mit seinem Gruße beehrte, daß er stark gerötete Augen hatte. Ich bin nicht erstaunt darüber, er weiß, was er verläßt, und kennt das nicht, was er zu suchen geht. [...] Jedermann weinte an diesem Tage mit Ausnahme der Prinzen, seiner Brüder, die entzückt waren, eine Gelegenheit zum Reisen zu haben, da sie ihn bis an die Grenzen Spaniens begleiteten. Der Herzog von Berry sagte mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit zu dem Herzog von Burgund: »Wissen Sie, mein Bruder, warum der König uns den König von Spanien begleiten läßt?« Dieser antwortete: »Weil er uns das Vergnügen verschaffen will, so lange wie möglich zusammen zu sein, und weil er uns gleichzeitig Frankreich sehen lassen will.« – »Nein«, sagte der Herzog von Berry, »Sie haben es nicht getroffen, es ist, um den Spaniern zu zeigen, daß man ihnen von uns dreien den gegeben hat, der am meisten wert ist.«

Es ist klar, daß die großen europäischen Mächte nicht damit einverstanden sein werden, einen Enkel Ludwigs XIV. auf dem spanischen Thron zu sehen. Die gleiche Briefschreiberin macht sich zur Sprecherin der Befürchtungen des Hofes:

Man erwartet hier, daß sich im Frühjahr ein furchtbarer Krieg entzünden wird, und man macht schon ziemliche Vorbereitungen hierzu. Das ist wieder etwas, um das Königreich zu verderben, bevor es noch Zeit gehabt hat, sich von den Schäden des vergangenen Krieges zu erholen, und offen gesagt, ich glaube, daß wir die spanische Krone teuer bezahlen werden müssen, die der König seinem Enkel auf unsere Kosten

gekauft hat. Es wird uns ziemlich viel kosten, zu verhindern, daß man sie ihm nicht entreißt. Und ehrlich: wir sind große Narren, die wir uns für die Größe anderer ruinieren, für Leute, die, weit entfernt davon, uns dafür Dank zu wissen, uns wie den säumigen Knecht im Evangelium betrachten, der nicht das tut, was er zu tun hat, aber ich schweige, aus Angst, zuviel zu sagen.

Prädikanten und Camisarden

Am 9. Juni 1701 legt der Hof Trauer an. Monsieur, der Bruder des Königs, ist gestorben. Die Freundin der Madame Dunoyer teilt ihr die Nachricht mit:

Dieser gute Fürst ist plötzlich gestorben, da er sich das Blut beim Landsknecht [*Kartenspiel*] zu sehr erhitzt hat, was ihm eine Art von Schlaganfall verursachte. Man hatte ihm schon lange geweissagt, daß das Spiel ihm einmal übel bekommen würde, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, es aufzugeben. Der König schien von seinem Tode sehr getroffen zu sein. Madame hat sich entschlossen, sich vom Hofe zurückzuziehen, und der Herr Herzog von Orléans tröstet sich mit Mademoiselle de Séri, der Ehrendame Madames, die er jetzt zu seiner erklärten Geliebten gemacht hat.

Für Saint-Simon ist es nicht das Kartenspiel, das das Blut Monsieurs erhitzt hat, sondern eine heftige Auseinandersetzung mit seinem Bruder. Ludwig XIV. hatte in der Tat dem Sohne Monsieurs, dem Herzog von Chartres, vorgeworfen, seiner Frau, die er ihm gegeben hatte, untreu zu sein (der leiblichen Tochter des Königs, Mademoiselle de Blois) und den Hof durch seine Ausschweifungen zu entrüsten. Am 8. Juni hörte man in Marly, wo der Hof einige Tage zubrachte, den Lärm eines Zankes im Zimmer des Königs, und ein Türsteher sagte Seiner Majestät, daß in dem Salon, wo sich die Höflinge befanden, jedes seiner Worte zu verstehen war.

Die Mitteilung des Türstehers ließ den Ton dämpfen, aber nicht die Vorwürfe aufhören, derart, daß Monsieur, außer

sich, zu dem König sagte, daß er ihm, als er seinen Sohn verheiratete, goldene Berge versprochen habe, daß er [*Monsieur*] aber ihm noch nicht einmal eine Statthalterschaft habe abringen können; daß er sehr gewünscht hätte, seinen Sohn bei der Armee zu sehen, um ihn von seinen Liebschaften fernzuhalten, und daß sein Sohn dies auch sehr gewünscht hätte, wie er übrigens wohl wisse und worum er ihn inständig gebeten habe; daß, da der König das nicht wolle, er nicht einsehe, warum er seinen Sohn daran hindern solle, sich zu amüsieren, um sich zu trösten. Er fügte hinzu, daß man nur allzu sehr die Wahrheit dessen sehe, was man ihm vorausgesagt habe, nämlich, daß er nur die Unehre und die Schande aus dieser Heirat hätte, ohne jemals auch einen Nutzen daraus ziehen zu können.

Der König, der mehr und mehr von Zorn übermannt wurde, erwiderte ihm, daß der Krieg ihn bald dazu zwingen werde, verschiedene Einschränkungen zu machen, und da er sich seinen Wünschen gegenüber so wenig gefällig zeige, würde er mit der Herabsetzung seiner [*Monsieurs*] Pensionen beginnen, bevor er sich selber einschränke.

Darüber wurde dem König gemeldet, daß sein Essen aufgetragen sei. Sie kamen einen Augenblick später heraus, um zur Tafel zu gehen, Monsieur feurig rot, mit vor Zorn funkelnden Augen. Sein so erhitztes Gesicht veranlaßte eine der Damen, die bei Tisch war, und einige Höflinge, die dahinter standen und ein Wort anzubringen suchten, zu sagen, daß Monsieur nach seinem Aussehen sehr nötig hätte, zur Ader gelassen zu werden. Man sagte dasselbe bereits vor einiger Zeit zu Saint-Cloud. Er platzte fast, so nötig war dies, er gab es selber zu, und der König hatte ihn trotz ihrer Zwistigkeiten mehr als einmal dazu gedrängt.

Das Mahl verlief wie gewöhnlich, und Monsieur aß sehr viel, wie er dies immer bei seinen zwei Mahlzeiten tat, ohne von der reichlichen Morgenschokolade zu reden und allem, was er an Früchten hinunterschlang, an Gebäck, an Konfitüren und allen Arten von Leckereien, mit denen die Tische seines Kabinetts und seine Taschen stets angefüllt waren.

Am gleichen Abend, nach dem Souper, kommt der Herzog von Chartres, um dem König mitzuteilen, daß Monsieur einen Schlaganfall erlitten habe.

Bei dieser Nachricht ging der König, der sonst wegen jeder Kleinigkeit zu Monsieur lief, zu Madame de Maintenon, die er aufwecken ließ. Er blieb eine Viertelstunde bei ihr, dann, gegen Mitternacht, in sein Zimmer zurückkehrend, befahl er, seine Karossen bereitzuhalten, und dem Marquis de Gesvres, nach Saint-Claud zu gehen und, wenn Monsieur sich schlechter befinden sollte, zurückzukommen und ihn aufzuwecken, damit er hingehen könne; worauf er sich zur Ruhe begab. Außer dem Verhältnis, in dem sich beide befanden, glaube ich, daß der König eine Täuschung vermutete, um das, was zwischen ihnen vorgefallen war, auszutilgen, so daß er Madame de Maintenon um ihren Rat fragen ging und lieber alle Schicklichkeit mißachtete, als Gefahr zu laufen, zum Narren gehalten zu werden. Madame de Maintenon liebte Monsieur nicht, sie fürchtete ihn. Er erwies ihr wenig Aufmerksamkeit, und bei all seiner Schüchternheit und übergroßen Rücksicht entfuhren ihm manchmal dem König gegenüber kleine Bosheiten über sie, die seine Verachtung verrieten und seine Beschämung vor der öffentlichen Meinung. Sie bemühte sich also nicht sehr, den König zu bewegen, ihn zu besuchen, und noch weniger, ihm zu raten, während der Nacht zu reisen, sich nicht zur Ruhe zu legen und Zeuge eines so traurigen Schauspiels zu sein, das geeignet war, ihn zu erschüttern und zur Einkehr zu mahnen; und sie hoffte, daß, wenn die Sache rasch ginge, der König sich dies ersparen würde.

Indessen wird Ludwig XIV. mitten in der Nacht benachrichtigt, und er begibt sich nach Saint-Cloud:

Der König kam vor drei Uhr morgens in Saint-Cloud an. Monsieur war nicht einen Augenblick wieder zu Bewußtsein gekommen, seit er sich schlecht befunden hatte. Er hatte nur einen Augenblick einen Schimmer, als gegen Morgen der Pater

du Trévoux gegangen war, die Messe zu lesen, und auch dieser Schimmer kehrte nicht wieder. Die schrecklichsten Anblicke haben manchmal Momente lächerlicher Kontraste. Der Pater du Trévoux war zurückgekommen und rief Monsieur zu: »Monsieur, erkennen Sie Ihren Beichtvater nicht? Erkennen Sie nicht das gute Väterchen Trévoux, das zu Ihnen spricht?« –, was die weniger Betrübten in ziemlich unschicklicher Weise zum Lachen brachte. Der König schien sehr betrübt zu sein. Da er von Natur aus leicht weinte, war er also ganz in Tränen zerflossen. Er hatte stets nur Anlaß gehabt, Monsieur zärtlich zu lieben; obgleich sie seit zwei Monaten einigermaßen entzweit waren, riefen diese traurigen Augenblicke die ganze alte Zärtlichkeit zurück; vielleicht auch warf er sich vor, durch die Szene am Morgen seinen Tod beschleunigt zu haben, und schließlich war er [*Monsieur*] zwei Jahre jünger als er und hatte sich sein ganzes Leben hindurch ebenso wohl befunden wie er und sogar besser. Der König hörte die Messe in Saint-Cloud, und gegen acht Uhr morgens, da der Zustand Monsieurs ohne Hoffnung war, bewogen Madame de Maintenon und die Herzogin von Burgund ihn, nicht länger dazubleiben, und kamen mit ihm in der Karosse zurück. Als er weggehen wollte und dem Herrn von Chartres einige freundliche Worte sagte, wobei beide heftig weinten, wußte dieser junge Prinz den Augenblick zu nützen. »Ah, Sire«, sagte er, »was wird aus mir werden, ich verliere Monsieur und weiß, daß Sie mich nicht lieben.« Der König, überrascht und sehr bewegt, umarmte ihn und sagte ihm liebevolle Worte.

In Marly angekommen, ging er mit der Herzogin von Burgund zu Madame de Maintenon. Drei Stunden später kam Fagon, dem der König aufgetragen hatte, Monsieur nicht zu verlassen, wofern dieser nicht tot oder besser wäre, was nur durch ein Wunder hätte geschehen können. Sowie er ihn bemerkte, sagte der König: »Nun, Monsieur Fagon, mein Bruder ist tot?« – »Ja, Sire«, antwortete dieser, »kein Mittel konnte mehr helfen.« Der König weinte sehr.

Aber dieser Schmerz dauert nicht lange an:

Nach einem so traurigen Schauspiel, so vielen Tränen und soviel Zärtlichkeit zweifelte niemand, daß die drei Tage, die von der Reise nach Marly noch blieben, sehr traurig vergehen würden. Indessen hörten am gleichen Morgen nach dem Tode Monsieurs die Palastdamen, die bei Madame de Maintenon eintraten, wo sich der König mit ihr und der Herzogin von Burgund befand, ihn gegen Mittag von dem Zimmer aus, in dem sie sich aufhielten und das neben dem seinen lag, Opernprologe singen. Ein wenig später sah der König die Herzogin von Burgund sehr traurig in einer Ecke des Zimmers sitzen und fragte erstaunt Madame de Maintenon, was sie wohl hätte, um so melancholisch zu sein, und bemühte sich, sie aufzuheitern und danach mit ihr und einigen Palastdamen zu spielen, die er hereinkommen ließ, um sie beide zu unterhalten. Diese kleine Unterhaltung war aber noch nicht alles. Nach dem üblichen Diner, das heißt etwas nach zwei Uhr und sechsundzwanzig Stunden nach dem Tode Monsieurs, fragte der Herzog von Burgund den Herzog von Montfort, ob er Brelan [*Karten*] mit ihm spielen wolle. »Brelan«, rief Montfort in maßlosem Erstaunen, »Sie denken doch wohl nicht daran, Monsieur ist noch warm.« – »Verzeihen Sie mir«, antwortete der Prinz, »ich denke sehr wohl daran, aber der König, der nicht wünscht, daß man sich in Marly langweile, hat mir befohlen, alle zum Spielen zu bringen, und da niemand wagen würde, es als erster zu tun, solle ich das Beispiel dazu geben.« So daß sie also alle zu spielen begannen und der Salon bald mit Spieltischen angefüllt war.

So war die Betrübnis des Königs, so die der Madame de Maintenon. Sie empfand den Verlust Monsieurs wie eine Befreiung. Sie hatte Mühe, ihre Freude zu unterdrücken. Sie hätte noch mehr Mühe gehabt, traurig zu erscheinen. Sie sah den König schon ganz getröstet, nichts schien ihr besser, als zu versuchen, ihn zu zerstreuen.

Im Frühjahr dieses Jahres 1701 hat der Krieg gegen das Reich und England, dessen entthronter König Jakob II. im September in Saint-Germain stirbt, von neuem begonnen.

Ludwig XIV. erkennt den Sohn Jakobs II. als den legitimen Herrscher Großbritanniens an, während das britische Parlament ihn des Hochverrats für schuldig erklärt und einen Preis auf seinen Kopf setzt. – Kaiser Leopold greift in Italien an, und das Jahr 1702 beginnt schlecht für Frankreich. Im Februar verliert der Marschall von Villeroy Cremona bei einem Überraschungsangriff. Die französischen Truppen gewinnen die Stadt zwar zurück, aber ihr Führer bleibt in den Händen des Feindes. Der Marquis de Dangeau befindet sich unter den Höflingen, denen der König das klägliche Abenteuer Villeroys schildert:

Er sprach sehr entschieden von dem Marschall von Villeroy und auf die freundlichste und verbindlichste Weise. Er hob hervor, daß er sehr erstaunt und sogar entrüstet sei über die Leute, die über das Unglück des Marschalls spotteten, wobei er hinzufügte, er glaube, daß die Freundschaft, mit der er den Marquis beehre, ihm zum Teil den Haß zuziehe, den man gegen ihn zeige. Er gebrauchte dabei sogar das Wort Favorit, welches er lange Zeit hindurch für niemand angewendet hatte. Schließlich redete er lange wie ein Mann, der die Unglücklichen unterstützen will und kann, und das ist ein großer Trost für die Familie des Marschalls und zeigt deutlich das gute Herz des Königs, der niemals diejenigen verläßt, die ihm dienen und ihm ergeben sind.

Das hindert jedoch Paris und den Hof nicht daran, den Spottvers »Français, rendez grâce à Bellone ...« zu singen:

Dankt, Franzosen, der Bellona,
Euer Glück ist kolossal,
Halten konntet Ihr Cremona
Und seid los den General.

Zur gleichen Zeit beginnen die Protestanten in den Cevennen sich zu regen; sie haben sich entweder nicht bekehrt oder ihrer Bekehrung wieder abgeschworen. Auf den Ruf der »Pro-

pheten« und Prädikanten halten sie ihre Versammlungen in den Bergen ab. Schon 1698 macht ein Memorandum des Intendanten des Languedoc, Lamoignon de Basville, das auf Verlangen des Herzogs von Burgund verfaßt worden ist, auf die Gefahr aufmerksam:

Die Prädikanten beginnen, des Nachts kleine Versammlungen in abgelegenen Orten abzuhalten. Vorderhand predigen sie noch nicht die Rebellion. Wenn man diese Versammlungen aber duldet, werden sie immer zahlreicher werden, und wenn die Prädikanten sich unbehelligt sehen, werden sie ihren Fanatismus herauskehren, zu den Waffen aufrufen und das Volk zu den äußersten Gewaltakten bringen.

Es gibt nur ein Mittel, diesem Übel Einhalt zu gebieten, nämlich, keine Versammlung zu dulden, welcher Art sie auch immer sei, die bei Entdeckung nicht bestraft wird. [...] Zum zweiten ist zu beachten, daß man alle Mittel anwenden muß, um der Prädikanten habhaft zu werden, und, wenn man sie gefangen hat, ihnen keinen Pardon zu gewähren und sie nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu richten, welches sie zum Tode verdammt.

Die Revolte schwelt. Sie bricht im Juli 1702 aus, in dem Flecken Pont-de-Montvert an dem Flüßchen Tarn, wo der Abbé du Chayla, Inspekteur für die Missionen im Auftrage des Bischofs von Mende, ermordet wird. Die Rebellen nehmen bald den Namen Camisarden an, wie uns einer von ihnen, Abraham Mazel, in seinen Memoiren erzählt:

Meistens waren unsere Kleider uns hinderlich, und bei der kleinsten kriegerischen Handlung entledigten wir uns ihrer bis auf das Hemd oder Kamisol [*chemise, camisole, daher Camisards*], um unbehinderter zu sein.

Charles-Joseph de La Baume, Rat beim Präsidialtribunal von Nîmes und Konsul der Stadt, hat diese Revolte der Religionsfanatiker genau verfolgt und ihr ein Buch gewidmet:

Es war am 22. Tag des Juli des Jahres 1702, auf dem Jahrmarkt zu Barre, daß sie sich entschlossen, sich zusammenzurotten und die Waffen zu ergreifen und mit dem Meuchelmord an dem Abbé du Chayla zu beginnen. Er hielt seit einem Monat Mission in Pont-de-Montvert, mit zwei Geistlichen und zwei Kapuzinern. Er hatte noch vier Soldaten bei sich, die die Gefangenen bewachten, einen Kammerdiener, einen Koch, den Schulmeister von Pont-de-Montvert, den Herrn Blanc, der Richter zu Florac war und den Prozeß der Gefangenen betrieb, ferner zwei Schüler, die er von Saint-Germain de Calberte hergebracht hatte.

Eine Truppe von ungefähr zweihundert dieser Bösewichter, deren nur etwa ein Drittel bewaffnet war, drang gegen zehn Uhr abends in Pont-de-Montvert ein; sie wurden von einem Manne namens Laporte geführt. [...] Sie umstellten die Vorderseite des Hauses des Herrn Abbés du Chayla, der zuerst glaubte, daß sie nur die sechs jungen Männer entführen wollten, die bei verschiedenen Versammlungen mit Waffen betroffen worden waren und die man auf seine Veranlassung gefangengenommen hatte. [...]

Man öffnete die Türen zur Straße, um sie [*die Gefangenen*] herauszulassen. Die Fanatiker drangen in großer Menge in das Haus ein und verwundeten am Eingang den Geistlichen Raouls, den Regens der Schule, tödlich. Danach liefen sie unter fürchterlichem Geschrei auf die Treppe zu. Der Abbé du Chayla, der sich nun verloren gab, bereitete sich zum Tode, gab seinen Dienern die Absolution und ermahnte sie in kurzen Worten, als gute Katholiken zu sterben. Seine Diener stellten sich oben an die Treppe, von wo sie zwei Schüsse abgaben, die einen der Bösewichte töteten und einen anderen schwer verletzten.

Die beiden Schüler waren beim ersten Lärm aus dem Fenster in den Garten gesprungen und über den Fluß geschwommen, unter dem Feuer von dreißig Gewehrschüssen, die man ihnen nachsandte, ohne sie zu verwunden. Einer von ihnen, von dem ich diesen Bericht habe, verbarg sich in einem dicken Baum, von dem aus er alles sah, was sich ereignete.

Laporte, der auf den Widerstand, der sich ihm am Aufgang der Treppe bot, nicht gefaßt war und der nicht noch mehr seiner Leute verlieren wollte, rief ihnen zu:

»Kinder Gottes, hört auf mit den Angriffen, die uns zu lange aufhalten würden. Man muß das Haus verbrennen mit allen, die darin sind.«

Sie schichteten sogleich inmitten des unteren Raumes einen Haufen von allen Möbeln aus Holz, die sie zusammenraffen konnten, und warfen die Strohsäcke darauf, damit das Feuer sich rascher entzünde. In einem Augenblick stand das ganze Haus in Brand.

Der Abbé du Chayla, dessen eine Schulter halb verbrannt war, band mit Hilfe eines Dieners die Laken seines Bettes an das Fenster und ließ sich in den Garten hinab. Er brach sich den Oberschenkel bei dem Fall. Nichtsdestoweniger schleppte er sich mit Hilfe des Dieners, der nach ihm hinuntergestiegen war, zu einer buschigen Hecke, die den Garten zum Teil abschloß. Als sie ihn beim Scheine des Feuers bemerkten, liefen sie dorthin und schrien: »Jetzt wollen wir den Bedränger der Kinder Gottes erwürgen.« Sie sagten ihm: »Heute wirst Du die Untaten büßen, die Du so lange gegen unsere Verwandten und Freunde verübt hast.« Der Prophet jedoch befahl ihnen Schweigen und sagte in ernstem Tone: »Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Schenken wir ihm das Leben unter der Bedingung, daß er unter uns das Amt eines Priesters des Ewigen ausübe.« – »Eher tausendmal sterben«, rief der Abbé du Chayla. – »So wirst Du also sterben«, entgegnete ihm der falsche Prophet, »Deine Sünde ist wider Dich.« Sie schleppten ihn auf die Brücke, wo sie ihn mit vierundfünfzig Dolchstichen durchbohrten, die sie ihm langsam und zu wiederholten Malen versetzten, um ihn länger leiden zu lassen.

Dieser erste Führer der Camisarden, Gédéon Laporte, wird im gleichen Jahr im Kampf getötet, aber sein Neffe Pierre Laporte, genannt Roland, und ein zweiundzwanzigjähriger Schäfer namens Jean Cavalier ersetzen ihn. Wie leben und

kämpfen diese Aufständischen? Einer von ihnen, Jacques Bonbonnoux, erzählt es in seinen Memoiren. Als Protestant hatte er die Schwäche gehabt, sich nach katholischem Ritus zu verheiraten. Seine Frau ist nach einjähriger Ehe gestorben. Voller Gewissensbisse darüber, seinen Glauben verraten zu haben, entschließt er sich, »in die Wüste zu gehen« und sich mit den Männern Cavaliers zu vereinigen:

Ich ging also eines Abends nach dem Nachtmahl, zu Anfang des Jahres 1703, von zu Hause fort. Ich wurde begleitet von einigen jungen Leuten, deren einer, Pierre Claris, bereits bei den Camisarden gewesen war. Wir legten in dieser Nacht etwa zwei Meilen zurück und übernachteten in einem Landhause (le Montaud, oberhalb Durfort), wo ein ehrlicher Mann (Olivier) die Güte hatte, uns während eines Tages, da wir uns dort aufhielten, zu beköstigen.

Von da gingen wir nach einem kleinen Weiler (Paussan), nahe Miolet in den Cevennen. Ich erinnere mich, daß wir mehrere Male niederknieten, bevor wir zu dem Weiler kamen, um Gott anzuflehen, daß er uns vor den Hinterhalten der Feinde bewahren möge. [...]

Von unserem Weiler nahmen wir den Weg wieder zurück und gingen auf Monoblet zu, wo wir in einem Hause (Verdeilhe) unterkamen und voller Trauer die Gewehrschüsse hörten, die man auf unsere Brüder in Pompignan abfeuerte, wo man ihnen übel mitspielte. Am Abend dieses unheilvollen Tages, als wir unsere Unterkunft wechselten, trafen wir auf unserem Wege mehrere der Geretteten, die ihr Heil in der Flucht gefunden hatten. Wir waren darauf alle zusammen in einem Dorf (Les Montèzes), woselbst Daniel Guy, der vornehmste dieses traurigen Restes, nachdem er seine Wunde, die er im Kampf davongetragen, verbinden lassen hatte, mit einer solchen Inbrunst das Gebet sprach, das man am Schlusse der »Christlichen Übung für eine Gemeinde« findet, daß ich wie in Ekstase entrückt war. Nach diesem Gebet wurde von den Führern dieser kleinen Truppe beschlossen, ohne daß man mir Mitteilung davon machte, daß wir gehen sollten, um die

Kirche von Durfort niederzubrennen und damit den Feinden zu zeigen, daß nicht alle Camisarden bei dem Kampfe von Pompignan getötet worden waren. Und dieses wurde in derselben Nacht ausgeführt.

In der Folge organisiert sich das Leben der Geächteten:

Wir waren ständig unterwegs. Nur selten hielten wir uns zwei Tage am gleichen Ort auf. Die Reformierten der umliegenden Orte brachten uns Lebensmittel, die einen dies, die anderen jenes: dieser Brot, der andere Wein, und ein dritter Fleisch.

Unsere Truppe war in Brigaden eingeteilt. Jede dieser Brigaden hatte ungefähr vierzig Männer und zwei Brigadiere an ihrer Spitze.

Bonbonnoux' erster Kampf:

Eines Tages, als uns auf ich weiß nicht mehr welche Weise gemeldet worden war, daß eine große Abteilung entlang der Hauptstraße unterhalb von Vézénoble käme, nahmen wir es auf uns, ihr einen Kampf zu liefern. Dieses war der erste, bei dem ich mich befunden hatte. Bevor wir uns den Truppen stellten, ermahnte uns ein junger, etwa dreißigjähriger Prediger namens Daire mit eifervollem Gebet zum Kampfe und zum Tode. Unter dem Gesang des Psalms LI, den ein gewisser Adam (er war sechzig Jahre alt und Schuhmacher von Beruf, aus dem Orte Saint-Maurice nahe Saint-Hippolyte de Caton) anstimmte, drangen wir auf sie ein. Sie ergriffen die Flucht, ohne auch nur einen Schuß abzugeben. Wir verfolgten sie, wobei unterwegs einer meiner Kameraden, Douzun de Quissac, ein Gewehr aufraffte und mir gab. Ich hatte bisher noch keines getragen. Einige Schritte weiter fand ich noch selber eines und ergriff es; es ist jenes, dessen ich mich dann immer bedient habe, und obgleich ich weit schönere gefunden habe, habe ich es nicht eingetauscht.

Denunziationen und Niederwerfung der Rebellen, die mit Repressalien antworten. Es ist ein Partisanenkrieg, den uns ein Brief enthüllt, der von den Camisarden der Cevennen an ihre Brüder in Bagnols, datiert von Avignon unter dem 12. März 1703, geschrieben ist. »Aus dem Feldlager des Ewigen, am Ende des Neumonds«:

Unsere sehr teuern Brüder in Christo,

Mit äußerstem Schmerz haben wir die schreckliche Hinrichtung von vieren unserer Brüder, auf die Anstiftung des unglückseligen Dornac hin, in Eurer Stadt Bagnols erfahren. Unsere Truppe hatte bis dahin große Rücksicht auf Eure Stadt genommen in Ansehung dessen, daß Ihr, unsere teueren Brüder, uns nicht Euer Leid geklagt habt, aber nun, da wir unterrichtet sind von dem Bösen, das man unseren Brüdern angetan hat, geben wir Euch bekannt, daß wir Feuer und Blut über Euer ganzes Gebiet bringen werden, und wenn der Ewige, der das ganze Weltall lenkt, uns die Gnade gibt, uns Einlaß in Eure Stadt an einer günstigen Stelle zu gewähren, wie man uns dies hat hoffen lassen, so schwören wir Euch, daß man, solange die Welt besteht, von dem sprechen wird, was wir dort anrichten werden. Und Dornac und seine Familie mögen sich gesagt sein lassen, daß seine Machenschaften gegen unsere armen Brüder mit blutigen Lettern in unsere Herzen eingegraben sind.

Habet Geduld bis zum 15. nächsten Monats, und dann werdet Ihr Dinge sehen, die Euch in Erstaunen setzen werden. Unsere Truppe wächst täglich an. Julian[1] hat uns ein wenig mitgenommen, aber, Dank sei dem Ewigen, für einen, den er uns getötet hat, sind uns hundert gekommen. Dieses ist, unsere sehr teueren Brüder, der Zweck dieses Briefes: Wir mahnen Euch, Eure Türen am 26. und 27. und bis zum 28. geschlossen zu halten, mit einem weißen Mal darauf. Der Euch diesen Brief überbringt, ist ein Prophet.

1 Julian, Feldmarschall, zum Katholizismus bekehrter Protestant, den die Aufständischen Julian den Abtrünnigen nannten.

Der Marschall de Broglio, der den Aufstand nicht hat niederwerfen können, wird abberufen. Von nun an befehligt der Marschall de Montrevel die Truppen. Der Marquis de Dangeau vermerkt unter dem 11. März 1703:

Wir haben Nachrichten aus dem Languedoc. Die Truppen der Marine, die wir in diesem Gebiet haben, hatten vier- oder fünfhundert der Fanatiker angegriffen und geschlagen, sechzig wurden getötet. Sie haben die Unverschämtheit gehabt, Medaillen schlagen zu lassen, die auf einer Seite zwei gekreuzte Dolche tragen mit der Umschrift C. R. S. Man gibt zwei Erklärungen hierfür: die eine ist »Comes Rolandus Sereveronorum«[1] und die andere »Calviniste Romanos Sacrificate«[2]. Die Fanatiker werden befehligt von einem gewissen Roland, dem sie den Titel Graf der Cevennen geben.

[*6. April*] – Die Nachrichten aus dem Languedoc besagen, daß man mit dem Marschall von Montrevel sehr zufrieden ist. Wir werden bald fünfzehn oder sechzehn Bataillone in diesem Gebiet haben. Danach hofft man, die Aufständischen vollständig niederwerfen zu können.

[*23. August*] – Die Nachrichten aus dem Languedoc sind nicht gut, die Fanatiker stiften dort noch sehr viel Unruhe und sind grausamer denn je.

Der Hauptanführer der Camisarden, Cavalier, ist jedoch zu Verhandlungen bereit, wie La Baume berichtet:

Es ist ein Brief angekommen, datiert »aus der Wüste« vom 14. September 1703, geschrieben von Cavalier an den König. Dieser Brief ist sehr lang, gespickt mit falsch angewandten Stellen aus der Schrift, um dadurch zu beweisen, daß sie die Waffen ergreifen mußten, um die Gewissensfreiheit zu sichern. Er ergeht sich über die böswillige Behandlung, der sie angeblich durch die Bischöfe und die Geistlichkeit ausgesetzt waren, was sie gezwungen habe, die Waffen zu ergreifen, welche

[1] Graf Roland der Cevennen.
[2] Calvinisten, opfert die Römisch-Katholischen.

niederzulegen sie sich erbieten, wenn Seine Majestät ihnen Gewissensfreiheit zusichern und ihre Gefangenen freilassen will. Er versichert Seiner Majestät, daß sie keine treueren Untertanen als sie haben wird, daß sie ihren letzten Blutstropfen in ihrem Dienst vergießen wollen, daß sie aber, wenn man seine gerechte Forderung zurückweise, sich bis zum äußersten verteidigen würden, da man eher Gott gehorchen müsse als ihm [*dem König*]. Er unterzeichnet sich mit Cavalier, Führer der von Gott entsandten Truppen.

Das Gesuch wird zurückgewiesen, die Kämpfe gehen weiter. Der Bischof von Nîmes, Fléchier, schreibt unter dem 23. Oktober:

Unsere Sache befindet sich stets in dem gleichen Zustand; sie verschlechtert sich sogar mehr und mehr, und unsere Provinz wird rettungslos zugrunde gerichtet. Die Rebellen sind die Herren des flachen Landes. Man verwüstet ihre Berge, und sie verwüsten unsere Ebene. Es bestehen beinahe keine Kirchen mehr in unserer Diözese, und unser Boden, der nicht eingesät und bearbeitet werden kann, bringt uns keine Ernte. Jenes Corps von Katholiken, das sich in den Dörfern gebildet hat, ist fast gänzlich aufgerieben, und weder Gott noch der König haben dort noch treue Diener.

Die Gerichte zeigen sich unbarmherzig, wenn Camisarden gefangen werden. Der Ehrwürdige Vater Louvreleuil, Pfarrer von Saint-Germain-de-Calberte und Verfasser eines Buches »Der wiedererstandene Fanatismus«, berichtet:

Das Präsidialtribunal von Nîmes ließ Anfang März [*1704*] zwei Hinrichtungen vollziehen gemäß den Gesetzen und den Formen der Justiz, die es stets befolgt. Es verurteilte zum Tode Louis Jonquet, 28 Jahre alt, der sich bei den Rebellen hervorgetan hatte, gebürtig aus Le Lice de Castelnau in der Diözese von Uzès, Brigadier bei der Truppe Cavaliers und überführt, die grausamsten Taten begangen zu haben. Es

sprach gleichzeitig das Todesurteil aus gegen die »Große Marie«, dreißig Jahre alt, die unter dem falschen Namen der Prophetin von Lussan eine große Anzahl unschuldiger Personen durch ihre trügerischen Gesichte zugrunde gerichtet und sich als Sammlerin eingesetzt hat, wobei sie viel Geld und Vorräte für die Versorgung der Truppen Cavaliers, bei denen sie sich fast ständig aufhielt, zusammengebracht hat.

Der König entschließt sich, Montrevel durch Villars abzulösen. Dangeau verkündet unter dem 27. März des gleichen Jahres:

Der König sagte zu dem Marschall de Villars: »Ich werde morgen mit Ihnen sprechen und Ihnen meine Befehle übergeben.« Man glaubt, daß Seine Majestät ihn nach dem Languedoc schicken will, wo er anstelle des Marschalls de Montrevel den Befehl übernehmen soll.

Villars indessen ist entschlossen, mit den Führern der Camisarden zu verhandeln, und zwar folgendermaßen, wie Louvreleuil berichtet:

Herr d'Aygalliers, ein neubekehrter Edelmann aus Uzès, der mit Marschall de Villars von Paris gekommen war, hatte verschiedene Wege vorgeschlagen, um die aufständischen Fanatiker gütlich zur Umkehr zu bewegen, und in der Absicht, einige dieser Pläne zu verwirklichen, ging er mit seiner [*Villars*] Erlaubnis und begleitet von dreißig anderen wohlmeinenden Neubekehrten, die alle beritten waren, um Cavalier zu treffen und ihn zu überreden, daß er die Waffen niederlege. Dieser Anführer schien nicht ganz unzugänglich zu sein. Darum versuchte der Marschall de Villars, ihn zu gewinnen, indem er verschiedenen Soldaten Cavaliers, die gekommen waren und sich ihm ergeben hatten, eine gute Behandlung angedeihen ließ und indem er sich der Vermittlung eines Bürgers von Vézénoble, La Combe, des früheren Brotherrn Cavaliers, bediente, zu dem er etwa mit folgenden Worten

sprach: »Ich weiß, daß Sie ein geachteter Mann und ein treuer Diener des Königs sind, daß Sie Cavalier kennen und daß er Sie achtet, daß er Ihnen Beweise dafür bei verschiedenen Gelegenheiten geliefert hat, daß Sie oft mit ihm gesprochen haben und daß es nicht an Ihnen gelegen hat, wenn er sein Unternehmen nicht aufgegeben hat. Sie müssen dem Staat diesen Dienst erweisen, damit wir durch Sie erfahren können, was er vorhat und was er fordert.«

Cavalier weist diese Angebote nicht zurück. Er rechtfertigt sich in seinen Memoiren: Er hatte bis dahin auf die Hilfe der Engländer gerechnet:

Ich hatte mit einem Schlag eine große Menge Waffen eingebüßt, meine ganze Munition, mein ganzes Geld, besonders aber eine Truppe Soldaten, die Kampf und Strapazen gewohnt waren und mit denen ich alles unternehmen konnte. Mein letzter Verlust [*der seiner Vorratslager*] hat mich am schwersten getroffen. Vorher hatte ich stets noch einige Hilfsmittel, um mir wieder aufzuhelfen, aber nun hatte ich keine mehr. Das Land war verwüstet, die Freundschaft unserer Freunde erkaltet, ihre Geldmittel erschöpft, hundert Flecken oder Dörfer ausgeplündert und verbrannt, alle Gefängnisse mit Protestanten angefüllt, das Land verlassen. Rechnen Sie dazu, daß die so lange versprochene englische Hilfe nicht kam.

Verhandlungen werden geführt und nähern sich ihrem Abschluß. Dangeau kann unter dem 17. Mai verzeichnen:

Bei einem Spaziergang in seinem Garten, in der Nähe des Pavillons der Weltkugeln, sah der König einen Reitknecht des Herrn von Chamillart kommen, der von einem gestiefelten Mann gefolgt war. Man zweifelte nicht daran, daß dies ein Kurier sei. Dieser Kurier war der Marquis de Saint-Pierre, Ordonnanzoffizier des Marschalls de Villars, der die Nachricht von der Unterwerfung der Fanatiker brachte. Hier der

Bericht dieser Meldung: Nachdem der Brigadier [*in diesem Falle etwa Rittmeister*] de Menou die Aufständischen in einem kleinen Treffen geschlagen hatte, bei dem dreißig oder vierzig ihrer Leute getötet wurden, schickte Cavalier, ihr Anführer, zu de La Lande und bat ihn zu einer Unterhaltung auf Ehrenwort, wobei er ihm gleichzeitig das seine gab. Monsieur de La Lande ging zu dem vereinbarten Ort, den er in ziemlichem Verteidigungszustand fand, und als er hinter die Verschanzungen trat, fand er die Aufständischen, Kavallerie wie Infanterie, unter den Waffen, welche die Infanterie präsentierte, als er vorbeischritt. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß Cavalier den König um Verzeihung bat und um Straffreiheit für ihn, für Roland, einen der Führer, und für Catinat, einen seiner Offiziere, sowie auch für die vierhundert Leute, die sie mit sich hatten. [...] Man wird Cavalier ein Offizierspatent [*Lieutenant Colonel*] und 1 200 Livres Pension geben. Roland hat sich noch nicht ergeben.

Roland ergibt sich überhaupt nicht. Und Cavalier kann nur einen Teil seiner Truppen nach sich ziehen. Darüber Bonbonnoux:

Sein Vorschlag erstaunte uns ebensosehr wie er uns empörte. Er hatte vergessen, daß er uns befehligt hatte und daß wir ihm gehorcht hatten wie beinahe Gott selber, und so wandten wir ihm den Rücken und marschierten unter Führung Ravanels in Richtung auf die Cevennen, um uns mit Roland zu vereinigen, unter dem Schlachtruf: »Gelobt sei das Schwert des Ewigen! Das Edikt von Nantes oder der Tod!«

Die kleine Truppe Rolands hat sich um viele der Soldaten Cavaliers vermehrt. Man beschließt nun, berichtet La Baume, ihn mit List zu fangen:

Ein Mann aus Uzès namens Malorte, der Besitz in Castelnau hatte und dem man hundert Louisdors versprach, verpflichtete sich, alles zu melden, was sich bei den Neubekehrten ereignen

würde. Er ging zu der Truppe Rolands und folgte ihr, ohne von jemand beargwöhnt zu werden. Er brachte ihnen von Zeit zu Zeit Tauben und Hühner und benahm sich so geschickt, daß er ihnen bei ihren geheimsten Unternehmungen folgen konnte.

Dieser Malorte ermöglicht es, Roland zu überrumpeln:

Roland und Maillet, der Genosse seiner Ausschweifungen, gebürtig aus Courbès bei Anduze, waren verliebt in zwei Schwestern, die Töchter des Herrn Cornelli, eines Edelmanns aus Lassalle. Diese beiden Fräulein gingen Anfang August, unter dem Vorwand, die Bäder von Yeuset zu gebrauchen, nach Castelnau, das ganz in der Nähe davon ist. Roland und Maillet, die sehr verliebt waren, besuchten sie manchmal des Nachts, aber sie blieben stets nur so kurze Zeit, daß Malorte nicht Zeit genug hatte, sie überrumpeln zu lassen. Am 13. des Monats August ließ Roland seine Truppe etwa eine halbe Meile von Lassalle. Er entfernte sich mit Maillet. Sie kamen bei Einbruch der Nacht nach Castelnau und gingen geradewegs zum Schloß.

Malorte, der ein Unwohlsein vorgeschützt hatte, verließ die Truppe und ritt in voller Karriere nach Uzès, das etwa zwei Meilen entfernt ist. Man sandte sofort Monsieur Coste de l'Abadie ab, der das 2. Bataillon von Charolais befehligte, mit allen Offizieren und Dragonern, die sich in Uzès befanden.

Roland, Maillet und einige Männer, die sie mit sich hatten, können zwar in ein Tal entkommen, werden jedoch von den Soldaten des Königs eingeholt:

Roland feuerte einen Schuß ab, wonach er, da er sich umringt und keine Fluchtmöglichkeit sah, sich einem Hauptmann von Charolais ergab. In diesem Augenblick tötete ihn ein Dragoner durch einen Karabinerschuß. Die anderen wurden gefangen und nach Nîmes geführt, wohin man auch die Leiche

Rolands brachte. Am 13. des Monats August [*am gleichen Tage?*] verurteilte Herr von Basville mit dem Präsidenten von Nîmes zum Tode durch das Rad: Grimaud, Coutereau, Guérin, Raspal und Maillet. Dieser letztere war ein Gerber und sechsundzwanzig Jahre alt. Er war von gutem Aussehen und zeigte sich sehr gefaßt. Bei seinem Tode ließ er weder Furcht noch Schwäche sehen. Die Leiche Rolands wurde auf einem Bretterrost durch die Straßen geschleift. Sodann wurde sie verbrannt und die Asche in den Wind gestreut.

Im übrigen stellt La Baume (nach den letzten Hinrichtungen, die 1705 stattfanden) fest:

Alle diese Bösewichter starben mit einer erstaunlichen Unerschrockenheit.

Vor ihrer Verurteilung schienen sie sich über die ihnen drohenden Qualen lustig zu machen, und sie ertrugen sie mit einer Festigkeit, die bewundert zu werden verdiente, wenn die Sache, für die sie sie erlitten, nicht alle Welt mit Abscheu erfüllt hätte. Gebe der Himmel, daß niemals wieder ein Land der Christenheit der Schauplatz einer solchen Tragödie werde.

Die tolle Herzogin von Burgund

Die kleine Adelaïde von Savoyen, deren Hochzeit mit dem Herzog von Burgund wir erlebten, nimmt bald den ersten Platz am Hofe ein. Sie wird vom König angebetet und versteht sich gut mit Madame de Maintenon – besser als ihr Gatte, wie Benjamin Priolo feststellt, der Botschafter Venedigs, der uns (ziemlich übelwollene) Bilder der königlichen Familie in seiner »Relation de la Cour de France« hinterlassen hat:

Die kleine Herzogin von Burgund ist spitzfindig und bösartig. Sie haßt bis auf den Tod und ohne Grund die Herzogin von Lude, ihre Ehrendame, äfft sie nach und macht sich über sie lustig, zeigt jedoch Madame de Maintenon, die sie im vertrauten Kreise »meine gute Mama« nennt, ein serviles Entgegenkommen. Der Herzog und die Herzogin von Burgund zeigen sich sehr gleichgültig gegeneinander.

Dieser Prinz befand sich kurze Zeit nach seiner Heirat eines Tages in dem Zimmer der Madame de Maintenon. Er trug eine kalte, verträumte und sogar abwesende Miene zur Schau, weshalb sie ihm einen sanften Vorwurf machte und hinzufügte, er scheine sie nicht zu kennen. »Aber gewiß, Madame«, antwortete er ihr in einer schroffen und strengen Weise, »ich kenne Sie sehr gut und weiß außerdem, daß sich der Herzog von Burgund in Ihrem Zimmer befindet.« Diese brüske Abfertigung machte nun sie stumm und schweigsam, und der Herzog von Beauvilliers, der sich ihr näherte, sagte ganz leise zu ihr: »Die Zeit wird uns lehren, Madame, mit welchem Manne wir es zu tun haben werden.«

Man kann darauf gefaßt sein, daß, wenn der König stürbe, am Hofe eine große Veränderung vor sich gehen und daß

Madame de Maintenon mit geringer Zufriedenheit daraus hervorgehen wird, nicht daß sie jemandem Böses zufügte oder ihre Macht mißbrauchte, sondern weil sie der ganzen königlichen Familie verhaßt und zur Last ist und weil man ihrem Ehrgeiz die Leichtigkeit der Bedingungen des Friedens von Rijswijk zuschreibt, der ganz Frankreich so unzufrieden läßt.

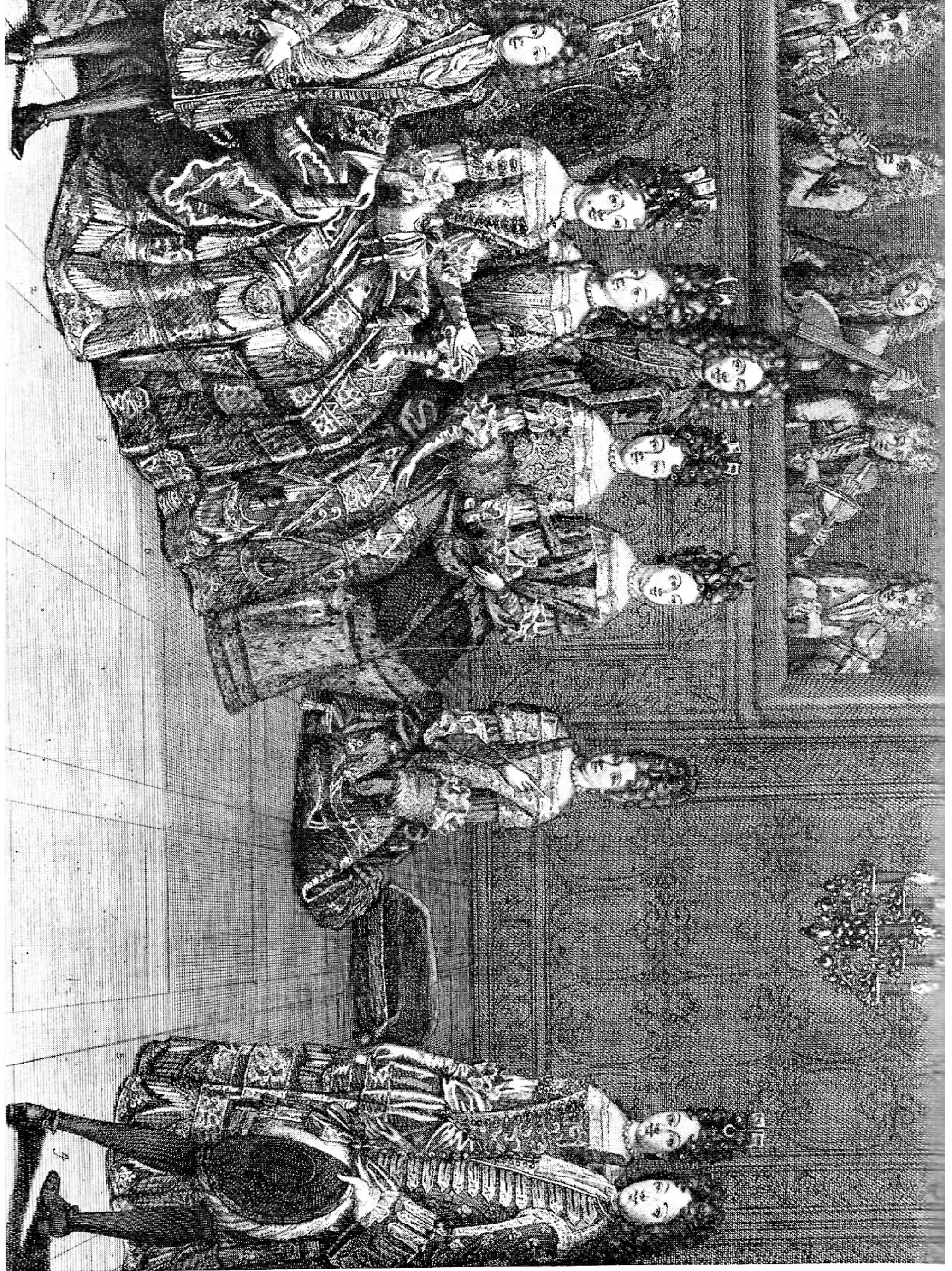
Liselotte von der Pfalz hingegen versichert, daß der Herzog von Burgund ein ausgezeichneter Ehemann ist, aber daß er sich weniger als der Hof über die Scherze der Herzogin amüsiert, die nicht immer von bestem Geschmack sind:

Der Herr Herzog von Burgund ist so fromm, daß er keine anderen Frauen ansehen kann als nur die seine. Diese, um ihn ein wenig zu necken, sagte eines Abends zu Madame de La Vrillière, sie solle sich in sein Bett legen, dann tat sie so, als ob sie schläfrig sei. Der Herzog, erfreut darüber, daß seine Frau einmal früh zu Bett gehen wollte und noch vor ihm, ging sich rasch auszukleiden, um desgleichen zu tun. Er tritt in das Zimmer ein und fragt: »Wo ist Madame?« – »Hier bin ich«, antwortet ihm eine erstickte Stimme unter den Decken. Der Prinz geht sofort zu dem Bett hin, zieht seinen Schlafrock aus und läßt sich neben die Schläferin gleiten. Daraufhin sieht er die völlig angekleidete Herzogin hereinkommen. »Was ist denn das«, ruft diese in verärgertem Tone aus, »Sie, der Sie den Frommen spielen, finde ich hier zwischen zwei Bettüchern mit einer der hübschesten Frauen des Landes.« – »Was soll das heißen?« erwiderte der Prinz. »Sehen Sie doch, Monsieur, wer da bei Ihnen liegt.«

Sie [*La Vrillière*] hatte nicht die Zeit, sich anzuziehen noch ihre Pantoffeln zu ergreifen, denn er wollte sie ernstlich mit seinen eigenen Pantoffeln verprügeln. Sie mußte barfüßig die Flucht ergreifen, er konnte sie zwar nicht einholen, rief ihr aber alle erdenklichen Schimpfworte nach. »Gemeine Schamlose« war das am wenigsten Starke, was er ihr sagte. Man wollte ihn zur Vernunft bringen, aber vor Lachen konnte niemand sprechen.



König Ludwig XIV. im Jahre 1701



Kleines Konzert in den königlichen Appartements in Versailles (1696). Links der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XIV.; Liselotte, Herzogin von Orléans; die Herzogin von Chartres, ihre Schwiegertochter; rechts der Herzog von Chartres, Neffe des Königs, mit Mademoiselle, seiner Schwester

Später wird Liselotte über die Herzogin von Burgund, die nun Dauphine ist, folgendes schreiben:

In Marly lief sie des Nachts mit allen jungen Leuten im Garten herum bis um drei oder vier Uhr morgens. Der König hat nicht ein Wort von diesen nächtlichen Ausflügen erfahren. Die Maintenon hatte der Herzogin von Lude verboten, auch nur ein Wort darüber zu der Herzogin von Burgund zu sagen, um sie nicht zu verstimmen, denn wenn die Herzogin traurig würde, würde sie den König nicht mehr unterhalten können. Sie hatte gedroht, niemals dem zu vergeben, der vermessen genug wäre, die Dauphine beim König zu verklagen. Darum hat niemand den Mut, dem König auch nur ein einziges Wort in dieser Sache zu sagen, und er hat nichts davon erfahren, obwohl der Hof und alle Fremden davon wissen.

Die Dauphine ließ sich von Lakaien, die sie an den Füßen zogen, über den Boden schleifen. Diese sagten unter sich: »Gehen wir bald, uns einen Spaß bei der Herzogin von Burgund zu machen«, denn das war sie noch zu dieser Zeit.

Man kann kaum glauben, daß der König dies alles nicht gewußt haben soll, denn nach Saint-Simon wurden die Hofleute ständig durch die Schweizer des Königs überwacht:

Sie wurden weniger als Soldaten denn als Bedienstete behandelt und trugen die Livree des Königs. Sie hatten den Auftrag, des Abends und während der Nacht und des Morgens auf allen Treppen herumzustreichen und bei schönem Wetter in den Höfen und Gärten zu patrouillieren, sich zu verbergen, sich auf die Lauer zu legen, die Leute zu beobachten, ihnen zu folgen, sie ein- und ausgehen zu sehen von den Orten, wohin sie gingen, zu wissen, wer dort war, alles zu hören, was sie hören konnten, nicht zu vergessen, wie lange Zeit die Personen dort blieben, wo sie hineingegangen waren, und den Bericht über ihre Entdeckungen Bontemps, dem Kammerdiener des Königs, und Bloin, dem Schloßgouverneur von Versailles, abzugeben. Diese Beobachtungen, an denen sich

andere Subalterne und Diener ebenfalls beteiligten, wurden fleißig gemacht in Versailles, Trianon, Marly und überall, wo der Hof war.

Saint-Simon berichtet ebenfalls über eine merkwürdige Gewohnheit der Herzogin von Burgund:

Eines Abends, als in Versailles Komödie stattfand, sah die Prinzessin, nachdem sie verschiedene Sprachen zum besten gegeben hatte, Nanon eintreten, die frühere Kammerfrau der Madame de Maintenon, und stellte sich sogleich, in großer Toilette und geschmückt wie sie war, mit dem Rücken zum Kamin hin, gestützt auf den kleinen Wandschirm zwischen den beiden Tischen. Nanon, die eine Hand in ihrer Tasche hatte, ging hinter sie und schien sich auf die Knie niederzulassen. Der König, der am nächsten war, bemerkte dies und fragte, was sie machten. Die Prinzessin fing an zu lachen und antwortete, daß sie das tue, was sie an den Tagen, wenn Komödie sei, öfters tue. Der König war damit nicht zufrieden. »Wollen Sie es wissen«, fragte sie, »da Sie es ja noch nicht bemerkt haben? Ich nehme ein Klistier.« – »Wie«, rief der König, der vor Lachen fast umkam, »hier nehmen Sie ein Klistier?« – »Ja, wirklich«, sagte sie. »Und wie machen Sie das?« Und nun fingen alle vier aus vollem Halse zu lachen an. Nanon brachte die vorbereitete Spritze unter ihren Röcken herbei, schürzte diejenigen der Prinzessin, die sie hielt, wie um sich zu wärmen, ein wenig auf und brachte ihr das Klistier bei. Man merkte nichts. Sie hatten nicht darauf geachtet oder geglaubt, daß Nanon etwas an ihrer Kleidung in Ordnung bringe. Die Überraschung war vollkommen, und alle beide [*der König und Madame de Maintenon*] fanden dies sehr spaßhaft. Das Seltsame ist, daß sie zur Komödie ging mit diesem Einlauf, ohne gedrängt zu sein, ihn wieder von sich zu geben; manchmal gab sie ihn erst nach dem Souper des Königs und der folgenden Unterhaltung von sich; sie sagte, daß sie das erfrische und verhindere, daß die stickige Luft des Komödienhauses ihr Kopfschmerzen bereite.

Die Herzogin von Burgund hat aber auch weniger harmlose Vergnügungen, und man munkelt, daß sie ihrem Gatten untreu ist. Madame de Caylus nimmt an, daß es sich nur um Gerüchte handelt:

Die Herzogin war jung, sie war eine Frau und natürlicherweise kokett, was alles genügt, um verständlich zu machen, daß es täglich in ihrem Benehmen irgendwelche Kleinigkeiten gab, die sie hätte verbergen wollen. Das bedeutet nicht, daß sie unaufrichtig war. Ich brauche zu ihrer Rechtfertigung nicht einmal zu sagen, daß sie sich zu vielen dieser kleinen Fehler hat von anderen verleiten lassen und daß der größte Fehler, den ich an ihr kannte, der war, daß sie zu nachgiebig war und den jungen Leuten, mit denen sie umging, zuviel Macht einräumte, was sie in einige Ungelegenheiten gebracht hat, die ihrem Rufe Schaden zufügen konnten.

Man hat von zwei Männern gesprochen, von denen behauptet wurde, daß sie eine Neigung für sie hatte; der erste war ein Narr, und er war ein Kind, als er nach Spanien ging, wo er sich ebenso in die Königin von Spanien, die Schwester der Herzogin von Burgund, verliebte. (Man merkt wohl, daß ich von Monsieur de Maulevrier spreche, und die Weise, auf die er sich umgebracht hat, rechtfertigt zur Genüge das, was ich über ihn gesagt habe: er hat sich aus dem Fenster gestürzt.)

Madame de Maulevrier, die Tochter des Marschalls von Tessé, die bis zum Tode ihres Gatten mit der Prinzessin in einem freundschaftlichen Verhältnis stand, hat sich mit dieser Prinzessin überworfen, weil sie ihr nicht, wie gesagt wird, ihre Briefe herausgeben wollte, in Wahrheit aber, wie ich glaube, weil sie dieses unbegründete Gerücht verbreitet hat.

Nangis ist der andere, für den Madame la Dauphine eine Neigung hatte. Von diesem werde ich nicht sprechen, wie ich von dem anderen gesprochen habe, und ich gestehe, daß ich es glaube, wie die anderen auch. Das einzige, woran ich zweifle, ist, daß diese Sache so weit gegangen ist, wie man glaubt, und ich bin überzeugt, daß dieses Verhältnis in Blicken und allerhöchstens ein paar Briefen bestanden hat. Ich bin aus

zwei Gründen davon überzeugt: der eine ist, daß die Dauphine zu sehr überwacht war, und der andere, daß Nangis viel zu sehr in eine andere Frau verliebt war, die ihn genau beobachtete und die mir selbst gesagt hat, daß in der Zeit, wo man vermutete, daß er bei der Dauphine sein könne, sie des Gegenteils ganz sicher war, da er bei ihr war.

Diese Frau war Madame de La Vrillière, und Liselotte von der Pfalz ist weniger leichtgläubig als Madame de Caylus:

Sie [*die Dauphine*] schwatzte mit allen jungen Leuten, wenn sie aber einen wirklich geliebt hat, so war es nur Nangis. Sie hatte ihm empfohlen, sich zu stellen, als ob er in Madame de La Vrillière verliebt sei, welche keine so schöne Taille noch so gute Manieren hatte wie Madame la Dauphine, die aber ein weit hübscheres Gesicht hatte und von unerhörter Koketterie war. Man glaubt, daß aus diesem Spiel etwas Ernstes herausgekommen ist. Der gute Dauphin war wie die Ehemänner aller galanten Frauen, die immer die letzten sind, derartige Dinge zu bemerken. Der Herzog von Burgund hat sich niemals vorgestellt, daß seine Frau an Nangis dachte, was aber offensichtlich war und jeder bemerken konnte. Er liebte Nangis aufrichtig und glaubte, daß seine Frau nur ihm zu Gefallen mit Nangis spräche; er war fest davon überzeugt, daß sein Günstling eine Liebschaft mit Madame de La Vrillière habe.

Der kleine Herzog der Bretagne, Sohn der Herzogin von Burgund, stirbt im Alter von zehn Monaten, aber im gleichen Jahre wird sein kleiner Bruder geboren, der nun seinerseits den Titel eines Herzogs der Bretagne trägt. Und im Jahre 1706 ist die Herzogin von neuem guter Hoffnung. Saint-Simon erzählt dazu folgendes:

Die Herzogin von Burgund war schwanger; sie hatte ziemlich darunter zu leiden. Der König wollte gegen seine Gewohnheit bereits zu Beginn der schönen Jahreszeit nach Fontainebleau gehen und hatte dies bekanntgegeben. Bis dahin

wollte er seine Reisen nach Marly machen. Seine Enkelin unterhielt ihn stets, er mochte sie nicht missen, jedoch so viel Bewegung vertrug sich schlecht mit ihrem Zustand. Madame de Maintenon war beunruhigt darüber, Fagon ließ schüchtern seine Ansicht hören. Das war dem König lästig, der gewöhnt war, sich bei nichts Zwang anzutun, und verwöhnt, weil er seine Geliebten, ob sie nun schwanger oder gerade aus dem Wochenbett aufgestanden waren, stets hatte reisen sehen, und dies immer in hoffähiger Aufmachung. Die Vorstellungen wegen Marly ärgerten ihn, ohne daß sie ihn von seinen Plänen abbringen konnten. Er schob einzig die Reise des auf Quasimodo folgenden Tages zweimal auf und begab sich erst am Mittwoch der folgenden Woche nach Marly, ungeachtet alles dessen, was man sagen oder tun mochte, um ihn daran zu hindern oder zu erreichen, daß die Prinzessin in Versailles bliebe.

Am folgenden Samstag, als der König sich nach seiner Messe erging und an dem Karpfenbassin zwischen dem Hof und der Perspektive verweilte, sahen wir die Herzogin von Lude zu Fuß und allein herankommen, und es war keine Dame bei dem König, was morgens selten vorkam. Er verstand, daß sie ihm etwas Dringendes mitzuteilen habe, und ging ihr entgegen; als er in geringer Entfernung von ihr war, blieben wir stehen und ließen ihn allein zu ihr gehen.

Die Unterredung dauerte nicht lange. Sie kehrte um, und der König kam zu uns zurück bis beinahe zu dem Karpfenbassin und sagte kein Wort. Jeder sah wohl, um was es sich handelte, und niemand beeilte sich zu sprechen. Schließlich, als der König ganz nahe an dem Bassin war und betrachtet hatte, was es darin Beachtenswertes gab, sagte er, ohne sich an jemand Bestimmten zu wenden, mit verdrießlicher Miene nur die Worte: »Die Herzogin von Burgund ist krank geworden.« Daraufhin brach Monsieur de La Rochefoucauld in Ausrufe des Bedauerns aus, Herr von Bouillon, der Herzog von Tresmes und der Marschall de Boufflers desgleichen in gedämpfterem Tone, worauf Monsieur de La Rochefoucauld noch lauter jammerte und sagte, daß es das größte Unglück sei und daß,

da sie schon einige Male krank geworden sei, sie vielleicht keine Kinder mehr haben würde.

»Und wenn dem so wäre«, unterbrach ihn der König, der bisher kein Wort gesagt hatte, nun voller Zorn, »was soll mir das ausmachen? Hat sie denn nicht schon einen Sohn? Und sollte dieser sterben, ist dann nicht der Herzog von Berry alt genug, um sich zu verheiraten und Kinder zu haben? Und was liegt mir daran, wer mir von den einen oder den anderen nachfolgt? Sind sie nicht alle gleicherweise meine Enkel?« Und darauf, voller Ungestüm: »Gott sei Dank, sie ist krank geworden, weil das so sein mußte, und ich werde dann nicht mehr in meinen Reisen und allem, was zu tun ich Lust habe, gehindert durch die Vorhaltungen der Ärzte und die Einwendungen der Matronen. Ich werde kommen und gehen nach meiner Laune, und man wird mich in Ruhe lassen.«

Eine Stille, daß man eine Ameise hätte laufen hören können, folgte diesem Ausbruch. Alle schlugen die Augen nieder, kaum wagte jemand zu atmen. Jeder war bestürzt. Sogar die Gartenarbeiter verhielten sich regungslos. Dieses Schweigen dauerte über eine Viertelstunde.

Der König, an das Geländer gelehnt, brach es und sprach von einem Karpfen. Niemand antwortete. Danach richtete er das Wort an die Verwalter und sprach mit ihnen von den Karpfen. Alle waren niedergedrückt, und der König ging kurz danach hinweg. Sobald wir, außer seiner Sicht, uns anzublicken wagten, sagten unsere Augen, die sich trafen, alles. In diesem Augenblick war jeder der Vertraute des anderen. Man verwunderte und betrübte sich, man zuckte die Achseln. Ich meinerseits beobachtete mit Augen und Ohren alle diese Leute und stellte mit Genugtuung fest, schon lange vorher den König so beurteilt zu haben, daß er niemand liebte und schätzte außer sich selbst und sich selbst Ziel und Ende war. Diese seltsamen Aussprüche fanden weit über Marly hinaus ihren Widerhall.

Manchmal kümmert sich die Herzogin von Burgund um die Politik. Madame de Caylus behauptet, daß sie den Marschall

de La Feuillade zu überreden wußte, Turin bei dem Feldzug in Italien im Jahre 1706 zu verschonen:

Indem sie ihre Liebenswürdigkeit durch das schmeichelndste Benehmen verdoppelte, sagte sie halblaut zu ihm: »Bringen Sie meinen Vater nicht zum Äußersten.« Diese wenigen Worte, in herzbewegender Weise ausgesprochen, erzielten die volle Wirkung dessen, was sie wünschte. Monsieur de La Feuillade reiste ab, begann die Belagerung von Turin, griff in romantischer Weise die Zitadelle an und nahm sie nicht ein, sondern wurde im Gegenteil gezwungen, die Belagerung aufzugeben. Er hatte die Vorsicht besessen, vor seiner Abreise zu seinem Schwiegervater, Herrn von Chamillart, davon zu sprechen, wie sehr es der Herzogin von Burgund unangenehm wäre, wenn Turin genommen würde.

Aber der große Widersacher der Herzogin von Burgund ist der Marschall von Vendôme, denn sie hat entschlossen die Partei ihres Mannes ergriffen, den er befehdet. Im Juli 1708 haben die Franzosen unter dem Befehl des Enkels Ludwigs XIV. eine neue Niederlage bei Oudenaarde erlitten. Das Gerücht geht um, daß diese Niederlage verursacht wurde durch das Zaudern des Herzogs und die Streitigkeiten, die ihn in Gegensatz zu Vendôme bringen. Die Freunde dieses letzteren führen eine Kampagne gegen den Herzog, wie Saint-Simon berichtet:

Diese Kabale wurde nach und nach in bestimmten Abständen entfesselt. Seine [*Vendômes*] Sendboten schmückten die Nachrichten von der Front bei den Zeitungsleuten aus, in den Cafés, an den öffentlichen Orten, in den Spielsälen und in den Privathäusern. Sogar die Hallen waren davon erfüllt. Moritaten, Knittelverse und grausame Spottgedichte[1] auf den

1 Wie dieses:

Wer hätte geglaubt, daß der Burgunder so rasch zurückkäme.
Zitternd beim bloßen Kanonendonner, hat er die Hosen voll.

Oder dieses:

Der Großvater ist ein Prahlhans, der Sohn ein Schwachkopf,
der Enkel ist ein Feigling, oh, welch feine Familie.

Erben der Krone, die auf seiner Niederlage Vendôme zum Helden erhoben, kursierten in Paris und im ganzen Königreich mit einer Ungeniertheit und einer Schnelligkeit, der man sich in keiner Weise Einhalt zu gebieten bemühte, während beim Hofe und in der guten Gesellschaft die Freigeister und Schöngeister Beifall klatschten und die politischen Nutznießer, die das Terrain besser kannten, sich ihnen beigesellten und die Menge so nach sich zogen, daß innerhalb von sechs Tagen es eine Schande bedeutete, von dem Sohn des Hauses in seinem väterlichen Hause mit Mäßigung zu reden.

Die Rückschläge hören nicht auf. Der Feind belagert Lille, das am 26. Oktober kapituliert. Dieses Mal wird Vendôme von der öffentlichen Meinung angeklagt, aber auch und immer noch der Herzog von Burgund, der die Armee verläßt und nach Versailles zurückkommt. Lesen wir, wie er – immer nach Saint-Simon – vom König empfangen wird:

Der König arbeitete mit Monsieur de Pontchartrain bei Madame de Maintenon. Madame de Maintenon saß nachdenklich in ihrer rotdamastenen Nische, der König in seinem Sessel, einer Erregung ausgeliefert, die Schatten über sein Gesicht ziehen ließ, das sonst so beherrscht ist; der Minister ernst und schweigsam auf einem Klappsessel, und die Herzogin von Burgund, mit hochrotem Gesicht, erregt, zitternd, von einer Tür zur anderen im Zimmer umherflatternd. Mit einem Male öffnen sich die Türen, der Prinz tritt ein. Er geht auf den König zu, bei dem die väterliche Zärtlichkeit die Oberhand gewinnt; er geht zwei Schritte vor und öffnet seine Arme dem Enkel, den er an sein Herz drückt, dann, ihm die bestürzte Herzogin zeigend, fügt er lächelnd hinzu: »Sagen Sie nichts zu ihr?« Der Herzog von Burgund wandte sich seiner Frau zu, sah sie liebevoll an, wagte aber nicht, zu ihr hinzugehen. Er begrüßte darauf Madame de Maintenon, dann unterhielt man sich eine Viertelstunde lang. Schließlich machte der König der Szene ein Ende, indem er sagte, daß es nicht recht sei, länger das Vergnügen hinauszuzögern, das der

Herzog haben würde, bei der Herzogin zu sein, und er schickte sie beide hinaus, indem er sagte, daß sie noch Muße genug haben würden, einander zu sehen.

Dem Herzog von Vendôme gegenüber nimmt die Herzogin von Burgund eine Haltung vollkommener Verachtung ein. Als er, begleitet von dem Herzog von Maine, der sich ebenfalls in uneingestandener Opposition zu der Familie von Burgund befindet, kommt, um sich von ihr zu verabschieden, wirft sie ihnen nur einen Blick zu:

Und nach diesem ersten unumgänglichen Blick hielt sie, die bei ihrer Toilette war und dabei sonst, wie überall, stets um sich blickte und plauderte, ohne viel auf ihre Aufmachung und ihren Spiegel zu achten, nun ihre Augen darauf gerichtet und sprach kein Wort zu irgend jemand. Durch diese Kälte fühlten sich der Herr von Maine und der Herr von Vendôme um so betretener, als niemand von den Anwesenden sich ihnen näherte. Sie blieben etwa eine gute Viertelstunde so abgesondert in dem allgemeinen Schweigen der im Zimmer Anwesenden, die die Augen auf sie gerichtet hielten. Sie konnten dies nicht länger ertragen und zogen sich ohne Aufhebens zurück.

Schließlich jedoch ist es die Herzogin, die über Vendôme triumphiert und nach dem unheilvollen flandrischen Feldzug seine Verabschiedung durchsetzt:

Man sah diese ungeheure Säule zu Boden stürzen beim Hauche einer klugen und mutigen Prinzessin, die dafür den verdienten Beifall erntete. Alle, die ihr zugetan waren, waren entzückt zu sehen, wessen sie fähig war, und alle, die sich ihr und ihrem Gemahl entgegenstellten, erzitterten. Diese ganze ungeheure Kabale, die so hoch hinaufreichte, so einflußreich und so eng verschworen war, um sie [*das Herzogspaar*] zu Fall zu bringen und nach dem König an ihrer Stelle unter Monseigneur zu herrschen, auf die Gefahr hin, sich später gegenseitig aufzufressen, je nachdem, wem die Zügel des Kö-

nigreiches verbleiben sollten, diese männlichen und weiblichen Rädelsführer, die so unternehmend, so vermessen waren und sich durch ihre Erfolge so große Dinge versprochen hatten, deren hochfahrendes Gerede ihnen alles untertan gemacht hatte, verfielen in eine tiefe Niedergeschlagenheit und tödlichen Schrecken. Es war ein Vergnügen, sie voller Berechnung und Kriecherei sich nähern und um diejenigen der gegnerischen Partei herumstreichen zu sehen, von denen sie glaubten, daß sie irgendeine Stellung einnähmen, und die ihre Arroganz sie vorher hatte verachten und hassen lassen, und besonders zu sehen, mit welcher Verlegenheit, welcher Furcht und welchem Schrecken sie begannen, vor der jungen Prinzessin zu kriechen, erbärmlich um den Herzog von Burgund und alle, die ihm nahestanden, herumzuschleichen und sich vor ihnen zu winden.

Die schlechten Zeiten

Vom Frühjahr 1706 an erleidet die französische Armee Niederlage auf Niederlage. Das Elend im Königreich ist furchtbar. Der Aufruhr ist kurz vor dem Ausbrechen. Sébastien Le Prestre, Marquis de Vauban, seit 1703 Marschall von Frankreich, »der ehrlichste Mann und der tugendhafteste seines Jahrhunderts«, ist der Ansicht, daß man die Ungerechtigkeit, unter der das Volk leidet, beenden muß und daß eine Fiskalreform geboten ist. Er wird eine Schrift veröffentlichen, an der er seit acht Jahren arbeitet, den Plan eines königlichen Zehnten, der die Bodensteuern, die indirekten Steuern, die Zölle von einer Provinz zur anderen, den Zehnten des Klerus, die Sondersteuern und alle anderen belastenden und erzwungenen Auflagen abschaffen und den Salzpreis um die Hälfte und mehr senken, und der dem König sichere und ausreichende Einkünfte verschaffen soll, ohne Unkosten und ohne einen seiner Untertanen mehr zu belasten als den anderen, wobei die bessere Bodenkultur die Einkünfte noch erhöhen wird. – Er schlägt ganz einfach vor, von nun an jeden im Verhältnis zu seinem Einkommen zu besteuern, den König, den Dauphin und die Prinzen von Geblüt nicht ausgenommen. Er begründet seinen Plan wie folgt:

Das unstete Leben, das ich seit vierzig und mehr Jahren führe, hat mir Gelegenheit gegeben, den größten Teil der Provinzen des Königreiches zu sehen und mehr als einmal und auf verschiedene Art zu besuchen, manchmal allein mit meinen Dienern, manchmal in Gesellschaft einiger Ingenieure, und ich habe oft Gelegenheit gehabt, mich meinen Überlegun-

gen hinzugeben und den guten oder schlechten Zustand der Länder festzustellen und zu untersuchen sowie den der Bevölkerung, deren Armut oft mein Mitleid erregt und mich veranlaßt hat, nach der Ursache dieser Armut zu forschen. Die großen Landstraßen und die Straßen der Städte und Flekken sind voller Bettler, die Hunger und Entblößung von zu Hause fortgetrieben haben. Durch die Untersuchungen, die ich seit den Jahren, da ich mich darauf verwende, habe machen können, habe ich sehr wohl bemerkt, daß in dieser letzten Zeit beinahe ein Zehntel der Bevölkerung bis zur Bettelhaftigkeit verarmt ist und tatsächlich bettelt; daß von den neun anderen Teilen fünf nicht in der Lage sind, diesem einen Zehntel Almosen zu gewähren; von den vier anderen Teilen, die verbleiben, sind drei nicht sehr gut gestellt und mit Schulden und Prozessen belastet, und zu dem zehnten Teil, in den ich die Militärs und Gerichtsbeamten einrechne, die Geistlichkeit mit den ihnen zugehörenden Laien, den ganzen Hochadel, den mittleren Adel, die Träger militärischer und ziviler Chargen, die gutgestellten Kaufleute, die vermögenden Bürger mit Rentenbesitz, kann man nur hunderttausend Familien rechnen, und ich glaube nicht zu lügen, wenn ich sage, daß es keine zehntausend sind, die man als sehr gut gestellt bezeichnen kann.

Ich fühle mich nach Ehre und Gewissen verpflichtet, Eurer Majestät vorzustellen, daß es mir von jeher geschienen hat, daß man zu wenig Rücksicht auf die kleinen Leute genommen und sie zu wenig beachtet hat; und so stellen sie auch den ärmsten und elendesten Teil des Volkes dar. Indessen ist er es, der durch seine Zahl am bedeutendsten ist sowie durch die wirklichen und wirksamen Dienste, die er Ihnen erweist. Denn er ist es, der alle Lasten trägt, der immer gelitten hat und der noch am meisten leidet; auf ihn aber entfällt auch die ganze Verminderung an Männern [*durch die Kriege*], die das Königreich erfährt. Es ist der niedere Teil des Volkes, der durch seine Arbeit und seinen Handel und durch das, was er dem König zahlt, dessen Reichtum und den des ganzen Königreiches vergrößert.

Der wirkliche Grundstock des Vermögens der Könige ist nichts anderes als dieses Volk, aus dem sie nicht allein alle ihre Einkünfte beziehen, sondern über das sie auch verfügen für alle ihre anderen Angelegenheiten. Mit diesem Grundstock muß man haushälterisch umgehen, um sein Anwachsen auf alle gesetzmäßige Art zu bewirken und ihn in gutem Zustand zu erhalten, ohne ihn je einer Vergeudung anheimzugeben, und dies wird unfehlbar erreicht werden, wenn die Besteuerung dem Vermögen eines jeden angemessen sein wird, die Einkünfte gut verwaltet werden und das Volk nicht mehr der Aussaugung durch die Steuerpächter ausgesetzt wird noch der willkürlichen Bodensteuer, den indirekten Steuern und Zöllen, den Spitzbübereien der Salzsteuerbeamten und noch so vielen anderen Lasten und Gebühren, die Anlaß zu unendlichen Schikanen gegeben haben, welche man unbesehen gegen alle und jede ausgeübt hat und die eine Unzahl Leute ins Armenhaus und auf die Straße geworfen und zum Teil das Königreich entvölkert haben. [. . .]

Dieses Heer von Pächtern und Unterpächtern mit ihren Angestellten aller Art, diese Blutsauger des Staates, deren Zahl genügen würde, um die Galeeren damit anzufüllen, gehen, nachdem sie tausend strafwürdige Gaunereien verübt haben, erhobenen Hauptes durch Paris, geschmückt mit dem, was sie den anderen geraubt haben, mit einem Hochmut, als ob sie den Staat gerettet hätten; vor der Unterdrückung durch diese Harpyen muß der kostbare Grundstock bewahrt werden, ich meine dieses Volk, das seinem König so ergeben ist wie kein anderes unter dem Himmel, in welchem Teile der Welt die anderen auch sein mögen. Und schließlich hat der König ein um so größeres Interesse, sie gut zu behandeln und sie sich zu erhalten, als sein Königtum, sein ganzes Glück und seine Wohlfahrt unfehlbar mit diesem Volk auf eine unzertrennliche Weise verbunden sind, die nur bei seinem Tode aufhören kann.

Das ist es, was ich dem Schlusse meines Memorandums hinzufügen zu müssen geglaubt habe, um nichts zu vergessen, was zur Erläuterung des vorgeschlagenen Systems dienen kann.

Durch das Beispiel Racines gewitzigt, will Vauban seine Schrift heimlich in Rouen drucken lassen. Im November 1706 geht er, sein Buch zu holen, das er in kleinen Packen nach Paris hereinbringt. Es ruft einen Haßausbruch gegen den Marschall hervor, der eine Audienz beim König beantragt hat. Man klagt ihn aller Verbrechen an, und Saint-Simon erzählt:

Es war also kein Wunder, wenn der König, auf diese Art voreingenommen und beschwatzt, den Marschall de Vauban sehr schlecht empfing, als dieser ihm sein Buch, welches ihm gewidmet war, in seiner vollständigen Fassung überreichte. Man kann sich denken, daß die Minister, denen er es ebenfalls überreichte, ihm keinen besseren Empfang bereiteten. Von diesem Augenblick an waren alle seine Leistungen ausgelöscht, seine einzigartigen militärischen Fähigkeiten, seine Tugenden, die Zuneigung des Königs, der geglaubt hatte, sich selbst mit Lorbeeren zu bedecken, wenn er ihn erhöbe – alles versank vor seinen Augen. Er sah in ihm nur noch einen Narren aus Liebe zum Volk und einen Verbrecher, der die Autorität seiner Minister, und damit auch die seine, beschneiden wollte. Er sprach sich ohne jegliche Schonung darüber aus.

Am 14. Februar 1707 wird das Werk »Plan eines Königlichen Zehnten« verboten. Am 14. März wird der Polizeileutenant von Paris durch eine Order des Königlichen Rates beauftragt, den Verfasser, den doch alle Welt kennt, zu ermitteln. Vauban, der an einer Bronchitis leidet, sieht sich von einer Haussuchung und einem Verhaftungsbefehl (lettre de cachet) bedroht. Sein Zustand verschlimmert sich. Unter dem 29. März vermerkt Dangeau:

Gestern abend, als der König dinierte, kam Herr Fagon, um ihm zu sagen, daß der Marschall de Vauban schwerkrank sei und daß er bitte, ihm Herrn Boudin, den Ersten Arzt Monseigneurs, zu schicken. Der König ordnete an, daß er auf der Stelle abzureisen habe, und sprach mit großer Achtung und Freundlichkeit von Herrn Vauban; er lobte ihn sehr in

verschiedener Hinsicht und sagte: »Ich verliere einen Mann, der mir und meinem Staate sehr zugetan war.«

Am 30. März 1707 ist Vauban tot. Saint-Simon sagt weiter:

Der unglückliche Marschall, der in allen französischen Herzen lebte, konnte die Gunst seines Herrn, für den er soviel getan hatte, nicht überleben und starb wenige Monate später, vereinsamt, verzehrt von Schmerz und Betrübnis, die niemand lindern konnte und der gegenüber der König sich fühllos zeigte, so daß er nicht einmal zu bemerken schien, daß er einen so wertvollen und ausgezeichneten Diener verloren hatte. Er wurde darum nicht weniger in ganz Europa und sogar von seinen Feinden gerühmt noch wurde er weniger beklagt in Frankreich von all denen, die keine Finanziers oder deren Helfershelfer waren.

Indessen ist der Bericht Vaubans über den Zustand des Königreichs durchaus richtig. Der König benötigt immer mehr Geldmittel. Die Minister wissen sich nicht mehr zu helfen und greifen zu außerordentlichen Mitteln, um Geld zu beschaffen. Pierre Narbonne, Polizeikommissar zu Versailles, erzählt:

Im Jahre 1708 kam ein Scharlatan nach Paris zu Boudin, dem Ersten Arzt des Königs. Er gab ihm zu verstehen, daß er das Geheimnis des Steines der Weisen habe und Gold und Silber machen könne. Boudin glaubte ihm und sprach dem König davon. Boudin brachte diesen Scharlatan in einem kleinen Hause, das er in Montreuil besaß, unter. Man ließ ihm Öfen bauen, brachte ihm Tiegel und alles, was nötig war, und ließ ihn durch einen Unterbrigadier und zwei Leibgarden bewachen. Er blieb auf diese Weise zwei Monate dort, während deren Chamillart, der damals Finanzkontrolleur war, die anderen Minister und sogar die Prinzen und Herren des Hofes kamen, um ihn arbeiten zu sehen, und sich von seinen Reden betören ließen. Trotz alledem hatte er keinen Erfolg.

Boudin hatte die Beschämung, ihn vorgeschlagen zu haben, der Hof diejenige, zu leichtgläubig gewesen zu sein und einen Scharlatan an den Toren von Versailles und vor den Augen aller Öffentlichkeit arbeiten lassen zu haben. Man hätte zum wenigsten die Ehre des Königs und seiner Minister retten und ihn im Schlosse von Noisy arbeiten lassen sollen, ohne daß jemand davon erfahren hätte, denn infolge der Finanzknappheit und des schlechten Zustandes der Armeen konnten die Feinde glauben, daß das Königreich sich im Zustande äußerster Erschöpfung befinde, da man auf außerordentliche und ungewisse Weise sich Geld zu beschaffen suchte. Der Scharlatan wurde eingesperrt, weil er den Hof an der Nase herumgeführt hatte.

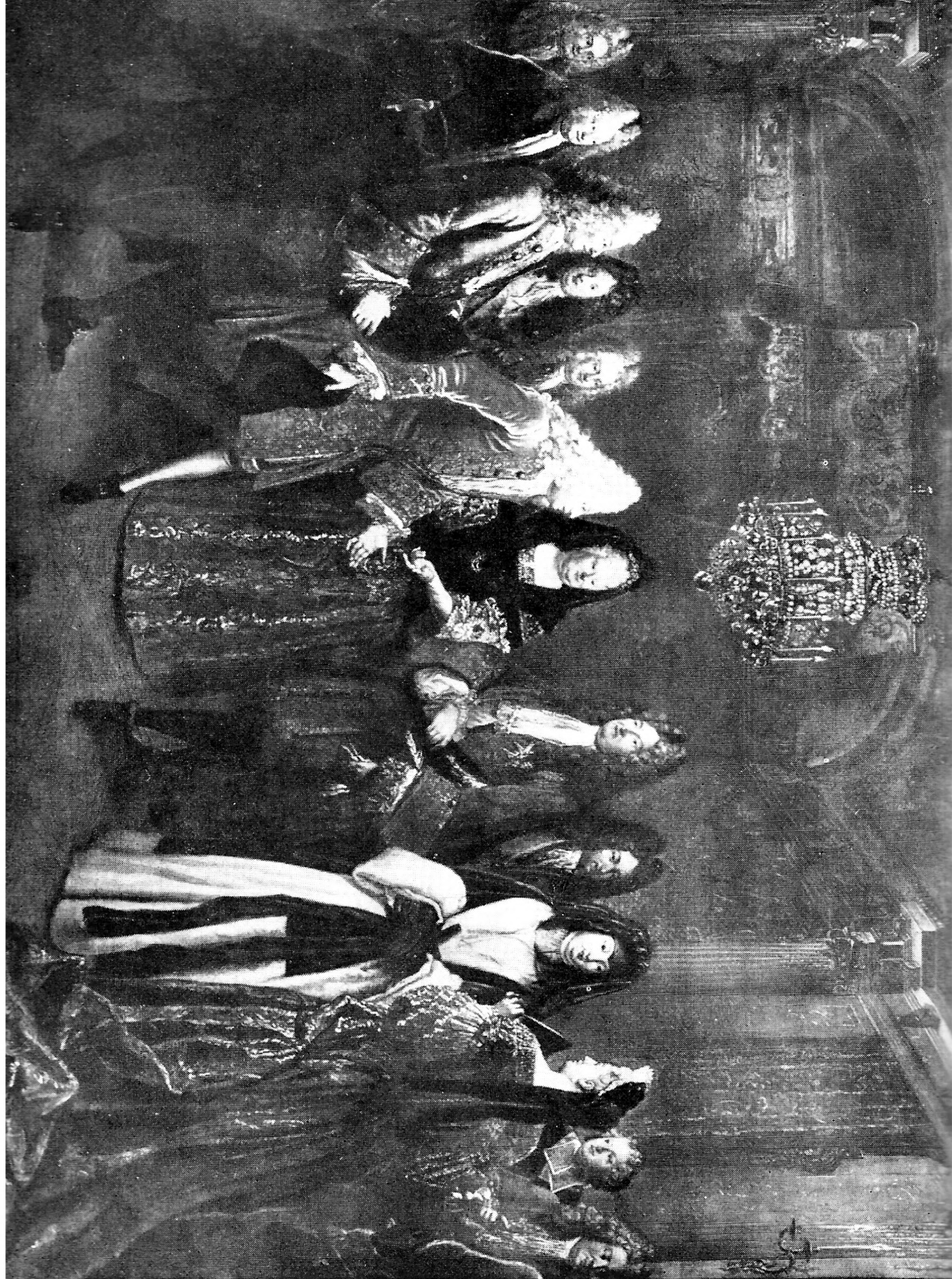
Das einfachste Mittel ist, bei den Finanzleuten zu borgen, und Ludwig XIV. bemüht sich, den reichsten unter ihnen für sich einzunehmen. Nach Saint-Simon:

Gegen fünf Uhr ging der König zu Fuß aus und an allen Pavillons, die nach der Seite des Dorfes Marly zu gelegen waren, vorbei.[1] Bergheyck kam aus demjenigen Chamillarts hervor, um ihm zu folgen. Beim nächsten Pavillon hielt der König inne. Es war der von Desmarets, der sich ihm mit dem berühmten Bankier Samuel Bernard vorstellte, den er gebeten hatte, mit ihm zu dinieren und zu arbeiten. Er war der reichste Bankier Europas und machte die größten und sichersten Geldgeschäfte. Er war sich seiner Macht bewußt und wollte demgemäß behandelt werden, und die Generalkontrolleure, die ihn weit öfter nötig hatten als er sie, behandelten ihn mit größter Zuvorkommenheit und Auszeichnung.

Der König sagte zu Desmarets, daß er sich freue, ihn mit Herrn Bernard zu sehen, dann sagte er plötzlich zu dem letzteren: »Sie haben gewiß Marly noch niemals gesehen, kommen Sie es bei meiner Promenade besichtigen, ich gebe Sie Desmarets nachher zurück.« Bernard folgte, und während der gan-

1 Marly hatte 12 Pavillons für die Minister und Hofleute, die um den königlichen Pavillon herum gruppiert waren.

Rechts: Jean Racine (1639–1699), französischer Tragödiendichter, seit 1677 königlicher Historiograph und Kammerherr. – Links: Jean Baptiste Poquelin, gen. Molière (1622–1673), französischer Komödiendichter und Schauspieler, seit 1661 mit seiner Truppe am Hof Ludwigs XIV.



Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans, stellt dem König am 27. September 1714 in Fontainebleau Friedrich August II. von Sachsen vor. Zur Linken des Königs Marie-Louise von Orléans, Witwe des soeben verstorbenen Herzogs von Berry, in Trauer.

zen Promenade sprach der König nur zu Bergheyck und ihm und führte ihn wie die anderen überall herum und zeigte ihnen alles, mit jener Liebenswürdigkeit, die er so wohl anzuwenden wußte, wenn er die Absicht hatte, jemand zu Gefallen zu sein. Ich bewunderte, und war damit nicht der einzige, diese Art von Prostitution des Königs, der sonst so mit seinen Worten geizte, einem Manne wie Bernard gegenüber. Es dauerte nicht lange, bis ich den Grund erfuhr, und ich wunderte mich dann, zu welchen Notwendigkeiten manchmal die größten Könige sich gezwungen sehen:

Desmarets wußte nicht mehr aus noch ein. Es mangelte an allem, und alles war aufgebraucht. Er war in Paris gewesen und hatte an alle Türen geklopft. Man hatte so oft und so rundheraus sich allen Arten von Verpflichtungen und den auf das bestimmteste gegebenen Zusicherungen entzogen, daß er überall nur Ausflüchte und verschlossene Türen fand. Bernard wollte ebensowenig wie die anderen etwas vorschießen. Man schuldete ihm schon viel. Vergebens stellte ihm Desmarets das Übermaß der dringendsten Bedürfnisse vor und die ungeheuren Gewinne, die er mit dem König gemacht hatte. Bernard blieb unerschütterlich. Da waren nun der König und der Minister in arger Verlegenheit. Desmarets sagte zu dem König, daß, nachdem er alles genau abgewogen habe, nur Bernard ihn herausreißen könne, da es unzweifelhaft sei, daß er die größten Geldmittel überall habe; daß es sich nur darum handeln könne, seinen Willen und die fast unverschämte Halsstarrigkeit, die er an den Tag gelegt habe, zu besiegen; daß er ein Mann sei, der in äußeres Ansehen vernarrt und fähig wäre, seine Börse zu öffnen, wenn der König ihm schmeicheln wolle. In der drängenden Notwendigkeit der Staatsfinanzen willigte der König darin ein, und um diese Rettung mit weniger Unschicklichkeit und ohne Gefahr einer Weigerung zu unternehmen, schlug Desmarets den Ausweg vor, den ich eben erzählt habe.

Bernard ließ sich übertölpeln; er kam von dem Spaziergang mit dem König so bezaubert zu Desmarets zurück, daß er ihm ohne weiteres sagte, er wolle lieber seinen Ruin riskie-

ren, als einen Fürsten in der Verlegenheit lassen, der ihn so beglückt habe und dessen Lob er voller Enthusiasmus zu singen begann. Desmarets nutzte dies auf der Stelle aus und zog noch mehr aus ihm heraus, als er sich vorgenommen hatte.

Am Hofe herrscht Trauer. Am 22. Februar 1709 stirbt der Prinz von Conti, der mehrere Monate krank gewesen war (als ihm der König gerade zum ersten Mal ein Kommando in Flandern anvertraut hatte), von allen betrauert, wie Saint-Simon berichtet:

Am Hofe und in der Stadt erkundigte man sich stets nach seinem Befinden, die Passanten auf der Straße fragten einander danach. Man hielt jeden an den Türen und an den Läden an und fragte nach Neuigkeiten.

Und der Marquis de Sourches:

Man kann sich nicht vorstellen, wie sehr die Öffentlichkeit an der Erhaltung des Prinzen interessiert war. Sein Haus wurde während seiner ganzen Krankheit nicht leer von Leuten aller Stände, und als die Prinzessin seine Gemahlin gegen Ende seines Lebens nach Sainte-Geneviève schickte, um Messen für ihn lesen zu lassen, antwortete der Küster, es sei unnötig, ihm Geld dafür zu geben, weil seine Gemeinde in zwei Wochen nicht alle Messen lesen könne, zu denen sie verpflichtet sei für das, was er von einer großen Anzahl Privatpersonen in derselben Absicht erhalten habe.

Dieser Winter ist schrecklich. Lieselotte von der Pfalz schreibt am 2. März:

Mein Leben habe ich keine so traurige Zeit gesehen als jetzt. Die Leute aus dem Volke sterben wie Mücken vor Kälte und Armut. [. . .] Die Mühlen sind stillgelegt, und viele Leute sind Hungers gestorben deswegen. Gestern erzählte man mir eine erbärmliche Geschichte von einer armen Frau, die ein Brot in

einem Bäckerladen stahl. Der Bäcker lief dem Weib nach, sie fiang an zu weinen und sagt: »Wenn man mein Elend wüßte, man nähme mir das Brot nicht. Ich habe drei kleine Kinder, ganz nackt, ohne Feuer noch Brot.« [...]

Der Kommissar, vor den man sie geführt hatte, sagte: »Seht zu, was ihr sagt, denn ich gehe mit euch in euer Haus«, und ging auch mit. Wie er in die Kammer trat, sah er drei kleine nackte Kinder, in Lumpen gewickelt, in einer Ecke sitzen; die zitterten vor Kälte, als ob sie Fieber hätten. Er fragte das älteste: »Wo ist euer Vater?« – »Hinter der Tür«, sagte das Kind. Der Kommissar wollte sehen, was der Vater hinter der Türe täte; der war verzweifelt und hatte sich erhängt hinter der Tür. Der Kommissar erschrak, daß er schier erstarrte. Dergleichen Sachen hört man täglich.

Und Mademoiselle d'Aumale schreibt:

Dieses Jahr 1709 war für das Königreich Frankreich ein denkwürdiges Jahr. Niemals hatte man sich in einer so traurigen und schlimmen Lage befunden. [...] Das Volk litt und wollte die Leiden nicht mehr mit Geduld ertragen. Es machte Madame de Maintenon, trotz ihrer außerordentlichen Freigebigkeit, zum Teil für seine Leiden verantwortlich.

Man sagte von ihr, daß, da sie den Verlust des Königs als das größte Unglück ansehe, das nicht allein dem Staat, sondern besonders ihr persönlich zustoßen könne, sie fürchte, die Gesundheit Seiner Majestät durch die Erzählung der schlechten Nachrichten, die ständig eintrafen, zu untergraben, so daß sie im Einverständnis mit den Ministern ihm den größten Teil der Ereignisse verheimliche.

Wenn man es aber auch gewollt hätte, so hätte man dem König doch nicht die Einnahme der Städte und den Verlust der Schlachten verschweigen können. Er mußte notwendigerweise alles erfahren, was sich zutrug. Er arbeitete täglich mit seinen Ministern und ordnete alles selbst an. [...] Mehrere Personen machten sich damit verdient, ihm den wirklichen Zustand der Dinge zu berichten. Ein Beweis dafür ist, was

Monsieur de Harlay, der Erste Präsident [*des Parlaments*], ihm sagte: Als der König ihn im Laufe der Unterhaltung fragte, ob es nichts Neues in Paris gäbe, antwortete ihm dieser ausgezeichnete Magistrat auf mehr lakonische als diplomatische Weise: »Sire, die Armen sterben, aber die Reichen nehmen ihre Plätze ein und werden arm ...«

Madame de Maintenon tut sehr viel, um den Armen zu helfen:

Ihre alljährlichen Almosen waren beträchtlich. Ich habe die Rechnungen mehr als einmal abgeschlossen. Was sie jährlich von ihren bloßen Einkünften gab, belief sich auf vierundfünfzig- oder sechzigtausend Livres, ungerechnet das, was sie zu diesem Zweck vom König erhielt, von den Prinzen und anderen Herren des Hofes, wenn sie es erlangen konnte. In Ansehung der unglücklichen Zeit erhöhte sie in diesem Jahre ihre Schenkungen um mehr als das Doppelte. Sie ernährt eine große Anzahl von Familien und unterhält mehrere Schwesternklöster, deren Insassinnen ohne ihre Hilfe hätten Hungers sterben müssen oder aus ihrem Kloster herausgehen, um sich ihr Brot zu erbetteln. Es ist verschiedene Male vorgekommen, daß sie, wenn sie kein Geld mehr hatte, einige Möbel verkauft hat, um einigen Unglücklichen zu helfen, die sie kennengelernt hatte.

Im Sommer wütet die Hungersnot. Liselotte von der Pfalz schreibt am 24. August:

Vergangenen Dienstag fuhr ich nach Paris, alles war in Aufruhr wegen Brot. [...] Wie ich ins Palais-Royal kam, rief man mir zu: »Es ist ein Aufstand, es sind schon vierzig Personen getötet worden!« Eine Stunde später aber hatten der Marschall de Boufflers und der Herzog von Grammont alles beruhigt, wir gingen also ruhig in die Oper.

Saint-Simon schildert diese kleine Rebellion:

Um das Volk hinzuhalten, beschäftigte man einige Nichtstuer und die Armen damit, einen ziemlich großen Erdhügel abzutragen, der auf dem Boulevard zwischen den Toren Saint-Martin und Saint-Denis geblieben war, und man verteilte als ganzen Lohn und in kleinen Mengen schlechtes Brot an die Arbeiter.

Es ereignete sich, daß am Dienstag, den 20. August, bei einer großen Anzahl das Brot fehlte. Eine Frau, unter anderen, schrie sehr laut, was die anderen anstachelte. Die Schützen [*Gendarmerie*], die diese Verteilung vorzunehmen hatten, drohten der Frau, sie schrie nur um so lauter. Die Soldaten ergriffen sie und stellten sie unvorsichtigerweise in einen naheliegenden Halspranger. Daraufhin liefen die ganzen Handwerker zusammen, rissen das Halseisen aus, stürmten durch die Straßen und plünderten die Bäckereien und Zuckerbäckereien. Die Läden schlossen einer nach dem anderen, die Unruhe nahm zu und ergriff die umliegenden Straßen, ohne daß jedoch jemand verletzt wurde; unter dem Geschrei »Brot, Brot«, wurde dieses überall gestohlen.

Der Marschall de Bouffleurs will die Volkswut besänftigen:

Er ging zu Fuß mit dem Marschall von Grammont mitten in dem zahlreichen und aufgeregten Volk, und der Marschall fragte, was denn sei, warum dieser Lärm, und versprach Brot, indem er, so gut er konnte, mit Ruhe und Festigkeit ihnen vorhielt, daß dies nicht die Art sei, welches zu verlangen. Man hörte auf ihn. Verschiedene Male wurden Rufe laut: »Es lebe der Marschall!«

Als er nach Versailles kam, ging er sofort zu Madame de Maintenon, wo er den König fand, und alle beide waren sehr besorgt. Er erzählte ihnen, was ihn herführe, und empfing ihren reichen Dank. Der König bot ihm den Befehl über Paris an, über Truppen, Bürgerschaft, Polizei usw., und drängte ihn, anzunehmen, aber der großherzige Marschall zog dieser Ehre die Wiederherstellung der Dinge in ihre natürliche Ordnung vor.

Raub mit bewaffneter Hand, Gaunereien, Erpressungen nehmen mehr und mehr zu. Der Marquis d'Argenson, Polizeilieutenant, Nachfolger La Reynies, schreibt am 24. Januar 1710 an den Marquis de Pontchartrain:

Man hat heute abend einen Bettler verhaftet, der einer von den gefährlichsten ist und mit dem man notwendigerweise ein Exempel statuieren müßte. Er nennt sich Nicolas Chauveau, gebürtig aus Tours, und behauptet, der zweitgeborene Sohn eines Edelmannes aus der Normandie zu sein. Er verlangte Almosen mit dem Degen an der Seite und hat nicht leugnen können, der Urheber eines Briefes zu sein, der an die Dame Thevenin geschrieben worden ist, worin er ihr mitteilte, daß sie, um sich keine Ungelegenheiten zuzuziehen, gut daran täte, ihm durch den Überbringer dreißig Pistolen zuzusenden, und wenn sie dies nicht täte, so seien sie sieben oder acht brotlose Offiziere, die sie auf der Straße erwarten und ihr übel mitspielen würden. Das Konzept dieses Briefes hat sich in seiner Tasche gefunden, und als der Kommissar ihn verhörte, hat er zugegeben, ihn geschrieben zu haben. [...] Ich zweifle nicht daran, daß der Lieutenant Criminel alle nötige Sorgfalt walten läßt, um alle Umstände zu erhellen, die mit diesen aufwieglerischen Briefen in Zusammenhang stehen, welche bei Straflosigkeit sich vermehren und bald zur allgemeinen Übung werden, wenn man nicht aus der Entdeckung dieses Angeklagten, der vollkommen überführt zu sein scheint, Nutzen zieht.

Als ob die Niederlagen und das Elend noch nicht genügten, um das Königreich niederzudrücken, hat sich nun der alte Streit um den Jansenismus wieder entzündet. Er dauert nun, trotz verschiedener Beruhigungsperioden, schon fünfzig Jahre an, und zwar seit der Veröffentlichung des Buches Jansens, »Der Augustinus«, in dem behauptet wird, daß der Mensch, um seines Seelenheiles sicher zu sein, von Gott die Gnade durch Vorbestimmung erhalten haben muß. Die »Kleinen Schulen von Port-Royal-des-Champs« haben diese Lehre,

die vom Papst verdammt wird, verbreitet. Der große Pascal hat Port-Royal verteidigt; Racine hat es heftig angegriffen, ehe er wieder zu ihm zurückgekommen ist, wo er sich auch begraben lassen will. Unzählige Bücher sind der Verdammung und der Verherrlichung des Jansenismus gewidmet worden. – Im Jahre 1709 befinden sich in der Abtei von Port-Royal noch ungefähr zwanzig Nonnen, die weiterhin die päpstlichen Bullen nicht beachten und ihnen gegenüber »ein achtungsvolles Schweigen« beobachten, das Seine Heiligkeit Clemens XI. nicht länger dulden kann. Ludwig XIV., der die Unabhängigkeit, sowohl in der Politik wie in der Religion, verabscheut, hat sich stets als Feind des Jansenismus gezeigt. Nach Liselotte von der Pfalz aus folgendem Grunde:

Man hatte dem König so viel Angst vor der Hölle gemacht, daß er glaubte, alle, die nicht von den Jesuiten unterwiesen worden waren, wären verdammt, und daß er fürchtete, ebenfalls verdammt zu werden, wenn er mit ihnen Verkehr habe. Wenn man jemand schaden wollte, so genügte es, zu sagen: Er ist Hugenotte oder Jansenist, dann war sein Schicksal besiegelt. Mein Sohn wollte einen Edelmann in seine Dienste nehmen, dessen Mutter eine erklärte Jansenistin war. Die Jesuiten, um meinem Sohn Ungelegenheiten beim König zu machen, berichteten ihm, daß er einen Jansenisten in seine Dienste nehmen wolle. Der König, der meinen Sohn hatte holen lassen, sagte zu ihm: »Wie, mein Neffe, was fällt Ihnen ein, einen Jansenisten in Ihre Dienste zu nehmen?« Mein Sohn antwortete lachend: »Ich kann Euere Majestät versichern, daß er ganz gewiß kein Jansenist ist, er ist sogar noch mehr zu fürchten, da er gar nicht an Gott glaubt.« –»Oh«, sagte der König, »wenn es nur das ist, und wenn Sie mir versichern, daß er kein Jansenist ist, können Sie ihn nehmen.«

Für die Höflinge war es nicht geraten, nach Port-Royal zu gehen und dort religiöse Übungen abzuhalten. Hébert, der Pfarrer von Versailles, erzählt:

Seine Majestät hatte damals schon seit einigen Jahren die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einige Tage in Marly zuzubringen, wo niemand hingehen konnte, ohne dazu benannt worden oder unbedingt nötig zu sein. Der König hatte Madame de Maintenon beauftragt, eine gewisse Anzahl von Damen für diese kleinen Reisen zu benennen. Es war keine Dame am Hofe, die sich nicht bemühte, in diese Zahl aufgenommen zu werden, sie betrachteten diese Wahl als ein sicheres Zeichen für ihren Kredit oder als Gunstbeweis. Einige waren unter ihnen, die bei allen diesen Partien dabei waren, und die Comtesse de Grammont war stets darunter, weil der König sie sehr schätzte, da sie von angenehmem Geist war, der hauptsächlich in der Unterhaltung glänzte. Als der König erfuhr, was sie getan hatte, nämlich einen Aufenthalt von acht Tagen in Port-Royal genommen, wollte er ihr den Verdruß zeigen, den ihm dies erregte, und sie auf eine Weise kränken, die sie empfindlich träfe. Er untersagte also Madame de Maintenon, sie auf die Liste der Damen zu setzen, die nach Marly gehen sollten.

Und als die Comtesse sich untertänigst beim König entschuldigt, sagt er ihr:

Wie, Madame, Sie, die Sie besser als irgend jemand meine Ansicht über Port-Royal kennen, die Sie nicht daran zweifeln können, wie ich dieses Kloster wegen des Jansenismus hasse, Sie, die ich immer so geschätzt habe, Sie gehen dahin, Sie halten sich dort auf, Sie machen dort geistliche Übungen? Ich will zwar vergessen, was geschehen ist, aber hüten Sie sich in Zukunft besser.

Hébert vermerkt weiter:

Ich habe einen Geistlichen aus einer Pfarrei von Paris gekannt, der sozusagen das Frettchen der Jansenisten war. Seine Hauptbeschäftigung war, alle möglichen Leute dem Beichtvater des Königs unter diesem Namen und dieser verhaßten Eigenschaft des Jansenisten zu denunzieren. Da er keine Ver-

dienste, keine Talente und sehr geringe Fähigkeiten besaß, hatte er diesen Weg gewählt, um zu einer Pfründe zu kommen. Er hat während der vierzehn Jahre, die ich ihn gekannt habe, niemals verfehlt, sich an den Tagen, da der König kommunizierte, nach Versailles zu begeben. Er stellte sich dann in die Reihe der Anwärter auf, die eine Art Spalier bilden von dem Betstuhl Seiner Majestät bis zu dem Gitter vor dem Altar oder dem Allerheiligsten. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diesem Geistlichen sein unwürdiges Handwerk vorzuwerfen und daß er seine Pfarrei an den Tagen verließ, wo er dort am eifrigsten hätte sein sollen. Er antwortete mir eines Tages mit seiner ungeschliffenen Einfalt, daß er darin nichts anderes täte, als dem Rate seiner Vorgesetzten zu folgen. Schließlich erhielt er nur ein kleines Kanonikat mit zweihundert Livres Rente, welches ihm, wie ich glaube, der Pater de La Chaise nur geben ließ, um sich seiner Belästigungen zu entledigen und um ihn von Paris zu entfernen.

Im Jahre 1709 spitzt sich die Sache zu: Papst Clemens hat abermals, durch die Bulle Vineam Domini, die Lehre des Jansenismus und alle die verdammt, die das »achtungsvolle Schweigen« beobachten. Man verlangt von den Nonnen von Port-Royal, daß sie diese Bulle unterschreiben und anerkennen; sie tun es, jedoch mit einer einschränkenden Klausel. Nun mischt sich Ludwig XIV. ein, und Saint-Simon berichtet:

Es wurde ein Ratsbeschluß erlassen, kraft dessen in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober die Abtei von Port-Royal-des-Champs insgeheim besetzt wurde durch Abteilungen der Regimenter der französischen und der Schweizer Garden; und im Laufe des Morgens kam d'Argenson in der Abtei an mit Abteilungen der Stadtwache und der Polizeitruppen. Er ließ sich die Türen öffnen, hieß die ganze Gemeinde sich im Kapitelsaal versammeln, zeigte einen Verhaftungsbefehl vor, und ohne ihnen mehr als eine Viertelstunde Zeit zu lassen, führte er sie alle hinweg. Er hatte eine Menge bespannter Karossen hergebracht, in deren jeder sich eine ältere Frau be-

fand. Er verteilte die Ordensfrauen auf die Karossen nach dem Orte ihrer Bestimmung, welches verschiedene Klöster waren in einer Entfernung von zehn, zwanzig, dreißig, vierzig und bis zu fünfzig Meilen von dem ihrigen, und ließ sie auf diese Art abreisen, jede Karosse begleitet von einigen berittenen Polizeisoldaten, wie man öffentliche Kreaturen von einem schlechten Ort fortführt. [. . .]

Nach ihrer Abreise untersuchte d'Argenson das Haus vom Keller bis zum Speicher, beschlagnahmte alles, was er für geraten hielt, und nahm es mit fort, legte das zur Seite, wovon er glaubte, daß es Port-Royal in Paris gehöre, sowie das wenige, was er den entführten Ordensfrauen nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, und kehrte zurück, um dem König und dem Pater Tellier von seiner glücklichen Expedition Bericht zu erstatten.

Aber der Pater Tellier war nicht der Mann, sich auf begonnenem Wege aufhalten zu lassen. Man muß diese Sache ganz zu Ende erzählen, obgleich der Rest zu den ersten Monaten des folgenden Jahres gehört. Das waren dann nur noch Erlasse über Erlasse des Rates und Verhaftungsbefehle über Verhaftungsbefehle. Es wurde den Familien, die Verwandte in Port-Royal-des-Champs begraben hatten, auferlegt, sie exhumieren zu lassen und sonstwo hinzubringen; alle anderen warf man, wie es eben kam und mit der Unschicklichkeit, die man sich vorstellen kann, auf den Friedhof einer benachbarten Pfarrei. Dann ging man daran, das Haus, die Kirche und alle Gebäude zu schleifen, wie man das mit den Häusern der Königsmörder tut, so daß kein Stein mehr auf dem anderen blieb. Alle Materialien wurden verkauft und der Platz umgepflügt und besät. Es wurde zwar kein Salz darüber gestreut, und die ganze Gnade Gottes ruhte auf ihm. Der Skandal darüber war sehr groß und drang bis nach Rom. Ich beschränke mich auf die bloße Erzählung eines so militärischen und abscheulichen Unternehmens.

Trauer und Siege

Am 15. Februar 1710 bringt die Herzogin von Burgund wiederum einen Sohn zur Welt, den späteren Ludwig XV. Liselotte von der Pfalz schreibt an ihre Tante:

Ich komme eben von der Herzogin von Burgund, die zwischen acht und Viertel nach acht Uhr von einem Prinzen entbunden worden ist, den man den Herzog von Anjou nennt; sie ist rasch niedergekommen, nur eine Stunde in Kindsnöten gewesen, aber sie hat greulich gelitten, denn das Kind war übel gedreht, kam mit dem Hintern in die Geburt, man hat das Kind an den Füßen herausgezogen.

Der Marquis de Sourches verzeichnet:

Der König schickte den Zeremonienmeister Des Granges nach Paris, damit alles angeordnet würde, um Kanonenschüsse abzufeuern und das Tedeum singen zu lassen, welches der König am gleichen Tage auch in seiner Messe singen ließ.

Und das Leben am Hofe läuft weiter nach seinen Riten ab. Eine große Hochzeit bereitet sich vor: der Herzog von Orléans, der Neffe Ludwigs XIV., wünscht dringend, daß seine Tochter den letzten Enkel des Königs, den Herzog von Berry, heirate. Saint-Simon verfaßt für den besorgten Vater den Brief, den er in dieser Sache an den König richten wird, aber ungeheuerliche Verleumdungen besudeln die Zuneigung, die zwischen dem Herzog von Orléans und seiner Tochter besteht. Madame de Fontaine-Martel, Ehrendame der Herzo-

gin, unterrichtet davon den Verfasser der Memoiren (Saint-Simon):

Die Promenade des Herzogs von Orléans mit seiner Tochter zum Anlaß nehmend, sagte sie mir im Vertrauen, daß er gut daran tun würde, diese Heirat zu beschleunigen, wenn immer er es ermöglichen könne, da es nichts Abscheuliches gebe, das man nicht erfinde, um sie zu verhindern; und ohne sich allzuviel bitten zu lassen, teilte sie mir mit, daß die ungeheuerlichsten Dinge über die Liebe des Vaters zu seiner Tochter im Umlauf seien. Mir stiegen die Haare zu Berge. Ich fühlte in diesem Augenblicke weit stärker denn je, mit welchen Dämonen wir uns herumzuschlagen hatten und wie nötig es war, zu einem Ende zu kommen. Das war der Grund dafür, nachdem wir uns ziemlich lange noch nach Tagesende ergangen hatte, daß ich den Herzog von Orléans, als er in das Schloß zurückkehrte, nochmals drängte, daß er zu dieser Sache sehen möge, daß es keine Aussicht für ihn gäbe, wenn diese Heirat nicht stattfinde, und da er dessen sicher sein müsse, er nicht weniger sicher sein müsse, daß, wenn er in diesen noch verbleibenden Tagen des Aufenthalts in Marly nicht die offizielle Erklärung der Heirat erreiche, diese niemals stattfinden werde.

Nach einigem Zaudern willigt der König in diese Verbindung ein, die am 6. Juli vollzogen wird, ohne irgendwelchen Pomp, hervorgehoben allein durch ein großes Festmahl am gleichen Abend, wie Sourches berichtet:

Gegen sechs Uhr begab sich der König, von Madame de Maintenon kommend, zu der Herzogin von Burgund, wo alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses versammelt waren, und von da, durch die Galerie gehend, kam er in den Salon, wo man ihm sein Souper am Ende einer langen Tafel serviert hatte, an der er Platz nahm, sodann alle Prinzen und Prinzessinnen ihrem Range nach an den beiden Seiten. Das Souper war großartig und dauerte bis nach elfeinhalb Uhr.

Im April 1711 erkrankt der Dauphin. Dieser Prinz, nachgiebig und sorglos, genießt kein allzu großes Ansehen am Hofe. Liselotte von der Pfalz schreibt:

Der Dauphin war nicht ohne Geist und bemerkte sofort alle kleinen Fehler, die seinen ebensowohl wie die der anderen. Er erzählte, wenn er wollte, auf eine amüsante Art, aber es war eine solche Trägheit in ihm, daß sie ihn alles vernachlässigen ließ. Er hätte ein bequemes Leben dem Besitz aller Kaiser- und Königreiche vorgezogen. In seinem ganzen Leben hat er sich niemals dem Willen des Königs entgegengestellt, und der Maintenon war er ebenso ergeben wie nur irgendein anderer. Diejenigen, die sagen, daß er sich zurückgezogen haben würde, wenn der König seine Heirat mit der alten Zott öffentlich erklärt hätte, kannten ihn nicht.

Pierre Narbonne, Polizeikommissar in Versailles, glaubt jedoch, daß der Dauphin sich ziemlich schlecht mit Madame de Maintenon verstand:

Aus Gefälligkeit gegen Ludwig XIV. ging Monseigneur manchmal, Madame de Maintenon, die das Herz des Königs zu fesseln gewußt hatte, einen Besuch abzustatten. Bei einem dieser Besuche geschah es, daß der Dauphin beim Eintreten seinen Hut und seine Handschuhe auf das Bett der Madame de Maintenon legte und sodann ging, um sich niederzusetzen. Madame de Maintenon erhob sich sofort, ergriff den Hut und die Handschuhe und gab sie Monseigneur zurück, wobei sie sagte, daß allein der König das Recht hätte, seinen Hut und seine Handschuhe auf ihr Bett zu legen. Monseigneur erhob sich sofort, zog sich (weinend, wie erzählt wird) in seine Gemächer zurück und ging daraufhin nach Meudon.

Sowie der König die Abreise seines Sohnes bemerkt hatte, sandte er den Herzog von Bourbon, den Grafen von Saint-Maure, den Marquis d'Antin, den Grafen von Roussy und andere Herren nach Meudon. Der Graf von Roussy, der Monseigneur weiterhin unter dem Druck des Kummers sah, den

Madame de Maintenon ihm bereitet hatte, schlug ihm vor, Madame de Maintenon auf dem Wege nach Saint-Cyr, wenn sie dorthin gehen würde, zu entführen und sie nach England zu bringen, aber Monseigneur wollte nicht darin einwilligen. Der Marquis d'Antin beeilte sich, dem König Mitteilung zu machen von dem, was sich in Meudon ereignet hatte, was ihm späterhin die Direction des Bâtiments [*die Verwaltung der Königlichen Bauten*] eintrug, wogegen der Graf von Roussy gezwungen wurde, sein Kommando bei der Armee zur Verfügung zu stellen. Der König versöhnte den Dauphin zweimal mit Madame de Maintenon, und dieser Prinz stattete ihr weiterhin Besuche ab, um es nicht mit ihr zu verderben.

Man erzählt, daß während einer Reise nach Fontainebleau im Jahre 1710 der König, der mit Madame de Maintenon eine geheime Ehe eingegangen war, Monseigneur vorschlug, sie als Königin anzuerkennen, daß aber Monseigneur nicht zustimmen wollte. Er verließ den Hof und ging nach Meudon zurück.

Diese Nachricht verbreitete sich in Paris, und ein Spötter ließ in mehreren Straßen Plakate anschlagen, auf denen zu lesen stand: »Wunder, Wunder! Ein Kind von neunundvierzig Jahren hat zu sprechen angefangen.«

Am 11. April 1711 erreicht Saint-Simon ein Kurier seiner Frau, der ihm mitteilt, daß der Dauphin erkrankt ist, vermutlich an den Blattern. Er kehrt am 13. an den Hof zurück. Der Dauphin ist in Meudon, und man sagt, daß es ihm besser gehe, aber am anderen Tag:

Alles war ruhig in Versailles, ohne die geringste Vermutung. Wir hatten soupiert. Die Gesellschaft hatte sich nach einiger Zeit zurückgezogen, und ich plauderte mit Madame de Saint-Simon, die ihre Nachttoilette beendet hatte, um sich zu Bett zu begeben, als ein früherer Kammerdiener, dem sie eine Anstellung bei der Herzogin von Berry verschafft hatte und der dort bei Tisch bediente, ganz erschreckt hereinkam. Er sagte uns, daß er schlechte Nachrichten aus Meudon habe,

daß der Herzog von Burgund dem Herzog von Berry eine geflüsterte Mitteilung habe machen lassen, dessen Augen sich sofort gerötet hätten und der sich von der Tafel entfernt hätte, und daß nach einer zweiten rasch darauffolgenden Mitteilung die ganze übrige Tafelgesellschaft sich rasch erhoben und in das Kabinett begeben habe. Eine so plötzliche Veränderung versetzte mich in das äußerste Erstaunen. Ich rannte sofort zur Herzogin von Berry; es war niemand dort anwesend. Alle waren zu der Herzogin von Burgund gegangen. Ich begab mich sofort dorthin.

Als ich ankam, fand ich ganz Versailles dort versammelt, alle Damen in Hauskleidern, die meisten im Begriff gewesen, sich zu Bett zu begeben, alle Türen offen und jedermann verwirrt. Ich erfuhr, daß Monseigneur die Letzte Ölung empfangen habe, daß er bewußtlos und alle Hoffnung aufgegeben sei und daß der König der Herzogin von Burgund habe melden lassen, daß er nach Marly gehe und sie ihn in der Zufahrtsallee zwischen den beiden Ställen erwarten möge, um mit ihm, wenn er vorbeikäme, zu sprechen.

Das Schauspiel beanspruchte die ganze Aufmerksamkeit, die ich ihm zuwenden konnte bei den verschiedenen Bewegungen meiner Seele und bei allem, was sich gleichzeitig meinem Geist vorstellte. Die beiden Prinzen und die beiden Prinzessinnen waren in dem kleinen Kabinett, hinter dem Aufgang zum Bett. Die Abendtoilette fand im allgemeinen in dem Schlafzimmer der Herzogin von Burgund statt, das nun von dem in Verwirrung geratenen Hof angefüllt war. Sie kam und ging von dem Kabinett in das Zimmer, weil sie abwartete, zu der Vorüberfahrt des Königs zu gehen, und ihre Haltung, obwohl von stetiger Anmut, war eine Haltung der Verwirrung und des Mitleids, die jeder für Trauer zu halten schien. Sie sagte oder antwortete diesen und jenen, als sie an ihnen vorüberging, einige kurze Worte. Auf den Gesichtern der Anwesenden drückten sich die verschiedensten Gefühle aus: man brauchte nur Augen und gar keine Kenntnis vom Hofe zu haben, um die interessierten Absichten oder die Gleichgültigkeit jener zu lesen, die sich nicht betroffen fühl-

ten; einige ruhig und gelassen, die anderen von Schmerz oder Ernst durchdrungen oder sich beherrschend, um ihre Erleichterung und ihre Freude zu verbergen.

Madame de Maintenon gibt sich sehr betroffen vom Tode des Dauphins, den sie in einem Brief an ihre Freundin, die Prinzessin des Ursins, vom 16. April 1711 schildert:

Gegen elf Uhr kam man, um den König zu holen, und sagte ihm, daß es Monseigneur sehr schlecht gehe. Wir stiegen hinunter und fanden ihn in Konvulsionen und ohne Bewußtsein. Der Pfarrer von Meudon kam vor dem Pater Le Tellier an, den der König doch vorsichtshalber sich in Meudon hatte bereithalten lassen, und rief ihm zu: »Monseigneur, tut es Ihnen nicht leid, Gott beleidigt zu haben?« Maréchal [*der Chirurg des Königs*], der den Kranken hielt, versichert, daß er Ja geantwortet habe. Der Pfarrer hob von neuem an: »Wenn Sie imstande wären zu beichten, würden Sie es dann tun?« Der Prinz bejahte. Pater Le Tellier versichert, daß er ihm die Hand gedrückt habe, worauf er ihm die Absolution gab.

Welch ein Schauspiel, Madame, als ich in das große Kabinett Monseigneurs kam. Der König auf einem Ruhebett sitzend, ohne eine Träne zu vergießen, aber von einem Schauder und einem Zittern vom Kopf bis zu den Füßen erfaßt. Die Herzogin von Burgund in Verzweiflung, die Prinzessin von Conti schmerzdurchdrungen, alle Hofleute in Schweigen, das von Schluchzen und Aufschreien unterbrochen wurde, wenn man glaubte, daß er seinen letzten Seufzer tue.

Der König war vor meiner Ankunft drei- oder viermal in das Zimmer getreten, um zu sehen, ob nicht der Augenblick da sei, um Pater Le Tellier herzubringen und die Letzte Ölung holen zu lassen. Ich hatte der Herzogin von Burgund mitteilen lassen, daß sie sich auf dem Weg des Königs einfinden möge, weil sie mit ihm nach Marly gehen wollte, denn man muß gestehen, daß ihre Haltung bewundernswert ist: sie widmet sich ständig sowohl dem König wie dem Herzog von Burgund und dem Herzog von Berry.

Im Oktober 1711 erwähnt Liselotte von der Pfalz – als einzige übrigens – den geheimnisvollen Gefangenen mit der eisernen Maske in der Bastille, der das brennende Interesse sowohl der Historiker wie der Romanschriftsteller erregt:

Ein Mann war lange Jahre in der Bastille und ist dort mit seiner Maske gestorben. Er hatte zwei Musketiere zu seiner Seite, die ihn töten sollten, wenn er seine Maske abnähme. Er hat mit der Maske gegessen und geschlafen. Anscheinend mußte das so sein, denn sonst hat man ihn gut behandelt, ihm eine gute Wohnung und alles, was er wünschte, gegeben. Er hat mit der Maske kommuniziert. Er war sehr fromm und hat ständig gelesen. Man hat nie erfahren können, wer er war.

Am 22. Oktober:

Ich habe jetzt erfahren, wer der maskierte Mann war, der sich in der Bastille befunden hat. Wenn er eine Maske getragen hat, so war das nicht aus Barbarei. Er war ein englischer Mylord, der in die Sache des Herzogs von Berwyck gegen den König Wilhelm verwickelt war. Er ist auf diese Weise gestorben, damit dieser König niemals erfahren konnte, was aus ihm geworden war.

Der Herzog von Berwyck, ein natürlicher Sohn Jakobs II. von England, hatte in der Tat Wilhelm von Oranien, den Usurpator, bekämpft, aber man hat nicht herausbekommen können, auf wen die Pfälzerin anspielte. Eine Legende hat die Rolle des maskierten Gefangenen dem Herzog von Monmouth zugeschrieben, aber dieser hatte gegen Jakob II. und nicht gegen Wilhelm konspiriert und war am 25. Juli 1685 enthauptet worden. Jedenfalls wird der Gefangene in mehreren Dokumenten in den Archiven der Bastille erwähnt, und Voltaire schreibt in seinem »Siècle de Louis XIV«:

Ein alter Arzt der Bastille, der diesen seltsamen Mann in seinen Krankheiten öfters behandelte, hat gesagt, daß er nie-

mals sein Gesicht gesehen habe, obgleich er öfters seine Zunge und seinen Körper untersucht hatte. Er war sehr wohlgebaut, sagte dieser Arzt, seine Haut war etwas bräunlich; er wirkte angenehm durch den bloßen Ton seiner Stimme, beklagte sich niemals über seinen Zustand und ließ niemals durchblicken, wer er sein könnte. [. . .]

Herr von Chamillart war der letzte Minister, der um dieses seltsame Geheimnis wußte. Der zweite Marschall de La Feuillade, sein Schwiegersohn, hat mir gesagt, daß er beim Tode seines Schwiegervaters ihn auf den Knien beschworen habe, ihm zu sagen, wer dieser Mann war, den man niemals anders als unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske gekannt hat. Chamillart antwortete ihm, daß es ein Staatsgeheimnis wäre und daß er geschworen habe, es niemals zu enthüllen. Schließlich gibt es noch viele meiner Zeitgenossen, die die Wahrheit dessen, was ich sage, bezeugen können, und ich kenne keine Tatsache, die außergewöhnlicher wäre oder sicherer festgestellt.

Später kommt Voltaire in seinen »Questions sur l'Encyclopédie« auf das Problem des Mannes mit der eisernen Maske zurück:

Es ist sicher, daß, wenn man ihn nicht in den Hof der Bastille gehen ließ und ihm nicht erlaubte, zu seinem Arzt anders als mit einer Maske bedeckt zu sprechen, dies aus Angst geschah, daß man in seinen Zügen eine zu frappante Ähnlichkeit erkennen könne. Er durfte seine Zunge zeigen, nicht aber sein Gesicht. Was sein Alter angeht, so hat er selbst einige Tage vor seinem Tode zu dem Apotheker der Bastille gesagt, daß er glaube, sechzig Jahre alt zu sein; dessen Schwiegersohn Marsolan, der Chirurg des Marschalls von Richelieu und später des Regenten, des Herzogs von Orléans, hat es mir mehr als einmal gesagt.

Schließlich, in diesen selben »Fragen zur Enzyklopädie«, weist eine Note des Verfassers auf den Gedanken hin, daß

Eisenmaske zweifellos ein Bruder, und zwar ein älterer Bruder, Ludwigs XIV., gewesen sei. Die Legende ist geboren und wird sich im Laufe des XIX. Jahrhunderts weiter entwickeln. – Zu Anfang Februar 1712 stirbt die Dauphine Marie-Adelaïde an den Röteln, die in diesem Jahr in Paris viele Opfer fordern. Liselotte von der Pfalz spricht dieses Mal nicht von Gift, aber sie gibt den Ärzten – und Madame de Maintenon die Schuld an diesem Tode[1]*:*

Doktor Chirac hat bis zum Ende stets behauptet, daß sie [*die Dauphine*] wieder gesund würde, und in der Tat, hätte man sie nicht aufstehen lassen, während sie die Röteln hatte, und hätte man sie nicht am Fuß zur Ader gelassen, würde sie noch leben. Sofort nach dem Aderlaß, anstatt feuerrot zu werden, wurde sie totenbleich und befand sich äußerst schlecht.

Als man sie aus dem Bett aufstehen ließ, rief ich aus, daß man zum mindesten warten müsse, bis der Schweißausbruch vorbei sei, um sie zur Ader zu lassen. Chirac und Fagon bestanden aber darauf und machten sich über mich lustig. Die alte Zott kam auf mich zu und sagte zu mir: »Wollen Sie geschickter sein als alle diese Doktoren, die da sind?« Ich antwortete: »Nein, Madame, aber man braucht nicht sehr geschickt zu sein, um zu wissen, daß man der Natur folgen muß, und da sie [*die Dauphine*] zum Schwitzen neigt, wäre es viel besser, diesem Weg zu folgen, als eine schwitzende Kranke aufstehen zu heißen, um sie zur Ader zu lassen.« Sie zuckte die Achseln und lächelte ironisch. Ich ging auf die andere Seite und sagte kein Wort mehr.

Für Saint-Simon kann keine Rede sein von Röteln:

Am Freitag, dem 5. Februar, gab der Herzog von Noailles der Dauphine eine sehr schöne Büchse voll ausgezeichnetem

[1] Es gibt vielleicht eine Erklärung für diesen Haß der Pfälzerin auf die Freundin des Königs. Sie selbst, sagt ihre Tante, die Prinzessin von Tarent, hatte eine heftige Neigung für Ludwig XIV., ohne sich darüber klar zu sein.

spanischem Tabak, sie nahm davon und fand ihn sehr gut. Das war gegen Ende des Vormittags. Als sie in ihr Kabinett ging, zu dem niemand Zutritt hatte, stellte sie diese Büchse auf einen Tisch und ließ sie dort. Gegen Abend bekam sie Fieber und Schüttelfrost. Sie legte sich zu Bett und konnte sich auch nicht erheben, um nach dem Souper in das Kabinett des Königs zu gehen. Am Samstag, dem 6., stand die Dauphine, die während der ganzen Nacht Fieber gehabt hatte, nichtsdestoweniger zur gewohnten Stunde auf und verbrachte den Tag wie gewöhnlich, aber am Abend wurde sie wieder vom Fieber befallen. Dieses bestand mäßig während der Nacht und noch geringer am Sonntag, dem 7., aber gegen sechs Uhr abends empfand sie plötzlich einen Schmerz unterhalb der Schläfe, der sich nicht weiter erstreckte als über die Größe eines Sechssoustückes, der aber so heftig war, daß sie den König, der sie besuchen wollte, bitten ließ, nicht hereinzukommen. Dieser wütende Schmerz dauerte ohne Unterbrechung bis zum Montag, dem 8., und wich auch nicht vor Räucher- und Kautabak, einer Menge Opium und zwei Aderlässen am Arm. Das Fieber zeigte sich stärker, als sich der Schmerz ein wenig beruhigt hatte; sie sagte, sie habe mehr gelitten, als wenn sie geboren habe.

Ein so schlimmer Zustand ließ in dem Zimmer ein Gerede aufkommen über die Büchse, die der Herzog von Noailles ihr gegeben hatte. Als sie an dem Tage, an dem sie sie empfangen hatte, sich mit Fieber zu Bett begab, hatte sie die Büchse und den Tabak sehr gerühmt und sodann zu Madame de Lévis gesagt, sie ihr aus ihrem Kabinett zu holen, wo sie sie auf dem Tische finden würde. Madame de Lévis ging hinein, fand sie nicht, und, um es kurz zu machen, trotz allen Suchens sah man sie niemals mehr wieder, seitdem die Dauphine sie auf diesem Tisch liegengelassen hatte. Dieses Verschwinden erschien von dem Augenblicke an schon ungewöhnlich, aber die fruchtlosen Nachforschungen, die weiterhin geführt wurden, gefolgt von so merkwürdigen und plötzlichen Zufällen, erregten die düstersten Verdächtigungen. Sie erreichten den nicht, der die Büchse geschenkt hatte, oder sie wurden mit einer so umfas-

senden und genauen Geheimhaltung behandelt, daß sie nicht zu ihm drangen.

Am 11. ist die Prinzessin so krank, daß man ihr die Sakramente reicht. Man läßt sie am Fuß zur Ader; am anderen Tage ist sie nicht mehr bei Bewußtsein und stirbt während der Nacht.

Mit ihr erloschen Freude, Vergnügungen, Unterhaltungen und sogar jegliche Anmut. Düsternis umfing den ganzen Hof. Sie allein hatte ihn belebt, sie erfüllte alles gleichzeitig, nahm alles ein, durchdrang ihn zuinnerst. Wenn der Hof nach ihr noch weiterbestand, so war es nur noch, um dahinzusiechen.

Fast zur gleichen Zeit erkrankt der Dauphin ebenfalls; er ist am 13. in aller Frühe nach Marly abgereist:

Da das Erwachen des Königs kurz bevorstand, traten seine drei Edelleute bei ihm [*dem Dauphin*] ein, und ich wagte, mit ihnen einzutreten. Er zeigte mir, daß er mich bemerkt hatte, durch einen Ausdruck der Freundlichkeit und der Zuneigung, der mich bewegte. Aber ich war erschreckt von diesem Blick, der gleichzeitig gezwungen und starr war, beinahe scheu, von der Veränderung seines Gesichtes und den mehr fahlen als rötlichen Flecken, die ich in ziemlicher Anzahl und Größe bemerkte, wie alle anderen ebenfalls, die sich in dem Zimmer befanden. Er stand aufrecht, und kurz danach kam man, um ihm zu melden, daß der König aufgewacht sei; man sah Tränen in seinen Augen, die er sich zurückzuhalten bemühte. [...] Da ich sah, daß er stehenblieb und schwieg, wagte ich es, ihn beim Arm zu fassen und ihm vorzuhalten, daß er früher oder später doch den König sehen müsse, daß dieser ihn erwarte und sicherlich mit dem Wunsche, ihn zu sehen und zu umarmen, daß es besseren Anstand habe, dies nicht aufzuschieben, und indem ich ihn derart beschwor, nahm ich mir die Freiheit, ihn sanft vorwärtszudrängen. Er warf mir einen Blick zu, der mir in die Seele drang, und ging hinaus. Ich

folgte ihm einige Schritte und ging dann hinweg, um Atem zu schöpfen. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen.

Der Dauphin stirbt am 18. Februar 1712. Und Liselotte von der Pfalz bemerkt, daß er seine Frau nicht überleben konnte:

Er hat klar gezeigt, daß seine Liebe zu ihr groß war, denn der gute Herr ist sicherlich gestorben aus Kummer über den Verlust seiner Gattin, und er hatte stets gesagt, daß dies so sein würde. Ein gelehrter Turiner Astrologe hatte der Herzogin ihr Horoskop gestellt, worin sie alles gefunden hat, was ihr in ihrem Leben zugestoßen ist, und daß sie in ihrem siebenundzwanzigsten Lebensjahre sterben würde. Sie sprach sehr oft davon. Eines Tages sagte sie zu ihrem Mann: »Nun kommt die Zeit näher, wo ich sterben werde. Sie können, Ihres Ranges und Ihrer Frömmigkeit wegen, nicht ohne Frau bleiben. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, wen Sie heiraten werden.« Er antwortete: »Ich hoffe, daß Gott mich niemals so strafen wird, daß ich Sie sterben sehen sollte, und wenn mir dieses Unglück zustieße, würde ich mich nicht wiederverheiraten, denn in acht Tagen würde ich Ihnen ins Grab folgen.« Das ist genau so gekommen, wie er es gesagt hat.

Doch ein neuer Schlag trifft die königliche Familie. Der Marquis de Sourches berichtet:

Am 7. März wurde bekannt, daß der Dauphin und der Herr Herzog von Anjou Rötelflecke hatten, und von diesem Augenblick an begann man, alles für sie zu fürchten, und selbst Fagon und die anderen Ärzte sagten ganz offen, daß es die gleiche Krankheit sei wie bei dem verstorbenen Herrn Dauphin und Madame la Dauphine.

Am 8. März erfuhr man, daß die beiden Prinzen sich sehr schlecht befänden, daß die Ärzte die Absicht gehabt hatten, den Dauphin zur Ader zu lassen, daß aber ein Schweißausbruch, der inzwischen aufgetreten war, sie davon abgehalten

hatte, daß man ihn trotzdem später zur Ader gelassen und ihm Brechmittel gegeben hatte, daß der Herzog von Anjou ganz von Röteln bedeckt, aber ebenfalls in großer Gefahr sei.

Am 9. März morgens wurde bekannt, daß der Dauphin zwischen Mitternacht und ein Uhr gestorben war.

Drei Tote innerhalb eines Monats. Die Höflinge sind schreckgelähmt, und Gerüchte beginnen umzugehen: der Herzog von Orléans ist nach dem Herzog von Berry der nächste Verwandte des kleinen Herzogs von Anjou, der nun, im Alter von zwei Jahren, Dauphin geworden ist. Wenn auch dieses Kind stirbt, geht dann die Krone an den Neffen Ludwigs XIV., der sich für die Chemie begeistert und in seinem Laboratorium, zusammen mit einem gewissen Humbert, verdächtige Forschungen betreibt? Schon am 14. Februar schreibt die Pfälzerin an ihre Tante:

Leute von schwarzer Seele haben in ganz Paris das Gerücht ausgestreut, daß mein Sohn den Dauphin und die Dauphine vergiftet habe. Ich habe die Sache zuerst als einen Scherz angesehen. Ich dachte nicht, daß man so etwas ernsthaft sagen könne, aber man hat es auf diese Weise dem König zugetragen. Dieser hat indessen voller Güte sofort zu meinem Sohn davon gesprochen und ihm versichert, daß er nichts davon glaube. Aber er hat meinem Sohn geraten, seinen Chemiker, den armen und gelehrten Homberg [*Humbert*], in die Bastille zu schicken, damit er seinen Herrn von dieser Anklage reinwasche. Ich bin ganz außer mir.

Und unter dem 10. März fügt sie hinzu:

Ohne Zweifel werden auch Sie von Schrecken erfaßt sein, denn der kleine Dauphin ist gestorben. Obgleich mein Sohn niemals an dieses Kind herangekommen ist, sagt man trotzdem, daß er den kleinen Dauphin vergiftet habe.

Saint-Simon erzählt:

Schon am 17. Februar, als der Herzog von Orléans mit Madame gegangen war, um die Dauphine mit Weihwasser zu segnen, wurden im Volke alle erdenklichen Dummheiten gegen ihn laut auf der ganzen Strecke ihres Weges, was er und Madame sehr deutlich hörten, ohne daß sie wagten, es merken zu lassen, aber in einem Schmerz, einer Verlegenheit und Entrüstung, die Sie sich vorstellen können. Es bestand sogar Grund, Schlimmeres von einem erregten und leichtgläubigen Pöbel zu befürchten, als er am 21. Februar allein ging, um den Dauphin zu segnen. Er erfuhr denn auch auf seinem Wege die ungeheuerlichsten Beleidigungen. [...] Zum Palais-Royal hin, an dem der Zug vorüberging, wuchsen die Schmährufe, die Schreie und die Beleidigungen in einem solchen Maße an, daß während einiger Minuten Anlaß bestand, das Äußerste zu befürchten.

Man kann sich vorstellen, welch vorteilhaften Gebrauch der Herr von Maine von diesem öffentlichen Wahnsinn zu machen wußte. Der Tod des kleinen Dauphins und der Bericht über die Autopsie waren eine neue Etappe, die noch heftiger die Wut und die Zügellosigkeit entzündete und die dem Herrn von Maine, seinen Anhängern und Madame de Maintenon einen neuen Anlaß bot, sich ins Licht zu setzen; dem König ein Anlaß zur Niedergeschlagenheit, zur Furcht, zum Hasse und zu einem ständigen Unbehagen.

Schließlich stellt Humbert sich in der Bastille, aber Maréchal, der Chirurg des Königs, hatte zu diesem »mit seiner ehrenfesten Offenheit« gesprochen. Ludwig XIV. besinnt sich anders, und Humbert wird nicht eingesperrt. Der Herzog von Orléans gewinnt nicht viel dadurch.

Nicht allein, daß alle ihn verließen, es bildete sich ein leerer Raum vor ihm beim König und in dem Salon, und wenn er sich einer Gruppe von Höflingen näherte, wandte sich jeder, ohne die geringste Rücksicht, nach rechts oder links und gesellte sich zu denen am anderen Ende des Zimmers, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, jemand unversehens

anzusprechen, und wenn, so wurde er sofort mit der äußersten Unschicklichkeit allein gelassen.

In diesem Frühjahr 1712 scheint das ganze Königreich zusammenbrechen zu wollen. Frankreich befindet sich in einer verzweifelten Situation. Es hat als Gegner England, Preußen, Holland, Österreich, Portugal und Savoyen. Ludwig XIV. hat versucht, mit seinen Gegnern zu verhandeln. Er hat seinen Minister des Äußeren, Torcy, nach Den Haag geschickt, aber die Forderung der Alliierten sind derart (Rückerstattung aller seit fünfzig Jahren eroberten Gebiete, Kriegserklärung an den König von Spanien, den Enkel des Herrschers), daß die Verhandlungen abgebrochen werden. – Der Herzog von Vendôme hat durch seine Siege Philipp V. auf dem spanischen Throne zu halten vermocht, aber der Norden Frankreichs ist vom Feinde besetzt und Landrecies von Prinz Eugen belagert. Voltaire schreibt:

Gerade in dieser Zeit [*Juni 1712*] starb der Herzog von Vendôme in Spanien. Die niedergeschlagene Stimmung, die in ganz Frankreich herrschte und die ich mich erinnere, erlebt zu haben, ließ dazu noch befürchten, daß das bisher von Vendôme gehaltene Spanien wieder in Verlust geraten würde. Landrecies konnte sich nicht lange mehr halten. In Versailles wurde die Frage diskutiert, ob der König sich nach Chambord an der Loire zurückziehen solle.

Die einzige französische Armee, die den Feind noch aufhalten kann, ist die des Herzogs von Villars. Am 16. April hat dieser Ludwig XIV. in Marly aufgesucht. Er erzählt über ihr Gespräch:

An diesem Tage machte die Festigkeit des Monarchen der Empfindsamkeit des Menschen Platz. Der König vergoß Tränen und sagte in bewegtem Tone, der mich rührte: »Sie sehen meine Lage, Herr Marschall. Es gibt wenig Beispiele von dem, was mich betroffen hat, nämlich in einigen Wochen meinen

Enkel, meine Enkelin und ihren Sohn zu verlieren, auf die alle ich große Hoffnungen gesetzt und die ich zärtlich geliebt habe. Gott straft mich, ich habe es wohl verdient. Ich werde darum in der anderen Welt weniger leiden. Aber lassen wir meinen Schmerz über meine häuslichen Mißgeschicke, und sehen wir, was sich tun läßt, um diejenigen des Königreiches zu verhindern. Das Vertrauen, das ich in Sie setze, ist außerordentlich, denn ich vertraue Ihnen die Kräfte und das Heil des Staates an. Ich kenne Ihren Eifer und die Tapferkeit meiner Truppen. Aber schließlich kann das Glück wider Sie sein. Wenn dieses Unglück der Armee, die Sie befehligen, zustoßen sollte, was wäre dann Ihre Ansicht über den Entschluß, den ich für meine Person zu fassen hätte?«

Auf eine so ernste und bedeutsame Frage blieb ich einige Augenblicke in Schweigen. Darauf nahm der König wieder das Wort und sagte: »Ich bin nicht erstaunt, daß Sie nicht sofort antworten, aber in der Erwartung Ihrer Antwort werde ich Ihnen mittlerweile die meine sagen.« – »Eure Majestät«, antwortete ich, »nehmen mir einen Stein vom Herzen. Der Gegenstand erfordert Überlegung, und es nimmt nicht wunder, daß man um Erlaubnis bittet, darüber nachdenken zu dürfen.« – »Ja, gewiß«, erwiderte der König, »ich werde Ihnen sagen, was ich denke. Danach werden Sie mir Ihre Ansicht sagen.

Ich kenne die Überlegungen meiner Hofleute. Fast alle wollen, daß ich mich nach Blois zurückziehe und nicht abwarte, bis der Feind sich Paris nähert, was ihm möglich wäre, wenn meine Armee geschlagen würde. Was mich betrifft, so weiß ich, daß so große Armeen niemals so geschlagen sind, daß nicht der größte Teil der meinen sich über die Somme zurückziehen könnte. Ich kenne diesen Fluß; er ist sehr schwierig zu überschreiten, es gibt Plätze, die man befestigen kann. Ich rechne damit, nach Péronne oder nach Saint-Quentin zu gehen, dort alles zusammenzuraffen, was ich an Truppen haben würde, einen letzten Versuch mit Ihnen zusammen zu machen und mit Ihnen unterzugehen oder den Staat zu retten, denn ich werde niemals zugeben, daß der Feind sich

meiner Hauptstadt nähert. Das ist meine Überlegung. Sagen Sie mir nun Ihre Ansicht.«

»Gewiß«, antwortete ich, »Eure Majestät haben mich sehr erleichtert«, sagte ich, »denn ein guter Diener hat einige Bedenken, dem größten König der Welt zu raten, seine Person der Gefahr auszusetzen. Indessen gestehe ich, Sire, da ich die glühende Liebe Euerer Majestät zum Ruhme kenne und da Sie mir Ihre heldenhaften Entschlüsse schon in weniger kritischen Augenblicken anzuvertrauen geruht haben, daß ich den Entschluß gefaßt haben würde, Ihnen zu sagen, daß die glorreichsten Vorhaben oft auch die weisesten sind und daß ich kein vornehmeres sehe – für einen König, der ein ebenso großer Mensch wie ein großer König ist –, als dasjenige, zu dem Eure Majestät entschlossen ist.«

Am 24. Juni 1712 greift de Villars Denain an, überwindet die Befestigungen der Feinde und macht den General Albemarle zum Gefangenen. Aber Saint-Simon schreibt das ganze Verdienst an diesem Angriff d'Artagnan zu, dem Marschall Montesquious. Nach seiner Darstellung hatte dieser, bestärkt durch die Zustimmung des Königs, zunächst die Versorgungswagen des Feindes abgefangen und war dann mit der Vorhut der Armee vorgestoßen, ohne Befehl von Villars zu haben:

Villars marschierte langsam mit dem Gros der Armee, bereits verärgert, einen Teil mit Montesquiou ohne seinen Befehl weiter voraus zu sehen, und dies noch mehr, als er das beginnende Feuer hörte. Er schickte ihm Befehl auf Befehl zu, innezuhalten, nicht anzugreifen, auf ihn zu warten, alles, ohne sich im geringsten zu beeilen, denn er wollte keinen Kampf. Sein Kollege schickte ihm seine Adjutanten zurück, meldete ihm, daß der Wein abgezogen sei und man ihn nun trinken müsse, und trieb seine Attacken so gut voran, daß er die Verschanzungen eroberte, in Denain eindrang und sich der ganzen Artillerie und der Vorratslager bemächtigte, viele tötete, eine Menge ersäufte, die fliehen wollten ..., und sich in einen Stand versetzte, sich gut in der Stadt zu behaupten, wenn

den Prinzen Eugen die Lust ankommen sollte, ihn da anzugreifen; welcher mit seiner Armee von der anderen Seite des Flusses her kam und Zeuge des Unternehmens wurde, die Flüchtigen aufnahm und nicht weiter vordrang, da er Denain, das mit solchem Erfolg genommen worden war, nicht angreifen zu können glaubte. [...]

Montesquiou hatte den Verstand, sich weise und bescheiden zu verhalten, Villars, der sich der Lächerlichkeit preisgab, den Drachentöter spielen zu lassen, die offenkundige Protektion der Madame de Maintenon [*die sie Villars gewährte*] zu respektieren und sich mit dem Ruhm zu begnügen, über den niemand im Zweifel war. In Fontainebleau herrschte eine überschwengliche Freude, und der König war davon so geschmeichelt, daß er den Höflingen zum ersten Mal in seinem Leben dafür dankte. Der Prinz Eugen, der Mangel an Lebensmitteln und allen anderen Dingen hatte, hob gleich danach die Belagerung von Landrecies auf, und unter seinen Truppen brach eine schreckliche Desertion aus.

Der Tod des Gottes

Der Frieden mit allen Gegnern Frankreichs, außer dem deutschen Kaiser, ist 1713 zu Utrecht unterzeichnet worden. Nach einem brillanten Feldzug Villars in Deutschland, unterzeichnet der deutsche Kaiser den Frieden von Rastatt (1714). Ludwig XIV. verliert seine Eroberungen nicht, tritt jedoch Akadien (Neu-Schottland) und Neufundland an die Engländer ab und erkennt die englischen Herrscher aus dem Hause Hannover an. Am Hofe atmet man nach soviel Kummer und Furcht wieder auf. Der König ist bei ausgezeichneter Gesundheit. Madame de Maintenon schreibt im August 1713 an Madame des Ursins:

Hier ist ein päpstlicher Kämmerer, der sagt, wenn er nach Rom melden würde, der französische König gehe mit zweiundsiebzig Jahren nachmittags um zwei Uhr in der größten Hitze aus und laufe im Walde inmitten der Pferde und aller Hunde im Sande herum, so würde man ihn für verrückt halten, und er würde sich wohl hüten, solches zu schreiben.

Im folgenden Frühjahr ist Versailles jedoch erneut in Trauer. Am 4. Mai 1714 stirbt der Herzog von Berry. Er war vom Pferd gestürzt und hatte diesen Unfall geheimgehalten, da er dem König nicht noch weitere Sorgen bereiten wollte. Liselotte von der Pfalz berichtet hierüber:

Der Herzog von Berry hat selber seinen Tod herbeigeführt durch seine fürchterliche Unmäßigkeit im Essen und Trinken; außerdem hat er sich bei einem Sturz von einem Jagdpferd eine Ader zerrissen, was ihm einen großen Blutverlust ver-

ursacht hat. Er hatte seinen Kammerdienern gedroht, denjenigen wegzujagen, der von diesem Unfall sprechen und erzählen würde, daß er Blut von sich gebe. Nach seinem Tode hat man unter seinem Bett und unter den Möbeln Teller gefunden, die ganz mit Blut angefüllt waren.

Als er seine Krankheit eingestand, war es zu spät, um ihr Einhalt zu tun, und da niemand etwas von diesem Sturz wußte, dachten die Ärzte, daß er von seinen übermäßigen Tafelgenüssen krank geworden wäre. Man hat ihn viele Brechmittel nehmen lassen, was seinen Tod nur noch beschleunigt hat. Er selbst hat seinem Beichtvater, dem Pater de La Rue, gesagt: »Ach, mein Vater, ich bin selber die Ursache meines Todes.« Er bereute, aber es war zu spät.

Der einzige Erbe Ludwigs XIV. ist nun ein Kind von vier Jahren; die königlichen Bastarde fordern einen gehobenen Platz neben ihm. Im Juli 1714 werden die legitimierten Prinzen, die bisher einen Rang zwischen den echten Prinzen von Geblüt und den Herzögen und Pairs einnahmen, zu Prinzen von Geblüt erklärt. Saint-Simon erfährt diese Neuigkeit:

Als ich gegen Ende des Vormittags des Sonntags, 29. Juli, zu meiner Wohnung in Marly zurückkehrte, traf ich einen Lakaien de Maisons an mit einem Billett, in dem er mich beschwor, ungeachtet aller Geschäfte sofort zu ihm nach Paris zu kommen, wo er mich allein erwarte und wo ich sehen würde, daß es sich um Dinge handle, die nicht den geringsten Verzug duldeten, die man nicht einmal schriftlich bezeichnen könne und die von der alleräußersten Wichtigkeit seien. Dieser Lakai war bereits lange vorher angekommen und hatte mich überall durch meine Leute suchen lassen. Madame de Saint-Simon war in Versailles mit der Frau Herzogin von Berry, die allabendlich zum Souper des Königs kam, ohne jedoch noch in Marly zu übernachten, und ich sollte bei Monsieur und Madame de Lauzun dinieren. Wenn ich dies versäumt hätte, hätte es die Neugier und die Bosheit des Herrn von Lauzun gereizt. Ich gab Befehl für meinen Wagen. Sogleich

nach dem Diner zog ich mich unauffällig zurück. Niemand sah mich in meinen Wagen steigen; ich kam sehr rasch in meiner Wohnung in Paris an und begab mich sofort zu de Maisons, mit der Eile, die man sich wohl vorstellen kann.

Ich fand ihn allein mit dem Herzog von Noailles. Auf den ersten Blick erkannte ich zwei Männer, die außer aller Fassung waren, die mir mit ersterbender Stimme, jedoch nach einer sehr lebhaften, wenn auch kurzen Vorrede sagten, daß der König seine beiden Bastarde und deren männliche Nachkommenschaft bis ins Unendliche zu echten Prinzen von Geblüt erklärt habe, mit dem Recht, diese Eigenschaft, Rang und Ehren voll anzunehmen, und fähig, in Ermangelung aller anderen Prinzen von Geblüt in der Krone nachzufolgen. Bei dieser Nachricht, auf die ich nicht gefaßt war und deren Geheimnis sich bis dahin ohne die geringste Indiskretion erhalten hatte, sanken mir die Arme nieder. Ich senkte den Kopf und verharrte in einem tiefen Schweigen, ganz meinen Überlegungen hingegeben. Diese wurden bald unterbrochen durch ein Geschrei, das mich aufweckte. Die beiden Männer begannen im Zimmer umherzurennen, mit den Füßen zu stampfen, auf die Möbel einzuschlagen, um die Wette zu schimpfen und das Haus von ihrem Lärm widerhallen zu lassen. Ich gestehe, daß ein solcher Ausbruch von zwei solchen Männern mir verdächtig erschien, deren einer so besonnen und gemessen war und dem diese Rangerhöhung doch nichts ausmachte; und der andere stets so ruhig, so spöttisch überlegen, so Herr seiner selbst.

Ich fragte sie, ob sie verrückt geworden seien und ob, statt eines solchen Donnerwetters, es nicht klüger wäre, zu überlegen und zu sehen, ob etwas zu machen wäre. Sie riefen, daß sie deswegen so empört seien, weil nichts zu ändern wäre an einer Sache, die nicht allein beschlossen, sondern ausgeführt sei, als Erklärung abgefaßt und an das Parlament abgesandt; daß der Herzog von Orléans in dem Verhältnis, in dem er sich zu dem König befinde, kein Wort zu sagen wage; daß die Prinzen von Geblüt, die alt genug seien, zitterten wie die Kinder, die sie seien; die Herzöge jedes Mittels beraubt, sich

zu widersetzen, und das Parlament zum Schweigen und zur Dienstbarkeit verurteilt. Nun ereiferte sich einer immer mehr als der andere und schimpfte immer gräßlicher, denn sie machten vor nichts halt, weder vor Dingen noch vor Personen, und wählten ihre Ausdrücke nicht.

Da unsere Reden nichts ausrichteten, verabschiedete ich mich und kehrte auf dem schnellsten Wege nach Marly zurück, damit meine Abwesenheit nicht zu Gerede Anlaß gäbe. Alles dies brachte mich nichtsdestoweniger der Stunde des Soupers des Königs näher. Ich ging geradewegs in den Salon und fand ihn in düsterster Stimmung. Man sah sich an und wagte fast nicht, sich einander zu nähern, höchstens gab man sich ein verstecktes Zeichen oder wurde ein Wort beim Vorbeistreifen ins Ohr geflüstert. Ich sah den König sich zur Tafel setzen, er schien mir hochfahrender als gewöhnlich und schaute ständig nach rechts und links. Es war erst eine Stunde her, daß die Nachricht bekannt geworden war, man war noch ganz benommen davon, und jeder war auf seiner Hut. Mit einer Sache, die unwiderruflich ist, muß man sich abfinden, und man kann sich leichter und besser damit abfinden, wenn sie keine unmittelbare Wirkung hat, wie denn auch bei dem Zwischenrang die Bastarde von mir niemals weder ein Kompliment noch die geringste Anerkennung empfangen hatten. Ich hatte also meinen Entschluß gefaßt.

Jetzt aber geht Saint-Simon, dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouse sein Kompliment zu machen:

Der Hof brach dennoch weit mehr in ein dumpfes Gemurre aus, als man geglaubt hatte. Paris und die Provinzen begehrten auf; im Parlament tat sich niemand Zwang an. Madame de Maintenon, überglücklich über das Gelingen ihres Werkes, empfing die Verehrung ihrer Anhänger. [...] Der Herzog von Maine hütete sich, den traurigen, düsteren und bedrückten Ausdruck zu bemerken, der alle Komplimente begleitete, deren erzwungene Huldigung ihm ein sklavischer Hof darbrachte, ohne jedoch die angetane Gewalt zu verbergen. Ma-

dame du Maine triumphierte in Sceaux über die öffentliche Betrübnis. Sie verdoppelte die Feste und Unterhaltungen, nahm für bare Münze die kältesten und knappsten Komplimente und ging über die große Zahl derjenigen Leute hinweg, die sich nicht entschließen konnten, selbst zu kommen und ihre Verehrung darzubringen. Die zu Gottheiten erhobenen Bastarde erschienen nur für kurze Augenblicke in Marly.

Sein Aufstieg zum Rang eines Prinzen von Geblüt genügt dem Herzog von Maine jedoch noch nicht, er will vom König ein Testament zu seinen Gunsten erlangen. Nach Saint-Simon zettelt der Sohn Ludwigs XIV. zusammen mit Madame de Maintenon »das Komplott der Verdrießlichkeit« an, schmollend und dem Hof eine Atmosphäre der Unfreiheit und der Traurigkeit aufzwingend, bis sie zu ihren Zielen gelangen. Und am 27. August werden die Vertreter des Parlaments, nämlich der Erste Präsident, Mesmes, und der Generalprokurator Joly de Fleury, nach Versailles befohlen.

Als sie allein mit dem König waren, zog dieser aus einem Schubfach, das unter seinem Verschluß war, ein großes und umfangreiches Paket hervor, das mit sieben Siegeln verschlossen war (ich weiß nicht, ob der Herr von Maine damit das geheimnisvolle Buch mit sieben Siegeln der Apokalypse nachahmen wollte, um dieses Paket zu vergöttlichen). Der König übergab es ihnen und sagte: »Messieurs, dieses ist mein Testament. Außer mir gibt es niemanden, wer auch immer es sei, der seinen Inhalt kennt. Ich übergebe es Ihnen, um es beim Parlament aufzubewahren, dem ich keinen größeren Beweis meiner Achtung und meines Vertrauens geben kann, als es zu seinem Verwahrer zu machen. Das Beispiel meiner königlichen Vorfahren und dasjenige des Testaments meines königlichen Vaters lassen mich nicht in Unkenntnis darüber, was mit diesem geschehen kann, aber man hat es gewollt, man hat mich gequält, man hat mir keine Ruhe gelassen, was immer ich auch sagen mochte. Nun gut, ich habe meine Ruhe erkauft. Hier ist es, nehmen Sie es mit, werde daraus, was da wolle. Zum

wenigsten werde ich Frieden haben und nicht mehr davon sprechen hören.« Bei diesem letzten Ausspruch, den er mit einem kurzen Kopfnicken abschloß, wandte er ihnen den Rücken, ging in ein anderes Kabinett und ließ sie beide, die fast zu Statuen erstarrt waren, allein. Sie sahen sich an, bestürzt über das, was sie gehört hatten, und noch mehr über das, was sie aus den Augen und der ganzen Haltung des Königs lesen konnten, und sobald sie sich gefaßt hatten, entfernten sie sich und kehrten nach Paris zurück.

Was enthält dieses Testament? Anstelle eines einzigen Regenten während der Minderjährigkeit des Erben der Krone setzt Ludwig XIV. einen Regentschaftsrat ein, von dem der Herzog von Orléans nur der Präsident sein wird. Mit ihm gehören dem Rat dreizehn Mitglieder an, unter ihnen der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse. Dies alles, weil der König stets seinem Neffen mißtraut und den Gedanken nicht ertragen kann, es mit Madame de Maintenon und dem Herzog von Maine zu verderben.

Die Frömmigkeit dieser beiden, die äußerlich unangreifbar war, und ihre stetige Abgeschlossenheit beruhigten ihn über sie. Sie hatten von langer Hand her die Schlauheit besessen, ihn glauben zu machen, daß der Herzog von Maine, obgleich mit viel Verstand und Fähigkeit für die Staatsgeschäfte begabt [...], keine Absichten oder Pläne habe, noch auch nur fähig sei, solche zu haben, da er sich als guter Familienvater nur um seine Kinder kümmere, von der Größe nur im Hinblick auf die Größe des Königs angerührt sei, die er, aus seiner Anhänglichkeit heraus, über alles liebe, und im übrigen ganz ohne Berechnung, ganz offen und geradeheraus sei.

Alles dieses gefiel dem König ungemein und beruhigte ihn über seinen Sohn, den Lieblingssohn übrigens, der ständig in seiner nächsten Nähe war und ihn mit seinen Erzählungen und Scherzen unterhielt, worin er sich mehr hervortut als irgendeiner, den ich je gekannt habe, auf eine so reizende und leichte Art, daß man glauben möchte, es ebenso zu können,

gleichzeitig jedoch geschickt darin, weh zu tun und unbarmherzig die Lächerlichkeit bloßzustellen, dies alles jedoch mit Maß, je nach der Zeit, der Gelegenheit, der Laune des Königs, den er genauestens kannte, und je nachdem, wie die Dinge aufgenommen wurden, sie weitertreibend oder zügelnd mit einer solchen Geschicklichkeit, Natürlichkeit und Anmut, daß man hätte glauben mögen, er denke an nichts; dabei stets, wenn er Lust hatte, ein ausgezeichneter Pantomime. Wenn man all dies mit seinem Charakter zusammenbringt, wird man mit Schrecken gewahr werden, welche Klapperschlange in der allernächsten Umgebung des Königs ihr Wesen trieb.

Indessen verhehlt Ludwig XIV. sein Bedauern nicht:

Am anderen Tage, Montag, den 28., kam die Königin von England[1] von Chaillot, wo sie sich fast ständig aufhielt, zu Madame de Maintenon. Der König suchte sie dort auf. Sobald er ihrer ansichtig wurde, sagte er zu ihr, wie ein mitteilungsbedürftiger und verärgerter Mann: »Madame, ich habe mein Testament gemacht, man hat mich bestürmt, es zu machen.« Indem er zu Madame de Maintenon hinübersah: »Ich habe Ruhe erkauft, ich kenne seine [*des Testaments*] Unwirksamkeit und Nutzlosigkeit. Wir können alles, was wir wollen, solange wir da sind, danach vermögen wir weniger als die anderen Menschen. Man braucht nur zu sehen, was aus demjenigen meines Vaters geworden ist, und zwar sofort nach seinem Tode, und aus denen so vieler anderer Könige. Ich weiß es recht wohl, trotzdem, man hat es gewollt und mir nicht Ruhe und Frieden gelassen, bis ich es gemacht habe.«

Worte, die so ausdrücklich den erlittenen außerordentlichen Zwang und den langen und hartnäckigen Kampf offenbarten, bevor er aus Verdruß und müde des Kampfes kapitulierte, die so deutlich und so bedeutsam gesagt wurden, erfordern klare Beweise. Ich habe die Worte, die der König zu dem Ersten Präsidenten und dem Generalprokurator äußerte, von dem ersteren erfahren, der sich wohl gehütet hatte, sie zu vergessen.

[1] Die Witwe Jakobs II.

Mit Bezug auf das, was der König zu der Königin von England sagte und was noch stärker und deutlicher war, weil er sich ihr gegenüber ungezwungener fühlte und vielleicht, weil Madame de Maintenon als Dritte bei der Unterhaltung war, auf welche der größte Teil der Vorwürfe fiel, die der Verdruß, erpreßt worden zu sein, ihm abnötigte, erfuhr ich dies zwei Tage später von Herrn von Lauzun, dem die Königin von England es noch in ihrem ersten Erstaunen erzählt hatte.

Im Frühjahr des Jahres 1715 gibt die Gesundheit des Königs Anlaß zu einiger Beunruhigung: er hat häufiger Übelsein, führt aber nichtsdestoweniger sein gewohntes Leben weiter, unternimmt Spazierfahrten, geht zur Jagd, nimmt Truppenparaden ab. Der öffentliche Schreiber Jean Buvat vermerkt unter dem 18. Juni in seinen Aufzeichnungen:

Seine Majestät sagten während ihres Soupers: »Wenn ich weiterhin mit so gutem Appetit esse, wie ich es jetzt tue, werden viele Engländer ihre hohe Wette verlieren, daß ich am 1. September dieses Jahres sterben werde.«

Anfang August empfängt Ludwig XIV. den Botschafter des Königs von Persien. Der Marquis de Dangeau beschreibt diesen Empfang:

Der König stand zur gewohnten Stunde auf. Er legte ein Gewand aus einem schwarz-goldenen Stoff an, der mit Diamanten bestickt war. Diese hatten einen Wert von 12 500 000 Livres, und das Gewand war so schwer, daß der König es sofort nach seinem Diner ablegte.

Der persische Botschafter kam etwa gegen elf Uhr an, und kurz bevor er eintraf, erschien der König auf dem Balkon seines Zimmers, und das Volk, das den Hof anfüllte, brach in den Ruf aus: »Es lebe der König!« Ich glaube, diesen Ruf niemals aus aufrichtigeren Herzen gehört zu haben.

Der Empfang rollt nach dem üblichen Zeremoniell ab:

Der König bestieg den Thron, zu seiner Seite der Herr Dauphin, der ein juwelenbedecktes Gewand und eine ebensolche Kopfbedeckung trug. Die Herzogin von Ventadour [*die Erzieherin des damals fünfjährigen Ludwig XV.*] hielt ihn am Bande. Zu seiner Linken war der Herzog von Orléans, dann alle königlichen Prinzen ihrem Range gemäß zur Rechten und zur Linken. Zu beiden Seiten des Thrones befand sich eine Art Nische für die Herzogin von Berry, Madame [*die Herzogin von Orléans*] und alle königlichen Prinzessinnen mit ihren Damen.

Nach der Audienz ging der Botschafter, um dem Herrn Dauphin seine Aufwartung zu machen, der in das Zimmer der Madame de Maintenon gegangen war. Er fand diesen Prinzen so reizend, daß er ihn küssen wollte. Er nannte ihn den »Prinzen Notwendig«, welches die Bezeichnung ist, die sie in Persien dem Erben der Krone geben.

Die Geschenke, die der Botschafter mitgebracht hat, werden von den Hofleuten nicht sehr hoch eingeschätzt:

Die Geschenke sind weder des Königs würdig, der sie empfängt, noch des Königs von Persien, der sie gesandt hat: es sind hundertundvier ziemlich mäßige Perlen, beinahe zweihundert sehr schlechte Türkise und zwei goldene Büchsen mit Balsam von Muni, der wunderbare Heilkraft für Wunden haben soll. Er ist sehr selten und wird von einem Felsen ausgeschwitzt, der in einen anderen eingeschlossen ist, und man braucht lange Zeit, um eine Phiole damit zu füllen.

Einige Tage später muß der König das Bett hüten. Am 13. August schreibt Madame de Maintenon an den Erzbischof von Rouen:

Der König hat, seit wir von Marly zuückgekommen sind, über einen Schmerz im linken Bein geklagt, der ziemlich gering und nur beim Gehen und Bewegen zu merken ist. Es ist eine Art Gichtkrampf. Er hat ermüdet und teilnahmslos aus-

gesehen, der Puls ist sehr gut, der Appetit ist wiedergekommen, er will heute das Bett hüten, um zu sehen, ob die Wärme diesen Schmerz lindern wird. Er ist in diesen Tagen in mein Zimmer gekommen, hat sich wie gewöhnlich unterhalten und ein gutes Aussehen gehabt.

Und Saint-Simon verzeichnet, daß der König an den folgenden Tagen lange Stunden im Bett verbringt und schwächer zu werden scheint:

Am Mittwoch, 21. August, besuchten vier Ärzte den König und sagten wohlweislich nichts anderes als das Lob Fagons, der dem König Cassia verordnet hatte. Er verschob den Aufmarsch der Gendarmerie vor seinem Fenster auf Freitag, hielt Staatsrat nach dem Diner und arbeitete dann mit dem Kanzler. Madame de Maintenon kam später, danach die Damen der Familie und die große Musik. Er soupierte im Schlafrock, in seinem Fauteuil sitzend. Seit einigen Tagen beginnt man zu bemerken, daß er Mühe hat, Fleisch und sogar Brot zu essen, von dem er in seinem ganzen Leben stets wenig gegessen hat und seit längerer Zeit nichts als die Krume, da er keine Zähne mehr hatte. [...]

Am Donnerstag, dem 22. August, befindet sich der König noch schlechter. Er empfing vier andere Ärzte, die wie die ersten nur die Wissenschaft Fagons und sein bewunderungswürdiges Verhalten priesen, welcher ihn gegen Abend Chinarinde in Wasser und auf die Nacht Eselsmilch einnehmen ließ.

Am 24. August kann man sich keiner Täuschung über die Krankheit mehr hingeben:

Er [*der König*] soupierte stehend im Schlafrock, zum letzten Mal im Beisein seiner Hofleute. Ich bemerkte, daß er nur Flüssiges hinunterbringen konnte und daß es ihm peinlich war, betrachtet zu werden. Er konnte seine Mahlzeit nicht vollenden und sagte zu den Hofleuten, daß er sie bäte, durchzugehen, das heißt hinauszugehen. Er ließ sich wieder zu Bett

bringen, man untersuchte sein Bein, an dem sich schwarze Flecken zeigten. Er sandte nach dem Pater Tellier und beichtete. Die Ärzte waren sehr verwirrt. Man hatte es mit Milch und Chinarinde in Wasser versucht, nun ließ man beides fortfallen, ohne zu wissen, was anderes zu tun. Sie gestanden ein, daß sie glaubten, daß er seit Pfingsten ein schleichendes Fieber gehabt habe, und entschuldigten sich, nichts dagegen getan zu haben, mit der Begründung, daß er keine Heilmittel hätte haben wollen und sie selbst nicht geglaubt hätten, daß es so schlimm um ihn stünde.

Le Febvre de Fontenay schildert im »Mercure Galant« vom Oktober die letzten Tage des Königs:

Ich gebe hier für meine Leser das größte, herzbewegendste und heldenhafteste Schauspiel wieder, das jemals Menschen sehen konnten. Am Samstag, dem 24. August, der der elfte Tag seit der Krankheit des Königs war, fühlte Seine Majestät, die in ihrem Schlafzimmer im Beisein des Hofes soupierte, wie sie es seit dem 13. dieses Monats getan hatte, sich kränker, und da sie nach dem Souper einen starken Schwächeanfall gehabt hatte, verlangte sie zu beichten und tat dies gegen elf Uhr abends. Da sie jedoch morgens ein wenig geschlafen hatte, fand Seine Majestät noch genügend Kraft und Mut, um die Höflinge zu ihrem Diner hereinkommen zu lassen.

Am Feste des Heiligen Ludwig, dem Namenstag des Königs, kamen die Trommler, um ihm, wie üblich, das Morgenständchen zu bringen. Er ließ sie bis unter seinen Balkon herantreten, um sie besser hören zu können, da sein Bett zu weit entfernt war, und die vierundzwanzig Geigen und Oboen spielten während seines Diners im Vorzimmer, dessen Türe er hatte öffnen lassen, um sie besser hören zu können.

Die »kleine Musik«, die er seit einiger Zeit abends bei Madame de Maintenon und seit kurzer Zeit in seinem Zimmer zu hören pflegte, hielt sich bereit, um gegen sieben Uhr abends hereinzukommen, aber er schlief ein und erwachte mit einem sehr schwachen Puls und einer Geistesabwesenheit, die die

Ärzte erschreckte. Der König, als er sich von der Verwirrung, die er nach seinem Erwachen eine Viertelstunde lang gehabt hatte, erholt hatte, fürchtete, wieder in diesen Zustand zurückzufallen, und dachte selbst, daß er ohne längeres Zögern die Wegzehrung empfangen sollte, und da er von diesem Augenblick an damit rechnete, daß ihm nur noch wenige Stunden zu leben blieben, handelte er und gab Befehle für alles wie ein Mann, der sich zum Sterben bereitet, aber mit einer Festigkeit, Geistesgegenwart und Seelengröße, von der es, wie ich glaube, kaum je ein Beispiel gegeben hat.

Der Herr Kardinal Rohan, Großalmosenier von Frankreich, begleitet von zwei diensttuenden Almosenieren und dem Pfarrer der Pfarrei von Versailles, brachte die Wegzehrung und das Heilige Öl kurz vor acht Uhr über die verborgene Treppe, durch die man in das Kabinett Seiner Majestät gelangt. Dies wurde mit solcher Trauer und solcher Eile vollzogen, daß diese fromme und traurige Handlung ohne irgendwelche Ausschmückung vor sich ging. Es waren nur sieben oder acht Fackeln da, die von Hausburschen des Schlosses getragen wurden, von zwei Bediensteten des Ersten Arztes und einem Diener der Madame de Maintenon. Der Kardinal Rohan trug Unseren Herrn und der Pfarrer das Heilige Öl. Der Herr Herzog von Orléans, der rechtzeitig genug benachrichtigt worden war, gab Unserem Herrn das Geleite, und während man ihn zu holen ging, begaben sich alle Prinzessinnen mit ihren Ehrendamen durch die rückwärtigen Eingänge in das Zimmer des Königs, wo auch die hohen Beamten des Hauses sich einfanden. Sonst wurde niemand eingelassen.

Die Gebete für das Abendmahl und die Zeremonie der Letzten Ölung dauerten mehr als eine halbe Stunde. Die Prinzen und die Beamten des Hauses, die sich dem Schlafzimmer des Königs am nächsten befanden, traten während dieser Zeit ein, aber die Prinzessinnen blieben im Ratskabinett. Die Prinzen und mehrere hohe Beamte begleiteten Unseren Herrn zurück.

Sobald Er aus dem Zimmer gebracht worden war, verließ Madame de Maintenon, die den ganzen Nachmittag in dem

Krankenzimmer des Königs verbrachte, geleitet von dem Herzog von Noailles das Appartement, und Seine Majestät ließ gleichzeitig einen kleinen Tisch auf ihr Bett bringen und schrieb mit eigener Hand vier oder fünf Zeilen auf die vierte Seite eines Kodizills, das sie verfaßt hatte und dessen drei erste Seiten ausgefüllt waren. Während dieser Zeit befand sich nur der Herr Kanzler in seinem Zimmer, wobei die Türe, die zum Ratskabinett führte, offen blieb und die Höflinge in diesem Kabinett in der Nähe der Türe standen.

Während der König schrieb, trat Madame de Maintenon ein und hielt sich auf der am weitesten von der Türe entfernten Stufe zu dem Bett, so daß man sie nicht sehen konnte. Sobald der König zu schreiben aufgehört hatte, verlangte er zu trinken, und die der Türe am nächsten befindlichen Höflinge traten einige Schritte in das Zimmer vor in den Gesichtskreis des Königs, dessen Bettvorhang zum Kamin und der Türe des Kabinetts hin geöffnet war.

Als Seine Majestät des Marschalls von Villeroy ansichtig wurde, rief sie ihn mit starker Stimme an, die nichts von einem Sterbenden hatte. Sie sprach eine halbe Viertelstunde mit ihm. Der Marschall trat dann ganz in Tränen gebadet in das Kabinett zurück.

Nach dem Marschall von Villeroy rief der König Herrn Desmarets und sprach während einer oder zwei Minuten mit ihm. Danach nahm er eine Bouillon zu sich. Darauf trat der Herzog von Orléans ein, den Seine Majestät hatte rufen lassen. Der König sprach über eine Viertelstunde mit ihm. Der Herzog von Maine, den Seine Majestät ebenfalls verlangt hatte, trat in das Gemach ein, als die Unterhaltung mit dem Herzog von Orléans zu Ende war. Dieser Prinz entfernte sich sofort, stöhnend und in Tränen zerfließend. [. . .]

Sobald Seine Majestät aufgehört hatte, mit den Prinzen zu sprechen, bereiteten die Chirurgen und Apotheker alles Nötige vor, um den Brand am Bein zu verbinden, und während man ihn verband, kam der Herr Kanzler aus dem Zimmer und ging, um mit dem Herzog von Orléans zu sprechen, der in der Fensternische des Kabinetts saß, die dem Krankenzim-

mer zunächst lag. [. . .] Der Kanzler zog aus einem Umschlag, der nicht versiegelt war, das Papier, auf das Seine Majestät soeben geschrieben hatte, und reichte es dem Herzog von Orléans, welcher, um es zu lesen, sich an einen Tisch lehnte und sich nicht niedersetzte. [. . .]

Nachdem der Herr Herzog von Orléans zu Ende gelesen hatte, legte der Kanzler das Papier in den Umschlag zurück und ließ den Herzog von Orléans die Aufschrift lesen, worauf er es in seine Tasche steckte, ohne es zu versiegeln.

Es handelt sich um das Kodizill, in dem Ludwig XIV. die Vormundschaft und die Obhut des künftigen Königs dem Herzog von Maine anvertraut. Nun hatte aber, nach Saint-Simon, der König zu dem Herzog von Orléans mit der Versicherung seiner Achtung, seiner Freundschaft und seines Vertrauens gesprochen:

Was aber schrecklich ist, mit Jesus-Christus noch auf den Lippen, den er soeben empfangen hatte, versicherte er ihn, daß er nichts in seinem Testament finden würde, womit er nicht zufrieden sein dürfe, dann empfahl er ihm den Staat und die Person des künftigen Königs an. Zwischen seiner Kommunion und Letzten Ölung und dieser Unterhaltung lag kaum eine halbe Stunde; er konnte die merkwürdigen Verfügungen, die man ihm mit vieler Mühe abgerungen hatte, nicht vergessen haben und auch nicht, daß er nun in der Zwischenzeit sein kürzlich verfaßtes Kodizill geändert hatte, welches dem Herzog von Orléans das Messer auf die Brust setzte, dessen Heft sich ganz in der Hand des Herzogs von Maine befand.

Am 28. August morgens sagte er Madame de Maintenon eine Liebenswürdigkeit, die ihr nicht besonders gefiel und auf die sie kein Wort erwiderte. Er sagte zu ihr, was ihn darüber tröste, sie verlassen zu müssen, sei die Hoffnung, daß in dem Alter, in dem sie sich befinde, sie bald wieder vereinigt sein würden. Gegen sieben Uhr morgens ließ er den Pater Tellier rufen, und als dieser ihm von Gott sprach, bemerkte er in dem Spiegel seines Kamins zwei seiner Zimmerbediensteten,

die weinten. Er sagte zu ihnen: »Warum weint Ihr? Habt Ihr mich für unsterblich gehalten? Was mich betrifft, so habe ich nicht geglaubt, es zu sein, und bei meinem Alter mußtet Ihr darauf gefaßt sein, mich zu verlieren.«

Im Tagebuch der Anthoines (Vater und Söhne, die Arkebusenträger des Königs waren), die alles aufzeichneten, was sich in den letzten Augenblicken Ludwigs XIV. ereignete, steht zu lesen:

Ein Arzt, der aus Marseille gekommen war, wandte sich an den Herzog von Orléans und sagte, daß er ein spezifisches Mittel habe für alle Arten von äußerem und innerem Brand und für die Blutreinigung. Auf diese Meldung hin brachte der Herzog von Orléans, der den König in hoffnungslosem Zustand und von seinen Ärzten sozusagen aufgegeben sah, den Marseiller an den Hof, wo dieser in eine Konferenz mit den Ärzten Seiner Majestät eintrat und ihnen in Gegenwart mehrerer königlicher Prinzen die Vorzüge seines Mittels erklärte und behauptete, mehrere Personen von der gleichen Krankheit wie die des Königs geheilt zu haben.

Saint-Simon bestätigt diese Tatsache:

Ein ziemlich grober Kerl erfuhr auf dem Wege von Marseille nach Paris von dem Zustand des Königs und kam an diesem Morgen nach Versailles mit einem Mittel, welches, wie er sagte, den Brand heile. Der König befand sich so schlecht und die Ärzte waren so ratlos, daß sie in Gegenwart der Madame de Maintenon und des Herzogs von Maine ohne Schwierigkeiten zustimmten. Fagon wollte etwas einwenden; der Kerl, der sich Le Brun nannte, sprang sehr grob mit ihm um, worüber Fagon, der auf diese Weise mit den anderen umzuspringen pflegte, ganz verblüfft war. Man gab also dem König gegen elf Uhr morgens zwölf Tropfen dieses Elixiers in Wein von Alicante. Kurze Zeit danach fühlte er sich stärker, aber als der Puls wieder gefallen und sehr

schwach geworden war, gab man ihm gegen vier Uhr eine weitere Dosis und sagte zu ihm, dies geschehe, um ihn ins Leben zurückzurufen. Er sagte, als er das Glas mit dem Mittel nahm: »Zum Leben oder zum Tode, alles, wie es Gott gefällt.«

Am 29. und 30. August wird der Zustand des Königs immer schlechter. Am 31. August 1715:

Er hatte nur seltene und kurze Augenblicke des Bewußtseins. Der Brand hatte das Knie und den ganzen Schenkel befallen. Man gab ihm von der Medizin des verstorbenen Abbés Aignan, welche die Herzogin von Maine vorgeschlagen hatte und welche ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Blattern war. Die Ärzte waren mit allem einverstanden, weil keine Hoffnung mehr war. Gegen elf Uhr abends fand man ihn so schlecht, daß man die Gebete für die Sterbenden für ihn sprach. Diese Zeremonie rief ihn ins Bewußtsein zurück. Er sprach die Gebete mit einer so starken Stimme, daß man sie aus der Zahl der Geistlichen und aller Eingetretenen heraushören konnte. Zum Schlusse der Gebete erkannte er den Kardinal Rohan und sagte zu ihm: »Das sind die letzten Gnaden der Kirche.« Der Kardinal war der letzte Mensch, zu dem er sprach. Er wiederholte mehrere Male: »Nunc et in hora mortis«, dann sagte er: »O mein Gott, komm mir zu Hilfe, eile mir zu helfen.« Das waren seine letzten Worte. Die ganze Nacht war er ohne Bewußtsein in einem langen Todeskampf, der am Sonntag, dem 1. September 1715, um acht Uhr fünfzehn morgens endete, drei Tage vor seinem siebenundsiebzigsten Geburtstag, im zweiundsiebzigsten Jahr seiner Regierung [*einschließlich der Regentschaft Mazarins von 1643 bis 1661*].

Die Anthoines erzählen uns die weiteren Geschehnisse:

Sowie der König verschieden war, zog Herr Maréchal mit Hilfe der Kammerbediensteten den Leichnam aus dem Bett, um ihm frische Wäsche anzuziehen und ihn sodann in dem

gleichen Bett sitzend aufzurichten, damit er diesen ganzen Tag von allen ungehindert gesehen werden könne, und da sein Mund und seine Augen offen geblieben waren, erwiesen die Kammerbediensteten Tartellière und der Sohn La Gamie ihrem Herrn die letzten Dienste und schlossen sie ihm. Sein Gesicht war gelblich und abgemagert, aber wenig verändert, und die Augen starr und ebenso schön wie während seines Lebens.

Nachdem der Leichnam auf diese Weise auf das Bett gesetzt worden war, öffnete man alle Türen der Gemächer, und sogleich kamen die Prinzen und Herren des Hofes, die hohen und niederen Beamten, die anwesend waren, um dem Leichnam des verstorbenen Königs die letzten Ehren zu erweisen.

Der Herr Herzog von Orléans trat, nachdem er dem Leichnam des toten Königs die letzten Ehren erwiesen hatte, in das Appartement des Königs ein, und man verkündete mit lauter Stimme den Tod des Königs Ludwig XIV. Und zu gleicher Zeit proklamierte man zum König Ludwig XV., Sohn des Dauphins Ludwig von Frankreich und der Marie-Adelaïde von Savoyen, Urenkel des Königs, fünf Jahre, sechs Monate und sechzehn Tage alt.

Am anderen Tage, am 2. September, wurde die Leiche des Königs von den Offizieren der Kammer und der Garderobe, denen diese Ehre zufällt, in das Vorzimmer getragen und auf einen Tisch gelegt, damit die Leichenöffnung vorgenommen werden könne in Gegenwart des Herzogs von Elbeuf und des Herrn von Montesquiou, die dazu von dem Herzog von Orléans benannt worden waren, ferner des Herzogs von Tresmes, des Ersten Edelmannes der Kammer, und de Maillebois', eines der Vorsteher der Garderobe. Die ganze Fakultät war versammelt, ihnen voran der Erste Arzt, Herr Fagon, der eine Rede über den Gegenstand der Versammlung hielt, und zur selben Zeit nahm der Erste Chirurg Maréchal die Öffnung des Körpers vor, der in dem Zustand befunden wurde, der in dem Protokoll niedergeschrieben ist.

Dieses Protokoll stellt fest:

Man hat die Außenseite der linken Körperhälfte von der Fußspitze bis zum Kopfe brandig gefunden, die Haut hob sich von allen Seiten, weniger auf der rechten als auf der linken Seite, der Leib war außerordentlich gespannt und sehr aufgedunsen, die Eingeweide sehr verändert, mit Entzündung besonders derjenigen der linken Seite. [...]

Nach der Öffnung wurde der Leichnam einbalsamiert und von dem Herzog von Tresmes in einen Bleisarg gelegt. [...] Der geschlossene Sarg wurde von den Beamten der Kammer und der Garderobe in das große Appartement getragen, wo der König die großen Audienzen gegeben hatte. Dieses war mit den schönsten Möbelstücken der Krone ausgestattet; man legte den König auf ein großes Paradebett und bedeckte ihn mit einem kostbaren Tuch aus Goldstoff. Zu beiden Seiten hatte man zwei Altäre errichtet, an welchen eine große Zahl von Priestern und Klostergeistlichen aller Orden nacheinander während des Vormittags die Heilige Messe zelebrierten und während der restlichen Zeit Tag und Nacht ohne Unterbrechung psalmodierten bis zum 9. September, an welchem Tage der Leichnam nach Saint-Denis gebracht wurde, und während dieser ganzen Zeit wurde die Totenwache von den Ehrwürdigen Vätern Feuillantinern gehalten, die vorzugsweise vor anderen Orden das Recht haben, den Leichnam der Könige bis zum Tage der Beisetzung zu bewachen.

Aber schon am 2. September hat der Herzog von Orléans das Parlament zusammenberufen, um das Testament des Königs, das ihm einen Regentschaftsrat vorschreibt, und das Kodizill, das die Vormundschaft über den jungen Ludwig XV. dem Herzog von Maine überträgt, für nichtig erklären zu lassen. Dem Herzog wird die Regentschaft durch Akklamation zugesprochen. Dann greift er das Kodizill an. Saint-Simon schildert uns diese Szene:

Nach einigen Minuten der Ruhe ergriff der Herzog von Orléans von neuem das Wort. Er bezeigte ein neuerliches Erstaunen darüber, daß die Verfügungen des Testaments den-

jenigen, die sie suggeriert hatten, nicht genügt hätten und daß sie selbst nicht zufrieden damit, darin zu Herren des Staates eingesetzt zu sein, die Klauseln so merkwürdig gefunden hätten, daß sie, um sich völlig zu versichern, noch zu Herren der Person des Königs, der seinigen – des Herzogs von Orléans –, des Hofes und der Stadt Paris werden wollten.

Er fügte hinzu, wenn seine Ehre durch die Verfügungen des Testamentes in einer Weise verletzt sei, wie dies die versammelte Gesellschaft selbst empfinde, ebenso wie alle Gesetze und Regeln, diese letzteren noch mehr verletzt würden durch die Bestimmungen des Kodizills, welche weder seine Freiheit noch sogar sein Leben in Sicherheit ließen und die Person des Königs in die unbedingte Abhängigkeit dessen brächten, der es gewagt habe, aus der Schwäche des sterbenden Königs Nutzen zu ziehen, um ihm das abzufordern, was er nicht mehr habe verstehen können. Er schloß mit der Erklärung, daß die Regentschaft unter diesen Bedingungen unmöglich durchzuführen sei und daß er nicht daran zweifle, daß die Weisheit der Versammlung nicht zögern werde, ein Kodizill zu annullieren, das nicht aufrechterhalten werden könne und dessen Bestimmungen Frankreich in das größte Unglück stürzen würden.

Das Parlament geht nun zur völligen Abschaffung des Kodizills über:

Der Erste Präsident hatte nicht zur Abstimmung aufgerufen, sie war ohne Aufforderung erfolgt.

Die Bastarde sind damit an ihren Platz zurückverwiesen. Saint-Simon frohlockt. Was während dieser Zeit in Versailles geschieht, sagt uns Pierre Narbonne, Polizeikommissar und Stadtgouverneur:

Die Leibgarden blieben gestiefelt und reisefertig vom 30. August an, um den neuen König unmittelbar nach dem Tode

Ludwigs XIV. nach Vincennes[1] zu geleiten, aber der Herzog von Orléans änderte diese Hoforder ab und blieb bis zum 9. September in Versailles.

An diesem Tag findet die Beisetzung statt, ziemlich bescheiden, wie Saint-Simon verzeichnet:

Man hielt sich an das letzte Vorbild, um Ausgaben, Ungelegenheiten und lange Zeremonien zu vermeiden. Ludwig XIII. hatte aus Bescheidenheit und Demut seine Beisetzung mit dem geringstmöglichen Aufwand angeordnet.

Und auf dem Pont-Neuf singt man:

Als er in dem Sarge lag,
Trug man ihn nach Saint-Denis,
Ohne Prunk und ohne Pracht,
Weil der Sohn nicht so viel erbt,
Um den Vater zu begraben.

Viele Menschen [*schreibt Pierre Narbonne noch*], freuten sich über den Tod dieses Fürsten, und überall hörte man Geigen spielen.

Und Voltaire:

Ich habe auf dem Wege nach Saint-Denis kleine Zelte gesehen, in denen getrunken, gesungen und gelacht wurde. Die Gefühle der Bürger von Paris hatten auch den Pöbel erfaßt. Der Jesuit Le Tellier war die Hauptursache dieser allgemeinen Freude.

Ich hörte mehrere Zuschauer sagen, daß man die Häuser der Jesuiten mit den Fackeln, die den Leichenzug begleiteten, anzünden müßte.

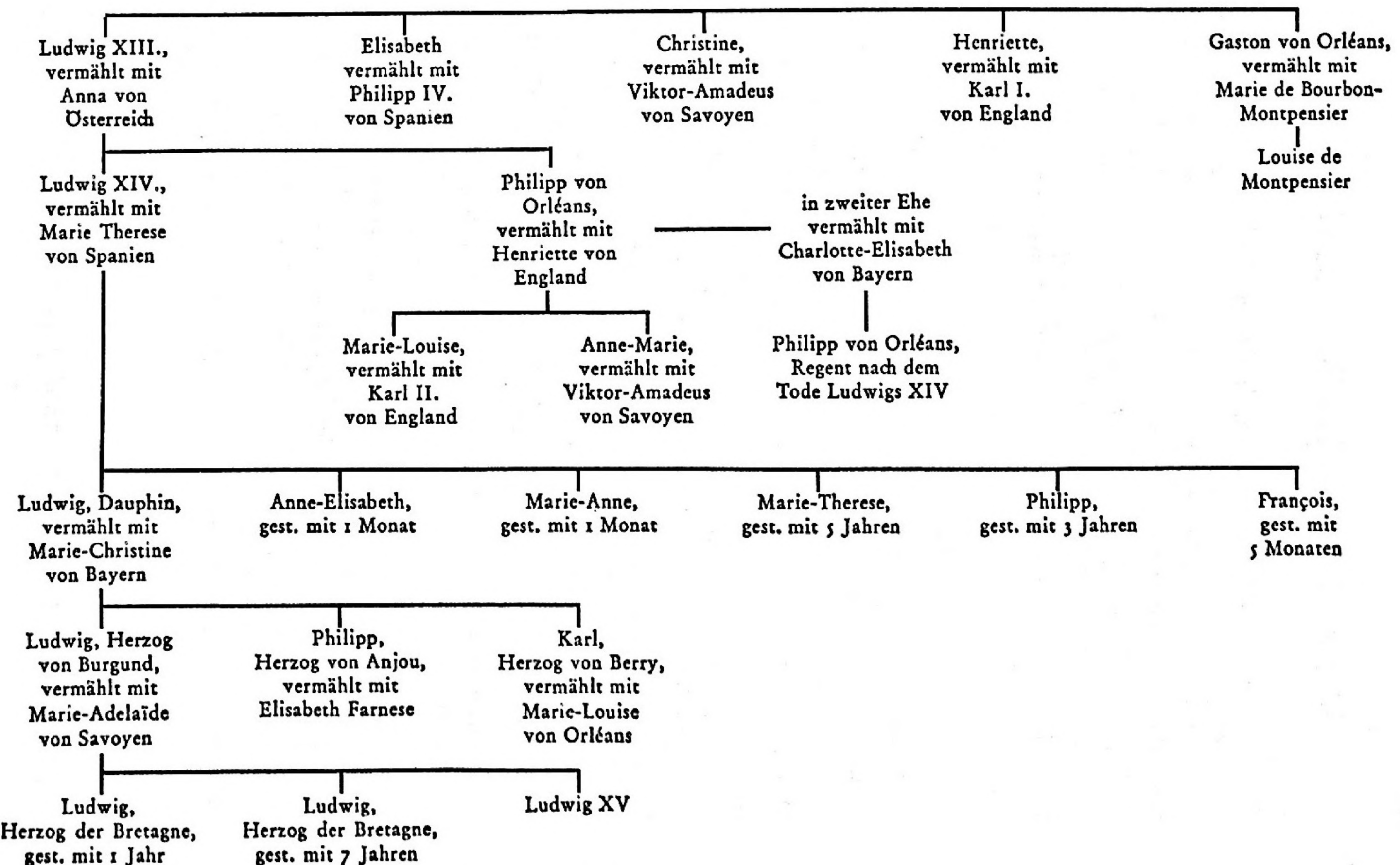
1 Ludwig XIV. hatte angeordnet, daß sein Nachfolger nach Vincennes gebracht werde, während das Schloß von Versailles gelüftet und gereinigt werden sollte.

Versailles wird zwei Jahre hindurch in einen Schlaf versinken, und während dieser Zeit blättern von den Mauern der Stadt die Plakate des 1. September ab:

Betet zu Gott für die Seele des sehr hohen, sehr mächtigen und sehr ausgezeichneten Fürsten Ludwigs des Großen, durch Gottes Gnade König von Frankreich und Navarra, des allerchristlichsten, allererhabensten und allersiegreichsten, unvergleichlich an Güte, Gerechtigkeit und Gottesfurcht.

Anhang

Die Königliche Familie



Die natürlichen Kinder Ludwigs XIV.[1]

Mit Mademoiselle de La Vallière

1663 ein Sohn, Karl, gestorben mit zweieinhalb Jahren.

1665 ein Sohn, Philipp, gestorben mit 11 Monaten.

1666 eine Tochter, Marie-Anne, die legitimiert und mit dem Prinzen Louis-Armand de Conti vermählt wird.

1667 ein Sohn, Ludwig, Graf von Vermandois, legitimiert, gestorben mit 16 Jahren.

Mit Madame de Montespan

1669 eine Tochter, Louise, gestorben mit drei Jahren.

1670 ein Sohn, Ludwig-August, legitimiert mit dem Titel Herzog von Maine.

1672 ein Sohn, Ludwig-Cäsar, legitimiert mit dem Titel Graf von Vexin, gestorben mit elf Jahren.

1673 eine Tochter, Louise-Françoise, legitimiert, genannt Mademoiselle de Nantes, vermählt mit Louis de Bourbon-Condé.

1674 eine Tochter, Louise-Marie, legitimiert, genannt Mademoiselle de Tours, gestorben mit sieben Jahren.

1677 eine Tochter, Françoise-Marie, legitimiert, genannt Mademoiselle de Blois, vermählt mit dem künftigen Regenten, dem Herzog von Chartres.

1678 ein Sohn, Ludwig-Alexander, legitimiert, mit dem Titel eines Grafen von Toulouse.

Mit Mademoiselle de Fontanges

1679 (im Dezember) ein Sohn, der im Januar 1680 stirbt.

1 Wir erwähnen hier nur die Kinder der bekannten Favoritinnen.

Zeittafel

1661 – Tod des Kardinals Mazarin; Beginn der eigentlichen Herrschaft Ludwigs XIV. Heirat des Herzogs von Orléans, des Bruders des Königs, mit Henriette von England. Beginn der Liaison des Königs mit Louise de La Vallière. Der Oberintendant Fouquet fällt in Ungnade. Geburt des Dauphins. – Beginn der Bauarbeiten in Versailles: der Hof und die Fassade des Schlosses Ludwigs XIII. werden neu gestaltet.

1662/63 – Der Fouquet-Prozeß. – Erste Reisen des Königs nach Versailles, wo man die Gebäude des Vorhofes, die Orangerie und die Straßen baut.

1664 – Erstes großes Fest in Versailles.

1665 – Tod Philipps IV. von Spanien, des Schwiegervaters Ludwigs XIV. Dieser beansprucht im Namen seiner Gemahlin die spanischen Niederlande. – In Versailles werden die Pavillons für die Günstlinge des Königs errichtet.

1666 – Tod der Königin-Mutter Anna von Österreich.

1667 – Erster spanischer Erbfolgekrieg. Der Feldzug in Flandern ist ein einerseits militärischer, andrerseits galanter Spaziergang. Mademoiselle de La Vallière wird Herzogin von Vaujours. Madame de Montespans Aufstieg. – Erweiterung der Mittelallee in Versailles. Beginn der Arbeiten am Großen Kanal.

1668 – Feldzug in der Franche-Comté und Friedensvertrag von Aachen. – Erste Pläne für das Neue Schloß. Große Friedensfeste. Spaziergang La Fontaines und Mademoiselle de Scudérys zu Versailles.

1669 – Errichtung dreier großer Gebäude in Versailles: das Neue Schloß.

1670 – Geheimvertrag von Dover mit England, ausgehandelt von Madame, der Schwägerin des Königs. Tod Madames. – Erbauung des ersten Pavillons auf dem Gelände des Dorfes Trianon.

1671 – Monsieur vermählt sich in zweiter Ehe mit Charlotte-Elisabeth von Bayern, genannt Liselotte von der Pfalz. Der König rüstet zum Krieg gegen Holland. Der Graf von Lauzun fällt in Ungnade. – Plan der Gründung einer Stadt Versailles. Der Große Kanal ist fertiggestellt. Bau der Kapelle.

1672 – Beginn des Krieges gegen Holland. – Einweihung der Kapelle in Versailles.

1673 – Zweiter Feldzug in der Franche-Comté gegen Spanien, das mit Holland verbündet ist. Legitimierung der natürlichen Kinder des Königs. – In Versailles sind sechs der königlichen Gemächer fertiggestellt.

1674 – Feldzüge in Elsaß und in der Franche-Comté. Sieg bei Seneffe

(Belgien). Die Rohansche Verschwörung. Kaiserliche Truppen dringen ins Elsaß ein. – Das neue Schloß ist fertiggestellt. Beginn der längeren Aufenthalte in Versailles. Mademoiselle de La Vallière verläßt den Hof. Madame Scarron wird Madame de Maintenon.

1675 – Turenne stellt die Lage im Elsaß wieder her. Tod Turennes. – Madame de Montespan verläßt den Hof, kehrt aber wieder zurück.

1676 – Hinrichtung der Marquise de Brinvilliers. Ludwig XIV. beschließt, seine Residenz nach Versailles zu verlegen, wo man an den Wohnungen für die Hofleute arbeitet.

1678 – Einnahme von Gent. Frieden von Nimwegen. – Mansard legt den Plan für die neue Residenz vor. Man beginnt mit den Arbeiten am Südflügel, am Teich der Schweizer, am Neptunbecken ...

1679 – Beginn der Giftaffäre. Mademoiselle de Fontanges scheint an die Stelle der Madame de Montespan zu rücken. – In Versailles wird der Marmorhof ausgeschmückt. Beginn der Bauarbeiten zu Marly.

1680 – Der Dauphin vermählt sich mit Marie-Christine von Bayern (Madame de Maintenon wird zur Dame d'atours der künftigen Dauphine ernannt.) Mademoiselle de Fontanges wird Herzogin. Prägung einer Medaille auf Versailles.

1681 – Tod der Mademoiselle de Fontanges. – Fertigstellung der Großen Gemächer des Königs und der Königin.

1682 – Tod Colberts. – Geburt des Herzogs von Burgund. Versailles wird Regierungssitz. Vollendung des Südflügels. Tod der Königin Marie Therese. Geheime Hochzeit des Königs mit Madame de Maitnenon.

1684 – Beginn der »Dragonaden« gegen die Protestanten. – Fertigstellung der Spiegelgalerie in Versailles. Beginn des Nordflügels. Plan zur Heranführung des Wassers der Eure nach Versailles.

1685 – Aufhebung des Edikts von Nantes. Tod Karls II. von England und Thronbesteigung Jakobs II. – Der Doge von Genua unterwirft sich dem König vor versammeltem Hofe.

1686 – Tod des Großen Condé. – Die Botschafter Siams am Hofe. Eröffnung von Saint-Cyr. Fisteloperation des Königs. Das Wasser der Seine fließt nach Versailles.

1687 – Bau des Großen Trianons.

1688 – Krieg gegen die Augsburger Liga. Brandschatzung der Pfalz.

1689 – Flucht Jakobs II. von England, Aufenthalt in Saint-Germain. – Aufführung von Racines »Esther« zu Versailles. Fénelon wird Erzieher des Herzogs von Burgund.

1690 – Sieg bei Fleurus. Tod der Dauphine. – Ende der Bauarbeiten zu Versailles.

1691 – Belagerung von Mons. Kaperfahrten Jean Barts. – Saint-Simon kommt an den Hof. Jean Bart wird in Versailles empfangen. Madame de Montespan verläßt den Hof. Tod Louvois'.

1692 – Belagerung von Namur. Sieg bei Steenkerke. – Hochzeit des Herzogs von Chartres (des künftigen Regenten) mit Mademoiselle de Blois und des Herzogs von Maine (eines natürlichen Sohnes Ludwigs XIV.) mit Mademoiselle de Condé.

1693 – Sieg bei Neerwinden.

1694 – (oder 1695) Brief Fénelons an den König in Form einer Anklage. – Saint-Simon beginnt Notizen zu sammeln für seine »Memoiren«.

1695 – Fénelon wird zum Erzbischof von Cambrai ernannt.

1696 – Vertrag von Turin mit Savoyen. – Marie-Adelaïde von Savoyen, die den Herzog von Burgund heiraten soll, kommt in Versailles an.

1697 – Veröffentlichung des Buches von Fénelon »Die Auslegung der Maximen der Heiligen«. Frieden von Rijswijk. Wahl des Prinzen von Conti zum König von Polen. – Die Frage des Quietismus beschäftigt den Hof. Die Hochzeit des Herzogs von Burgund wird zu Versailles gefeiert.

1698 – Vertrag von Den Haag (zwischen Frankreich, Holland und England). Bossuet veröffentlicht seine »Berichte über den Quietismus«, die mit Fénelon ins Gericht gehen. Racine fällt in Ungnade.

1699 – Verdammung des Buches von Fénelon. – Beginn der Bauarbeiten an der späteren Kapelle in Versailles.

1700 – Tod des Königs von Spanien, Karls II. – Der Herzog von Anjou wird in Versailles zum König von Spanien ausgerufen.

1701 – Beginn des zweiten spanischen Erbfolgekrieges. Tod Monsieurs, des Bruders des Königs. Tod Jakobs II. von England.

1702 – Beginn der Revolte der Camisarden.

1703 – Vauban zum Marschall von Frankreich ernannt.

1704 – Niederlage bei Höchstädt und Invasion Frankreichs. – Geburt des Herzogs der Bretagne, des Sohnes des Herzogs von Burgund.

1705 – Tod des kleinen Herzogs der Bretagne, Geburt seines Bruders, der den gleichen Titel tragen wird.

1706 – Niederlage bei Ramillies. Vauban veröffentlicht seinen »Plan eines Königlichen Zehnten«.

1707 – Tod Vaubans.

1708 – Niederlage bei Oudenarde. – Kabale gegen den Herzog von Burgund.

1709 – Schreckliches Hungerjahr. Schlacht bei Malplaquet. Zerstörung von Port-Royal.

1710 – Geburt des künftigen Ludwigs XV. Heirat des Herzogs von Berry. Vollendung der Kapelle in Versailles.

1711 – Tod des Grand Dauphin zu Meudon.

1712 – Sieg bei Denain. Tod der Herzogin von Burgund am 12. Februar, ihres Gatten am 18. Februar, ihres ältesten Sohnes am 8. März.

1713 – Vertrag von Utrecht.

1714 – Verträge von Rastatt und Baden. Testament des Königs, das einen Vormundschaftsrat für die Zeit der Minderjährigkeit seines Nachfolgers einsetzt. Tod des Herzogs von Berry.

1715 – Der persische Botschafter wird in Versailles empfangen. Tod Ludwigs XIV. am 1. September. Ludwig XV. verläßt Versailles und geht nach Vincennes.

Chronisten- und Quellenverzeichnis

Dekor und Personen

21 André Félibien, Sieur des Avaux et de Javercy, *Description de Versailles*, durch den Sohn des Autors erweiterte Ausgabe, Paris 1703. – Félibien (1619–1695) war Architekt und Historiograph des Königs.

21 *Gazette de France* vom 18. 4. 1651. – Die Zeitung wurde 1631 von Théophraste Renaudot (1586–1653) unter der Schirmherrschaft Richelieus gegründet und erschien bis 1914.

22 Louis de Rouvroy, Herzog von Saint-Simon, *Mémoires sur le siècle de Louis XIV et la Régence*, hrsg. von Chéruel und Régnier, Paris 1904. – Saint-Simon (1675–1755) war Offizier im Heer Ludwigs XIV. und Höfling in Versailles, seit 1715 unter Philipp II. von Orléans im Regentschaftsrat, 1721 Botschafter in Madrid. Als Schriftsteller ist er berühmt durch seine Memoiren, die von 1691 bis 1723 reichen und ein ebenso subjektives wie kritisches Bild des Versailler Hoflebens geben.

22 Jean-Baptiste Colbert, Marquis de Seignelay, *Lettres, instructions et mémoires*, hrsg. von Clément, Paris 1861–62. – Colbert (1619–1683), französischer Staatsmann, war Oberintendant für Finanzen, Landwirtschaft, Handel, Marine, Kolonien und Bauwesen unter Ludwig XIV., Schöpfer der französischen Flotte, Mitglied der Académie Française, Begründer der Akademie der Wissenschaften.

23 Sébastian Locatelli, *Voyage de France* (1664–65), hrsg. von Vautier, Paris 1905.

23 Colbert, siehe Anmerkung zu S. 22.

25 Olivier Le Fèvre d'Ormesson, *Journal*, hrsg. von Chéruel, Paris 1860–62. – Le Fèvre d'Ormesson (1616–1686) war Parlamentsrat und ist bekannt durch seinen genauen Bericht des Fouquet-Prozesses.

25 Charles Perrault, *Mémoires de ma vie*, hrsg. von Paul Bonnefon, Paris 1909. – Der Schriftsteller Perrault (1628–1703) war Oberaufseher der königlichen Bauten unter Colbert, 1670 Mitglied der Académie Française, Autor von »Le Siècle de Louis le Grand«.

26 Félibien, siehe Anmerkung zu S. 21.

27 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.

28 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

28 Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné, *Lettres*, hrsg. von Charles Nodier, Paris 1836, und Monmerqué, Paris 1862. – Die Marquise de Sévigné (1626–1696) schrieb etwa 1500 Briefe, in denen sie vom höfischen Leben der Zeit berichtet und die, berühmt für ihren Stil, zur klassischen Literatur des 17. Jahrhunderts gehören.

29 Primi Visconti, Comte de Saint-Mayol, *Mémoires sur la Cour de Louis XIV*, hrsg. von H. Lemoine, Paris 1909. – Visconti, italieni-

scher Wahrsager und Handschriftendeuter, lebte zehn Jahre in Paris und am Hofe.

29 Philippe de Courcillon, Marquis de Dangeau, *Journal de la Cour de Louis XIV*, hrsg, von Soulié, Dussieux, Chennevières, Mantz und Montaiglon, Paris 1854–60. – Dangeau (1638–1720) war Höfling in Versailles und Mitglied der Académie Française.

29 François-Timoléon de Choisy, *Mémoires*, hrsg. von Lescure, Paris 1888. – Der Abbé de Choisy (1644–1724) war Schriftsteller, Höfling und Diplomat, Mitglied der Académie Française, bekannt durch seine Briefe und seine »Erinnerungen«.

30 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

32 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.

33 Jean de La Bruyère, *Les Caractères de Théophraste*, hrsg. von Servois und Rebelliau, Paris 1908. – La Bruyère (1645–1696), Advokat, Schriftsteller und Moralist, lebte am Hof des Herzogs von Bourbon, bekannt für seine schonungslose Darstellung des Sittenverfalls der französischen Aristokratie.

33 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.

Mademoiselle de La Vallière

34 Charles Varlet de La Grange, *Registres*, hrsg. von der Société de l'Histoire du Théâtre, Paris 1942. – La Grange (1639–1692) war Schauspieler der Truppe Molières, sein »Registre« ist ein wichtiges Dokument für die Geschichte der Schauspieltruppe Molières und des Théâtre-Français in seinen Anfängen.

34 *Gazette de France*, siehe Anmerkung zu S. 21.

35 Jacques Carpentier de Marigny, *Relation des divertissements que le Roi a donnés aux Reines dans le parc de Versailles*, Paris 1664.

36 *Relation des Plaisirs de l'Ile enchantée*, anonym, Paris 1665.

37 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.

38 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.

39 Charles de Baatz, Seigneur d'Artagnan, *Mémoires*, bearbeitet von Sandras de Courtilz, Köln 1700. – Artagnan (um 1611–1673) war Lieutenant-Capitaine der Musketiere des Königs, dann Feldmarschall, fiel bei der Belagerung Maastrichts; bekannt aus den »Drei Musketieren« von Dumas.

39 Locatelli, siehe Anmerkung zu S. 23.

40 Madame Duplessis-Bellière, *Lettre au Surintendant Fouquet*, erhalten in den Manuskripten Valentin Conrarts, Bibliothèque de l'Arsenal.

41 Marie-Madeleine Pioche de la Vergne, Comtesse de La Fayette, *Histoire de Madame Henriette d'Angleterre*, hrsg. von Michaud und Poujoulat, Paris 1839. – Madame de La Fayette (1634–1692), französische Schriftstellerin, lebte seit 1659 in Paris, wo sie einen Salon führte; ihren literarischen Ruhm verdankt sie dem Roman »La princesse de Clèves«. Sie war befreundet mit La Rochefoucauld.

41 Comtesse de La Fayette, siehe vorstehende Anmerkung.
41 Roger de Rabutin, Comte de Bussy, *Histoire amoureuse des Gaules* nebst *La France galante*, hrsg. von Sainte-Beuve, Paris 1868. –Bussy-Rabutin (1618–1693), französischer General und Schriftsteller, Mitglied der Académie Française, war ein Vetter der Marquise de Sévigné; die Veröffentlichung seiner Histoire amoureuse führte zu seiner Verhaftung und Verbannung vom Hof.
42 Françoise Bertaud, Dame Langlois de Motteville, *Mémoires*, hrsg. von F. Riaux, Paris 1886. – Françoise de Motteville (1621–1689) war Kammerfrau der Königin-Mutter Anna von Österreich am Hof von Versailles.
43 Charles-Auguste, Marquis de La Fare, *Mémoires et réflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV*, hrsg. von Michaud und Poujoulat, Paris 1838.
46 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.
46 Colbert, siehe Anmerkung zu S. 22.
47 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.

Königliche Unterhaltungsspiele

48 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
48 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.
49 Louis II de Bourbon, Prince de Condé, *Lettres inédites à Marie-Louise de Gonzague, reine de Pologne*, hrsg. von Emile Magne, Paris 1920. – Der Prinz von Condé (1621–1686), genannt »der Große Condé«, war einer der größten Feldherrn Ludwigs XIV.; während der Regentschaft Anna von Österreichs hatte er sich an dem Aufstand der Fronde beteiligt.
50 Prince de Condé, siehe Anmerkung zu S. 49.
51 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
52 Louis XIV, *Mémoires et lettres*, hrsg. von A. Longnon, Paris 1927.
53 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
53 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.
53 Prince de Condé, siehe Anmerkung zu S. 49.
54 Thomas-François Chabod, Marquis de Saint-Maurice, *Lettres sur la Cour de Louis XIV*, hrsg. von J. Lemoine, Paris 1911–12.
54 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
55 Anne-Marie-Louise d'Orléans, Duchesse de Montpensier, *Mémoires*, hrsg. von Michaud und Poujoulat, Paris 1839. – Die Herzogin von Montpensier (1627–1693), eine Cousine des Königs, bekannt unter dem Namen la Grande Mademoiselle, beteiligte sich an dem Aufstand der Fronde.
56 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.
57 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.
57 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
57 *Recueil chansonnier Clairambault*, Bibliothek nationale, Paris. – Pierre

de Clairambault (1651–1740) war Gelehrter und Manuskriptsammler; die von ihm begonnene Liedersammlung reicht von 1549 bis 1759.

58 Félibien, siehe Anmerkung zu S. 21.

58 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.

59 Marguerite-Marie Le Valois de Villette de Murçay, Comtesse de Caylus, *Souvenirs,* durchgesehen von ihrem Sohn, hrsg. von Lionel Péraux, Paris 1881. – Madame de Caylus (1673–1729) war eine Nichte der Madame de Maintenon.

60 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.

60 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.

60 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.

61 Anne-Marguerite Dunoyer (geb. Petit), *Lettres historiques et galantes,* Köln 1723.

62 Le Fèvre d'Ormesson, siehe Anmerkung zu S. 25.

Madame est morte

64 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.

64 Daniel de Cosnac, *Mémoires,* hrsg. von Jules de Cosnac (Société de l'Histoire de France), Paris 1852. – Daniel de Cosnac war Bischof von Valence, Erster Almosenier des Herzogs von Orléans und später Erzbischof von Aix; er war der Vertraute Henriettes von England.

65 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.

67 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.

70 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.

70 Comtesse de La Fayette, siehe Anmerkung zu S. 41.

74 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.

76 Abbé François Le Dieu, *Mémoires et Journal sur la vie et les ouvrages de Bossuet,* hrsg. von Abbé Guettée, Paris 1856. – Dieu war Sekretär Bischofs Jacques Bénigne Bossuet.

76 Comtesse de La Fayette, siehe Anmerkung zu S. 41.

77 Hugues de Lionne, *Lettres* (an Charles Colbert, Marquis de Croissy, Botschafter Frankreichs in London, Bruder Jean Baptiste Colberts), hrsg. von Ulysse Chevalier, Valence 1877. – Hugues de Lionne (1611–1671), französischer Diplomat und Gesandter, war Staatssekretär des Äußeren unter Ludwig XIV.

78 Lord Edward Montaigu, *Lettres* (an Lord Arlington), hrsg. als Anhang zur »Histoire de Madame Henriette d'Angleterre«, der Comtesse de La Fayette, siehe Anmerkung zu S. 41. – Montaigu war Botschafter Englands in Frankreich.

78 Artagnan, siehe Anmerkung zu S. 39.

79 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.

79 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

81 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.

82 Montaigu, siehe Anmerkung zu S. 78.

Was tun mit Lauzun

84 Louis-Henri de Loménie, Comte de Brienne, *Mémoires,* hrsg. von E. Barrière, Paris 1828.
85 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
87 *Recueil chansonnier,* siehe Anmerkung zu S. 57.
88 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
89 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
89 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
90 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
92 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
92 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
93 Charlotte-Elisabeth de Bavière, Duchesse d'Orléans, *Correspondance,* hrsg. von G. Brunet, Paris 1904. – Elisabeth Charlotte, genannt Liselotte von der Pfalz (1652–1722) war die zweite Gemahlin des Herzogs von Orléans und lebte seit 1671 am Hof von Versailles; ihr Sohn Philipp II. von Orléans wurde Regent nach dem Tode Ludwigs XIV. In ihren berühmt gewordenen Briefen schildert Liselotte das Leben am französischen Hof.
93 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
93 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.
94 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
94 Jean Hérault de Gourville, *Mémoires,* hrsg. von Michaud und Poujoulat, Paris 1838.
95 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.
96 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
97 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
98 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.

Ein republikanisches Komplott

99 Loménie de Brienne, siehe Anmerkung zu S. 84.
99 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
100 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
100 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
100 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
101 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
102 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 41.
102 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
104 Cosnac, siehe Anmerkung zu S. 64.
104 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
106 *Procès du chevalier de Rohan,* Manuscrits français 7 629 und 16 556, Bibliothèque nationale, Paris. – Louis Chevalier de Rohan (1635–1674) war Großjägermeister Ludwigs XIV.; er beteiligte sich an der Verschwörung gegen den König und wurde enthauptet.
108 *Lettre anonyme* über den Prozeß des Chevalier de Rohan, hrsg. von

Fournier in »Variétés historiques«, Paris 1855. – Das Manuskript des Briefes befindet sich in der Bibliothèque Sainte-Geneviève, Paris.

108 *Lettre anonyme,* siehe vorstehende Anmerkung.

109 Paul Pellisson, *Correspondance inédite,* hrsg. von F. Marcou, Paris 1859. – Pellisson (1624–1693), französischer Schriftsteller, Mitglied der Académie Française, war Sekretär Fouquets und geriet wegen seines mutigen Eintretens für diesen während des Prozesses selbst ins Gefängnis; als Historiograph Ludwigs XIV. verfaßte er eine »Histoire de l'Académie Française«.

109 Cauzé de Nazelles, *Mémoires du temps de Louis XIV,* hrsg. von Ernest Daudet, Paris 1899. – Nazelles war Offizier der königlichen Armee.

110 Nazelles, siehe Anmerkung zu S. 109.

111 Nazelles, siehe Anmerkung zu S. 109.

111 *Lettre anonyme,* siehe Anmerkung zu S. 108.

112 Gatien de Sandras de Courtilz, *Le Prince infortuné,* Amsterdam 1713. (Sandras de Courtilz, siehe auch Anmerkung zu S. 39.)

112 Sandras de Courtilz, siehe vorstehende Anmerkung.

113 *Procès du chevalier de Rohan,* siehe Anmerkung zu S. 106.

113 Pellisson, siehe Anmerkung zu S. 109.

114 Nazelles, siehe Anmerkung zu S. 109.

115 Nicolas-Gabriel de La Reynie. *Lettres et notes,* Manuscrits français 7629 und 7608, Bibliothèque nationale, Paris. – La Reynie (1625–1709), war Erster Polizeileutenant von Paris.

115 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.

115 Roger de Rabutin, Comte de Bussy, *Correspondance avec sa famille et ses amis,* hrsg. von Ed. Lalaune, Paris 1857. (Bussy-Rabutin, siehe auch Anmerkung zu S. 41.)

116 *Procès du chevalier de Rohan,* siehe Anmerkung zu S. 106.

117 Pierre Bayle, *Lettres,* Amsterdam 1729. – Bayle (1647–1706), französischer Schriftsteller, war Professor der Philosophie an der Académie protestante Sedan.

118 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.

119 Jean Rou, *Mémoires inédits et opuscules,* hrsg, von Francis Waddington (Société de l'Histoire du Protestantisme français), Paris 1857.

Der Triumph der Montespan

121 *Journal de la santé du Roi,* geführt von Valot, d'Aquin, Fagon, hrsg. von H. Lemoine, Paris 1862.

122 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.

122 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.

123 Languet de Gergy, *Mémoires inédits sur Madame de Maintenon,* hrgs. von La Vallée, Paris 1863.

124 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.

124 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
124 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
126 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
126 Madeleine de Scudéry, *Correspondance*, hrsg. von Rathery, Paris 1873. – Madeleine de Scudéry (1607–1701), französische Schriftstellerin, Schwester des Dichters Georges de Scudéry, Verfasserin mehrerer vielbändiger historisch-galanter Romane.
126 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
127 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
127 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
127 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
128 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
130 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
130 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
130 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
131 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
131 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
131 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
132 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
132 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
133 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
133 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
134 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
135 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.

Ein schöner Prozeß

136 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
136 La Reynie, siehe Anmerkung zu S. 115.
138 Abbé Edme Pirot, *La Marquise de Brinvilliers. Récit de ses derniers moments*, hrsg. von G. Roullier, Paris 1883.
140 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
141 *Archives de la Bastille*, hrsg. von François Ravaisson und Louis Ravaisson-Mollien, Paris 1873.
141 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
142 Pirot, siehe Anmerkung zu S. 138.
142 Pirot, siehe Anmerkung zu S. 138.
143 Pirot, siehe Anmerkung zu S. 138.
144 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.

Ein Tageslauf in Versailles

145 *Recueil chansonnier*, siehe Anmerkung zu S. 57.
145 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
146 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
146 François Grandet, *Mémoires*, hrsg. von Abbé Uzureau, (Anjou historique), Angers 1901.

148 La Bruyère, siehe Anmerkung zu S. 33.
148 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
148 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
149 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
149 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
150 Duchesse d'Orleans, siehe Anmerkung zu S. 93.
150 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
150 Ezéchiel Spanheim, *Relation de la Cour de France* (1690), hrsg. von E. Bourgeois, Paris 1900. – Spanheim (1629–1710), seit 1651 Professor in Genf, trat 1656 als Prinzenerzieher und Diplomat in kurpfälzische Dienste, war 1680 bis 1689 brandenburgischer Gesandter in Paris, danach Staatsminister, 1701 zum Freiherrn erhoben, 1702 erster preußischer Gesandter in London.
151 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
151 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
151 Antoine du Pas, Marquis de Feuquières, *Lettres inédites,* hrsg. von Etienne Gallois, Paris 1847.
151 Saint-Maurice, siehe Anmerkung zu S. 54.
152 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
152 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
152 Madame de Motteville, siehe Anmerkung zu S. 42.
152 Louis XIV, siehe Anmerkung zu S. 52.
153 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
153 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
154 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.

Gift

155 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
155 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
156 *Fragments historiques,* Aufzeichnungen von Jean Racine, zusammen mit *Mémoires sur la vie de Jean Racine* hrsg. von Louis Racine, neu hrsg. von Aimé Martin, Paris 1844. – Jean Racine (1639–1699), französischer Tragödiendichter, Mitglied der Académie Française, Kammerherr und königlicher Historiograph Ludwigs XIV., schrieb seine beiden letzten Tragödien auf Anregung der Marquise de Maintenon. Sein Sohn Louis Racine (1692–1763), Verfasser der wertvollen »Erinnerungen an das Leben Jean Racines«, war ebenfalls Dichter und Schriftsteller.
157 La Reynie, siehe Anmerkung zu S. 115.
157 *Archives de la Bastille,* siehe Anmerkung zu S. 141.
158 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
159 Françoise d'Aubignè, Marquise de Maintenon, *Correspondance,* hrsg. von Th. La Vallée, Paris 1865. – Die Marquise de Maintenon (1635–1719), Enkelin Agrippa d'Aubignés, verheiratet mit dem Dichter

Scarron, 1660 verwitwet, war Erzieherin der Kinder Ludwigs XIV. und der Marquise de Montespan; nach dem Tod der Königin Marie Therese wurde sie 1684 heimlich mit Ludwig XIV. getraut. Madame de Maintenon war eine hochgebildete und strenggläubige Frau; ihr Einfluß auf den König war groß, vor allem in religiöser Hinsicht. Sie gründete in Saint-Cyr bei Versailles ein Pensionat für Töchter des kleinen Adels, wohin sie sich nach dem Tode des Königs zurückzog.

159 Spanheim, siehe Anmerkung zu S. 150.
160 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
161 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
161 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 41.
162 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
162 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
162 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
163 François-Michel Le Tellier, Marquis de Louvois, *Lettres,* hrsg. von Bérard, Paris 1827. – Louvois (1641–1691), Sohn des Kanzlers Michel Le Tellier, war Kriegsminister Ludwigs XIV. und gestaltete das französische Heer völlig neu; als Surintendant des Bâtiments leitete er den Bau des Schlosses von Versailles. Er hatte großen Einfluß auf die Außenpolitik des Königs; 1689 befürwortete er die Verwüstung der Pfalz.
164 *Archives de la Bastille,* siehe Anmerkung zu S. 141.
165 *Archives de la Bastille,* siehe Anmerkung zu S. 141.
165 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
166 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
167 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
168 Feuquières, siehe Anmerkung zu S. 151.
169 Feuquières, siehe Anmerkung zu S. 151.
170 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.

Die Fontanges, »schön wie ein Engel ...«

172 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
173 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
173 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
174 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
175 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
175 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
176 Ninon de Lenclos, *Lettre à Saint-Evremond,* in »Les causeries d'un curieux«, hrsg. von Feuillet de Conches, Paris 1862. – Anne, genannt Ninon de Lenclos (1620–1705), vornehme und berühmte Kurtisane; ihr Salon in Paris war bis in ihr hohes Alter Treffpunkt vieler geistreicher Persönlichkeiten der Stadt und des Hofes. Ihre »Correspondance« wurde 1886 veröffentlicht.

176 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
177 Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
177 Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
178 Françoise d'Aubigné, Marquise de Maintenon, *Conseils et instructions aux demoiselles* (de Saint-Cyr), hrsg. von E. du Châtenet, Limoges 1875. (Marquise de Maintenon, siehe auch Anmerkung zu S. 159.)
178 Laurent Angliviel de La Beaumelle, *Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon*, Amsterdam 1755.
178 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
179 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
179 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
179 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
180 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
180 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
181 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
182 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
182 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
183 La Beaumelle, siehe Anmerkung zu S. 178.
184 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
184 La Reynie, siehe Anmerkung zu S. 115.
185 La Reynie, siehe Anmerkung zu S. 115.
186 La Reynie, siehe Anmerkung zu S. 115.
187 Louis XIV, siehe Anmerkung zu S. 52.
188 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
188 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 41.
188 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
189 Spanheim, siehe Anmerkung zu S. 150.
189 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
189 *Archives de la Bastille*, siehe Anmerkung zu S. 141.
190 Louvois, siehe Anmerkung zu S. 163.

Prinzliche Spiele

191 Louis-François de Bouchet, Marquis de Sourches, *Mémoires sur le règne de Louis XIV*, hrsg. von Comte de Cosnac und Edouard Pontal, Paris 1882–92.
192 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 115.
192 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
192 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
193 François Hébert, *Mémoires*, hrsg. von G. Gérard, Paris 1927.
193 Bussy-Rabutin, siehe Anmerkung zu S. 41.
195 Sandras de Courtilz, *Intrigues amoureuses de la Cour de France*, Köln 1685. (Sandras de Courtilz, siehe auch Anmerkungen zu S. 39 und 112.)
195 Sandras de Courtilz, siehe Anmerkung zu S. 195.

196 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
198 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
198 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
199 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
199 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.

Madame de »Maintenant«

201 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
202 André Félibien, Sieur des Avaux et de Javercy, *Entretien sur la vie et les ouvrages des plus excellents peintres,* London 1705. (Félibien, siehe auch Anmerkung zu S. 21.)
202 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
203 Languet de Gergy, siehe Anmerkung zu S. 123.
204 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
205 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.
206 Louvois, siehe Anmerkung zu S. 163.
207 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
207 Spanheim, siehe Anmerkung zu S. 150.
208 Jean Racine, siehe Anmerkung zu S. 156.
208 Marquise de Maintenon, siehe Anmerkung zu S. 159.
209 Languet de Gergy, siehe Anmerkung zu S. 123.
209 Languet de Gergy, siehe Anmerkung zu S. 123.
210 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
211 Marie-Jeanne de Moreuil d'Aumale, *Mémoires,* hrsg. von d'Haussonville und Hanotaux, Paris o. J.
211 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
212 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
212 René-Louis de Voyer, Marquis d'Argenson, *Journal et Mémoires inèdits,* hrsg. von J. B. Rathery (Société de l'Histoire de France), Paris 1859. – René-Louis d'Argenson (1694–1757), französischer Schriftsteller und Staatsmann, war unter der Regentschaft Philipps II. von Orléans Intendant im Hennegau, während des Österreichischen Erbfolgekriegs Staatssekretär des Äußeren.
213 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.

Das große Werk

215 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
216 Mademoiselle de Scudéry, siehe Anmerkung zu S. 126.
217 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
218 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
218 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
218 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
219 Duchesse de Montpensier, siehe Anmerkung zu S. 55.

220 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
220 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
221 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
221 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
222 Anne-Jules, Duc de Noailles, *Mémoires politiques et militaires*, zusammengestellt anhand von gesammelten Originalstücken durch Adrien-Maurice, Duc de Noailles, bearbeitet von Abbé Millot, hrsg. von Michaud und Poujoulat, Paris 1839. – Anne-Jules de Noailles (1650–1708), Maréchal de France, war Gouverneur des Languedoc unter Ludwig XIV. und ging rücksichtslos gegen die Hugenotten vor. Sein Sohn Adrien-Maurice, ebenfalls Maréchal de France, lebte von 1678 bis 1766.
223 Nicolas-Joseph Foucault, *Mémoires*, hrsg. von F. Baudry (Collection de documents inédits sur l'Histoire de France), Paris 1862.
223 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
224 Spanheim, siehe Anmerkung zu S. 150.
224 Abbé Louis Le Gendre, *Mémoires*, hrsg. von M. Roux, Paris 1865.
225 Spanheim, siehe Anmerkung zu S. 150.
226 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
227 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
227 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
228 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
228 Le Dieu, siehe Anmerkung zu S. 76.
229 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
229 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
229 Foucault, siehe Anmerkung zu S. 223.
230 *Lettres historiques et anecdotiques* (»Les Nouvelles à la main«), Berichte zur Regierungszeit Ludwigs XIV., Manuscrit français 10265, Bibliothèque nationale, Paris.
231 Jean-Baptiste Colbert, Marquis de Seignelay, *Lettres*, hrsg. von Pierre Clément, Paris 1867. – Der Marquis de Seignelay (1651–1690), Sohn von Colbert (Anmerkung zu S. 22), war Marineminister.
231 René de Frouillai, Comte de Tessé, *Lettres*, hrsg. von Treuttel und Wiertz, Paris 1806. – Tessé (1650–1725), Maréchal de France, zeichnete sich als französischer Offizier während des Spanischen Erbfolgekrieges aus.
231 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
232 Cosnac, siehe Anmerkung zu S. 64.
234 Noailles, siehe Anmerkung zu S. 222.

Die Fistel Seiner Majestät

235 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
235 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
236 Spanheim, siehe Anmerkung zu S. 150.

237 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
238 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
239 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
239 Louis-Nicolas Le Tonnelier, Baron de Breteuil, *Fragments*, hrsg. von Ed. Fournier (Variétés historiques et littéraires).
243 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
243 *Journal de la santé du Roi*, siehe Anmerkung zu S. 121.
244 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
244 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
244 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
245 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
246 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
247 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.

Wie Louvois starb

248 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
249 Sébastien Le Prestre, Marquis de Vauban, *Les Osivetés de Monsieur de Vauban et sa correspondance*, hrsg. von Rochas d'Aiglun, Paris 1910. – Vauban (1633–1707) kämpfte in spanischen Diensten gegen Frankreich, wurde 1653 gefangengenommen und trat als Offizier in die französische Armee ein; 1655 königlicher Ingenieur, 1658 General, 1669 Generalinspekteur und 1678 Generalkommissar für das Festungswesen, 1703 Maréchal de France. Vauban erbaute 33 neue und verbesserte etwa 300 bestehende Festungen. Neben zahlreichen militärischen Schriften veröffentlichte er als Finanz- und Wirtschaftsexperte sein »Projet d'une dîme royale« zur Reform des Steuersystems, woraufhin er bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel.
249 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
250 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
250 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
251 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
252 Comtesse de La Fayette, siehe Anmerkung zu S. 41.
252 Vauban, siehe Anmerkung zu S. 249.
254 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
254 Languet de Gergy, siehe Anmerkung zu S. 123.
255 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
256 Michel Le Vassor, *Les Soupirs de la France esclave*, Flugschrift, Amsterdam 1689.
257 Vauban, siehe Anmerkung zu S. 249.
258 Charles-Philippe d'Albert, Duc de Luynes, *Mémoires*, hrsg. von Dussieux und Soulié, Paris 1862.
258 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
259 Visconti, siehe Anmerkung zu S. 29.
259 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.

259 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
260 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
260 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
261 Claude, Comte de Forbin, *Mémoires*, hrsg. Michaud und Poujoulat, Paris 1839. – Forbin (1656–1733) französischer Seeoffizier, Geschwaderkommandant und Gefährte Jean Barts.
263 Forbin, siehe Anmerkung zu S. 261.
264 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.
264 Tessé, siehe Anmerkung zu S. 231.
265 Dionis, *Dissertation sur la mort subite*, hrsg. von Laurent d'Houry, Paris 1709. – Dionis war der Leibarzt der Dauphine, der Herzogin von Burgund und des Marquis de Louvois'.
266 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
267 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
268 Choisy, siehe Anmerkung zu S. 29.

Conti – »Entzücken des Hofes«

269 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
270 James Fitzjames, Duc de Berwick, *Mémoires*, hrsg. von Michaud und Poujoulat, Paris 1839. – James Fitzjames (1670–1734) war der natürliche Sohn Jakobs II. von England, der ihm 1687 den Herzogstitel verlieh; er kämpfte seit 1691 in französischen Diensten und wurde von Ludwig XIV. zum Lieutenant général befördert; im Spanischen Erbfolgekrieg führte er 1704 das Kommando in Spanien, 1705 im Languedoc gegen die Camisarden; 1706 Maréchal de France; 1707 von Ludwig XIV. zum Herzog von Liria und Xerica erhoben.
271 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
272 Jean de La Fontaine, *Oeuvres complètes*, hrsg. von Pillet, Paris. – La Fontaine (1621–1695), französischer Dichter, Protegé Fouquets und anderer vornehmer Gönner, lebte seit 1658 in Paris; seine Hauptwerke sind die »Contes et nouvelles en vers« und vor allem die Fabeln.
272 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
274 La Fare, siehe Anmerkung zu S. 43.
275 François-Louis, Prince de Conti, *Lettre au Prince de Condé* (über die Einnahme von Nerwinden), in: »Le Mercure galant«, August 1693. – Der Prinz von La Roche-sur-Yon und Conti (1664–1709) wurde 1697 zum König von Polen ausgerufen, verzichtete aber zu Gunsten Augusts des Starken von Sachsen; Ludwig XIV. ernannte ihn zum Gouverneur des Languedoc; 1703 befehligte Conti das französische Heer in Italien.
276 Marquise de Sévigné, siehe Anmerkung zu S. 28.
277 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
278 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.

278 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
278 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
280 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
281 Philippe-Emmanuel, Marquis de Coulanges, *Lettres* (an Madame de Grignan), in der Ausgabe der Briefe der Marquise de Sévigné hrsg. von Charles Nodier, Paris 1836. – Coulanges (1633–1716) war ein Vetter der Marquise de Sévigné, Marguerite-Françoise, Comtesse de Grignan (1646–1705) war ihre Tochter.
281 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
282 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
282 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
283 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
283 Marquise de Maintenon, siehe Anmerkung zu S. 159.
283 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
284 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.

»Diese gute Madame Guyon«

285 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
286 Madame du Pérou, *Mémoires sur Madame de Maintenon,* hrsg. von Fulgence, Paris 1846.
286 Madame du Pérou, siehe vorstehende Anmerkung.
287 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
288 François de Salignac de La Mothe-Fénelon, *Lettre à Louis XIV,* hrsg. von Augustin Renouard, Paris 1825. – Fénelon (1651–1715), französischer pädagogischer und religiöser Schriftsteller und Geistlicher, war Erzieher der Enkel Ludwigs XIV. (der Herzöge von Burgund, Anjou und Berry); 1695 wurde er Erzbischof von Cambrai; seine »Maximes des Saints« (1697) wurden von Papst Innozenz XII. verdammt, sein Erziehungsroman »Les aventures de Télémaque« (1699) brachte ihn bei Ludwig XIV. in Ungnade.
291 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
291 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
293 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
293 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
294 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
294 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 193.
295 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
295 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
297 Louis Racine, siehe Anmerkung zu S. 156.
299 Louis Racine, siehe Anmerkung zu S. 156.
299 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
300 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
301 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
301 Duchesse d'Orleans, siehe Anmerkung zu S. 93.
301 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.

302 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
302 François de Salignac de La Mothe-Fénelon, *Oeuvres*, hrsg. von Gosselin und Caron, Versailles 1820–30. (Fénelon, siehe auch Anmerkung zu S. 288.)

»Meine Herren, dies ist der König von Spanien«

303 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
304 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
305 Marquise de Maintenon, siehe Anmerkung zu S. 159.
305 *Le Mercure galant*, 1672 von Jean Donneau de Visé gegründete und ab 1684 gemeinsam mit Thomas Corneille herausgegebene Zeitschrift. – Donneau de Visé (1638–1710), Journalist und Schriftsteller, erwarb sich durch den »Mercure galant« große Achtung und die Gunst des Königs, 1691 wurde er königlicher Historiograph. Thomas Corneille (1625–1709) war der jüngere Bruder des Dichters Pierre Corneille; er schrieb zahlreiche Dramen (einige davon zusammen mit Donneau de Visé) und war nach Molières Tod 1673 Hauptautor von dessen Theatertruppe.
306 *Le Mercure galant*, siehe Anmerkung zu S. 305.
307 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
307 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
307 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
308 Breteuil, siehe Anmerkung zu S. 239.
308 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
309 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
309 Coulanges, siehe Anmerkung zu S. 281.
310 Antoine du Pas, Marquis de Feuquières, *Mémoires*, London 1736. (Feuquières, siehe auch Anmerkung zu S. 151.)
311 Pierre Narbonne, *Journal des règnes de Louis XIV et Louis XV*, Versailles 1866.
311 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
312 Nicolas de Sainctot, *Cérémonial de France à la Cour de Louis XIV*, hrsg. von Abbé Duffo, Paris 1936.
312 Breteuil, siehe Anmerkung zu S. 239.
313 Breteuil, siehe Anmerkung zu S. 239.
313 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
314 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.

Prädikanten und Camisarden

316 Madame Dunoyer, siehe Anmerkung zu S. 61.
316 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
318 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
318 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
320 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

321 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
321 *Recueil chansonnier*, siehe Anmerkung zu S. 57.
322 Nicolas de Lamoignon de Basville, *Mémoires pour servir à l'Histoire du Languedoc*, hrsg. von P. Boyer, Amsterdam 1734. – Lamoignon de Basville (1648–1724) war Intendant des Languedoc, wo er nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 hart gegen die Protestanten vorging.
322 Abraham Mazel und Elie Marion, *Mémoires*, hrsg. von Charles Bost, Paris 1931.
323 Charles-Joseph de La Baume, *Relation historique de la révolte des fanatiques ou des Camisards*, hrsg. von Abbé Goiffron, Nîmes 1874.
325 Jacques Bonbonnoux, *Mémoires*, hrsg. von Pasteur J. Vieilles, Anduce 1838.
326 Bonbonnoux, siehe Anmerkung zu S. 325.
326 Bonbonnoux, siehe Anmerkung zu S. 325.
327 *Lettre des Camisards aux habitants de Bagnols* (Archives nationales), hrsg. von Charles Almeras in »La révolte des Camisards«, Paris 1959.
328 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
328 La Baume, siehe Anmerkung zu S. 323.
329 Esprit Fléchier, *Lettres choisies*, hrsg. von Abbé Goussault, Paris 1715. – Fléchier (1632–1710), 1685 Bischof von Lavaux, 1687 Bischof von Nîmes, war berühmt als Kanzelredner und Autor, Mitglied der Académie Française.
329 R. P. Louvreleuil, *Le Fanatisme renouvelé*, hrsg. von J. C. Chastannier, Avignon 1704.
330 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
330 Louvreleuil, siehe Anmerkung zu S. 329.
331 Jean Cavalier, *Memoirs of the wars of the Cevennes*, Dublin 1726. – Cavalier (1680–1740) war der einflußreichste Camisardenführer.
331 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
332 Bonbonnoux, siehe Anmerkung zu S. 325.
332 La Baume, siehe Anmerkung zu S. 323.
333 La Baume, siehe Anmerkung zu S. 323.
333 La Baume, siehe Anmerkung zu S. 323.
334 La Baume, siehe Anmerkung zu S. 323.

Die tolle Herzogin von Burgund

335 Benjamin Priolo, *Relation de la Cour de France*, Amsterdam 1731.
336 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
337 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
337 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
338 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
339 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.

340 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
340 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
343 Comtesse de Caylus, siehe Anmerkung zu S. 59.
343 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
344 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
345 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
345 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

Die schlechten Zeiten

347 Sébastien Le Prestre, Marquis de Vauban, *Projet d'une dîme royale*, hrsg. von E. Coornaert, Paris 1933. (Vauban, siehe auch Anmerkung zu S. 249.)
350 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
350 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
351 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
351 Narbonne, siehe Anmerkung zu S. 311.
352 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
354 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
354 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
354 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
355 Mademoiselle d'Aumale, siehe Anmerkung zu S. 211.
356 Mademoiselle d'Aumale, siehe Anmerkung zu S. 211.
356 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
357 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
357 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
358 Marc-René de Voyer, Marquis d'Argenson, *Rapports inédits*, hrsg. von Paul Cottin, Paris 1891. – Marc-René d'Argenson (1652–1721) wurde 1697 Erster Polizeilieutenant von Paris und 1718 Präsident des Conseil des finances und Siegelbewahrer; er war Mitglied der Académie Française.
359 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
360 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
360 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
360 Hébert, siehe Anmerkung zu S. 193.
361 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

Trauer und Siege

363 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
363 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
364 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
364 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
365 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
365 Narbonne, siehe Anmerkung zu S. 311.
366 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

368 Marquise de Maintenon, siehe Anmerkung zu S. 159.
369 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
369 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
369 Voltaire, *Le Siècle de Louis XIV*, hrsg. von L. Flandrin, Paris-Lille 1925. – François-Marie Arouet, genannt Voltaire (1694–1778), Mitglied der Académie Française, französischer Geschichtschreiber, Philosoph, Kritiker, Dichter; sein »Siecle de Louis XIV« erschien zuerst im Jahre 1751.
370 Voltaire, *Questions sur l'Encyclopédie*, 9 Bde. 1770–72. (Voltaire, siehe auch Anmerkung zu S. 369.)
371 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
371 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
373 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
373 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
374 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
374 Sourches, siehe Anmerkung zu S. 191.
375 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
376 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
376 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
377 Voltaire, siehe Anmerkung zu S. 369.
377 Louis-Claude, Duc de Villars, *Mémoires*, hrsg. von Marquis M. de Voguë (Société de l'Histoire de France), Paris 1904. – Der Duc de Villars (1653–1734), Mitglied der Académie Française, wurde 1702 Maréchal de France, 1704 übertrug ihm Ludwig XIV. die Unterwerfung der Camisarden in den Cevennen, 1709 den Oberbefehl über das Heer in den Niederlanden, 1713 kämpfte er erfolgreich am Rhein; 1715 nach dem Rastatter Frieden wurde Villars zum Präsidenten des Kriegsrates, 1718 zum Staatsminister ernannt.
379 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.

Der Tod des Gottes

381 Marquise de Maintenon, siehe Anmerkung zu S. 159.
381 Duchesse d'Orléans, siehe Anmerkung zu S. 93.
382 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
384 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
385 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
386 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
387 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
388 Jean Buvat, *Journal de la Régence*, hrsg. von Emile Campardon, Paris 1865.
388 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
389 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
389 Dangeau, siehe Anmerkung zu S. 29.
389 Marquise de Maintenon, siehe Anmerkung zu S. 159.

390 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
390 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
391 *Le Mercure galant*, siehe Anmerkung zu S. 305.
394 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
395 Jacques Anthoine (et ses fils), *Journal historique ou récit fidèle de ce qui s'est passé de plus considérable pendant la maladie et la mort de Louis XIV, roi de France et de Navarre*, hrsg. von Ed. Drumont, Paris 1880.
395 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
396 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
396 Anthoine, siehe Anmerkung zu S. 395.
398 Anthoine, siehe Anmerkung zu S. 395.
398 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
399 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
399 Narbonne, siehe Anmerkung zu S. 311.
400 Saint-Simon, siehe Anmerkung zu S. 22.
400 *Recueil chansonnier*, siehe Anmerkung zu S. 57.
400 Narbonne, siehe Anmerkung zu S. 311.
400 Voltaire, siehe Anmerkung zu S. 369.

Verzeichnis der Bildtafeln[1]

[1] Die Tafeln stehen den angegebenen Seiten jeweils gegenüber.

Die freundliche Genehmigung zur Reproduktion erteilten für die Bilder gegenüber Seite 160, 257 links, 257 rechts, 352 rechts und 352 links Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin; 336 Kunstarchiv Arntz, Haag; 241 links Bruckmann Giraudon; 96 und 177 rechts oben Paris-Match Marie Claire, Paris; 353 Historia-Photo Charlotte Fremke, Bad Sachsa; 81, 97 links, 97 rechts, 161 rechts oben, 177 rechts unten, 240 und 337 Photographie Giraudon, Paris; 241 rechts Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck; 80, 176, 256 und Umschlag René Julliard, Paris; 161 links oben, 161 links unten und 161 rechts unten Ullstein Bilderdienst, Berlin; 177 links oben und 177 links unter H. Roger Viollet, Paris.